17 24

GAUDEO

John Carter Brown
Library
Brown University

The John Carter Brown Library
Brown University
Purchased from the
Louisa D. Sharpe Metcalf Fund

Zimbille

Beyträge
zur
Geheimen Geſchichte
des menſchlichen
Verſtandes und Herzens.

Aus den Archiven der Natur gezogen.

It is in Life as 'tis in painting:
Much may be right, yet much be wanting.

PRIOR.

Erſter Theil.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich.
1770.

Vorbericht.

Ueberhaupt, meine wehrteſten Leſer, iſt es wie Ihr ſaget: — ein Autor kann ſein Buch nie zu gut machen. — Nicht eben darum, weil der Leſer das Buch bezahlen muß; denn ein Buch müßte unbegreiflich ſchlecht ſeyn, aus welchem man gar nichts lernen könnte; und das, was man daraus lernen kann, müßte ſehr wenig werth ſeyn, wenn es die etliche Groſchen nicht werth wäre, die man, über den Werth des Buchs, als

Maculatur betrachtet, bezahlen muß: — Sondern, weil die Abſicht, oder die Abſichten, welche ein Schriftſteller ſich vorgeſetzt zu haben geachtet wird, in einigem erträglichen Grade durch nichts anders als durch die innerliche Güte ſeines Werkes erreicht werden können.

Ich bin von der Wahrheit dieſes Satzes ſo überzeugt, daß, wenn es nur an meinem Willen läge, dieſes Buch, welches ihr, es ſey nun aus Vorwitz, oder Lehrbegierde, oder Langerweile, oder Liebe zum Leſen, oder Tadelſucht, oder irgend einer andern Eitelkeit, gekauft, oder von einem guten Freunde geborgt habt, um es zu leſen, oder zu durchblättern, oder zu recenſieren, oder zu tadeln, u. ſ. w. —

das

das lehrreicheſte, gründlichſte, witzigſte und angenehmſte Buch in der Welt ſeyn, und von dem allerbeleſenſten Polyhiſtor bis zum unbeleſenſten Denker, vom Premierminiſter bis zum Canzleycopiſten, vom Feldmarſchall bis zum Fähndrich, vom Kaiſer bis zu Bürgermeiſter und Rath der Stadt Buchhorn, und von der Göttinn bis zu ihrer Iris, von allen, welche leſen können, für das angenehmſte und unterhaltendſte unter allen Werken, die jemals in Kalbleder oder Carton eingebunden worden ſind, gehalten werden ſollte.

Sintemal aber, nach der Ordnung der Natur (wie Cervantes nach dem Horaz, und Horaz nach unzählichen an-

dern, bemerkt hat) niemand andre Kinder, als welche ſeinem Bilde ähnlich ſind, zeugen kann: So iſt auch alles, was ich, um euch meinen guten Willen zu beweiſen, thun kann, daß ich mich beſtrebe, dieſem Kinde meines Geiſtes wenigſtens allen den Verſtand, Witz, und guten Humor, und alle die Empfindung, Gutherzigkeit, und Wohlgeſinntheit, womit mich der Himmel bey meiner Verſendung in dieſe Unterwelt auszuſteuren für gut befunden hat, ſo freygebig mitzutheilen, als es die Klugheit, (welche will, daß ein Vater auch noch etwas für ſich ſelbſt behalten ſolle) nur immer geſtatten konnte.

Meine

Meine geringſte Abſicht iſt, daß es euch amüſieren, meine vornehmſte, daß es euch beſſer machen möchte. Ich bin offenherzig über dieſen Punct; denn ich ſehe nicht, wozu es dienen könnte, ein Geheimniß daraus machen zu wollen.

Da ich euch ſo gut zu kennen glaube, daß ich bis zur Evidenz überzeugt bin, meinen letzten Zweck nur durch den erſten erreichen zu können: So entſchloß ich mich, — von dem Augenblick an, da ich, aus Antrieb meines Agathodämons — oder irgend eines andern Dämons von der Mittelgattung — mich hinſetzte, für euch zu arbeiten, — das kleine Intereſſe meiner Eitelkeit oder Ruhmbegierde, wenn Ihr es ſo nennen

wollt, mit zwanzig andern eben ſo klei-
nen Nebenabſichten, meinem großen End-
zweck, dem, der allein ein Werk ſeinen
Urheber überleben machen kann, aufzu-
opfern. Ich entſchloß mich, lieber we-
niger weiſe zu ſcheinen, als meinen
Zweck zu verfehlen; lieber von leicht-
ſinnigen oder blöden Beurtheilern dafür
angeſehen zu werden, als ob ich keine ſo
ernſthafte Abſicht habe, als euch durch
die wichtige Miene, welche bey gewiſſen
Modernen den Philoſophiſchen Bart
und Mantel erſetzen muß, und durch die
Monotonie einer didactiſchen Ordnung,
einzuſchläfern.

Mich deutlicher und näher über das
Weſen und die Form dieſes Werkes

(wel-

(welches, nach meinem Plan, mit dem erſten Bande noch nicht geſchloſſen iſt) vernehmen zu laſſen, dåucht mir, nach dem, was ich vom Titelblatt an bisher ſchon geſagt habe, wo nicht uͤberfluͤßig, doch entbehrlich; und diejenige unter euch muͤßten blöde Augen haben, welche dies alles nicht eben ſo gut als ich ſelbſt wiſſen ſollten, wenn ſie bis zum letzten Blatt des letzten Theils gekommen ſeyn werden. Denn, in der That, kann man (wie der große Ritter Don Quixotte von Mancha weislich ſagt) denjenigen, ohne Bedenken, blind nennen, der nicht durch ein Sieb ſehen kann.

Ich weiß es uͤbrigens nur gar zu wohl, wozu ich mich anheiſchig mache,

indem ich euch hoffen laſſe, Beluſtigung für euern Witz, und Unterhaltung für euren Kopf — vielleicht, auch für euer Herz, — in einem Buche zu finden, welches, nach meinem bereits abgelegten Bekenntniß, eine ganz andere Abſicht hat. Ich weiß, lieben Leſer, alles was ihr von mir zu fodern berechtiget ſeyd. Aber erlaubet mir zu ſagen, daß ich eine eben ſo gerechte Gegenforderung an euch zu machen habe. Wenn ich euren Witz beluſtigen, und euer Herz unterhalten ſoll, ſo kann ich mit der äußerſten Billigkeit nicht weniger von euch verlangen, als — daß ihr ſchon Witz und Herz habet, eh ihr zu leſen anfangt; denn kein Prometheus bin ich nicht.

nicht. Ich kann euch keines von beyden geben, und es wåre, aufs gelindeſte geſprochen, ſehr Sultaniſch von euch, wenn ihr amůſiert ſeyn wolltet, ohne amůſabel zu ſeyn. Der Himmel wolle, daß über dieſen Punct kein Streit zwiſchen euch und mir entſtehe! denn in der That, ich wůßte nicht, wer Richter ſeyn kőnnte.

Indeſſen iſt zu meiner Rechtfertigung genung, daß ich mich deutlich erklårt zu haben glaube, für was für eine Art von Leſern ich dieſe Beytråge zur geheimen Geſchichte des Menſchen aus den Archiven der Natur gezogen habe. Mehr kann, wie Fielding bemerkt, ein Schriftſteller nicht thun, um ſeine Leſer

vor

vor einem Kaufe zu warnen, der ſie reuen könnte. Ein Talisman, oben auf der erſten Seite, wodurch das ganze Buch für alle, die es nicht leſen ſollten, zu weiſſem Papier würde, wäre freylich noch beſſer. Aber, leider! — Es geht mir wie euern Philoſophen. Auf die Magie verſtehe ich mich ſo ziemlich; aber — zaubern kann ich nicht.

Beyträge
zur
Geheimen Geſchichte
des menſchlichen
Verſtandes und Herzens.

Erſtes Buch.

Erſtes Buch.

I.

Vor undenklichen Jahren (ſagt eine alte Mexicaniſche Tradition) kam ein großer Comet, auf ſeiner Reiſe um die Sonne, — man weiß nicht aus welcher Veranlaſſung, — dem Planeten, welchen unſre Vorfahren bewohnten, ſo nahe, daß ſie, nach menſchlicher Weiſe zu reden, handgemein mit einander wurden.

Das Gefechte war eines der hartnäckigſten, welche ſeit langer Zeit in den Gefilden des Ethers vorgefallen waren. Die beſondern Umſtände davon ſind, aus Mangel beglaubter

Zeugniſſe, unbekannt. Alles, was wir davon ſagen können, iſt, daß, nachdem der Mond ſeiner Schweſter Erde zu Hülfe gekommen, der Comet ſich endlich genöthiget fand, mit Zurücklaſſung des größten Theils von ſeinem Schweife, die Flucht zu ergreifen, und, es ſey nun aus Poltronnerie oder Schaam über ſeine mißlungene Unternehmung, ſich im leeren Raume ſo weit zu verlaufen, daß er, nach der Meynung der beſten Chineſiſchen Sterngucker, bis auf den heutigen Tag den Rückweg noch nicht finden können.

Wie wichtig der Verluſt ſeines Schweifs für ihn geweſen ſey, können wir nicht beſtimmen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß die Erde wenig Urſache hatte, ſich über dieſes erfochtene Siegeszeichen zu erfreuen. Denn, unglücklicher Weiſe, befande ſich in dieſem Schweife (welcher nach der mäßigſten Berechnung 1'344566 Mexicaniſche Meilen lang, und nach

Pro-

Proportion breit und dick war) obenhin gerechnet, wenigſtens 10000'000 000 Tonnen Waſſers, welches, in erſchrecklichen Güſſen auf die arme Erde herunter ſtürzend, in wenigen Stunden eine ſolche Ueberſchwemmung verurſachte, daß alle Menſchen und Thiere des ganzen mittlern Theils der Halbkugel, welche die Antipode von der unſrigen iſt, von Luiſiana und Californien an bis zu der Erdenge Panama, dadurch zu Grunde giengen; wenige einzelne ausgenommen, die ſo unglücklich waren, in den Klüften der höchſten Gebürge einem feuchten Tod zu entrinnen, um aus Mangel an Lebensmitteln, von einem trocknen, aber unendlich mal grauſamern aufgerieben zu werden.

Hüet, und ſeines gleichen würden kein Bedenken tragen, uns zu verſichern, daß dieſe Tradition nichts anders als eine durch die Länge der Zeit abgenutzte, und, nach Gewohnheit der Heiden, mit Fabeln wieder unterlegte und aus-

geflickte Nachricht von der allgemeinen Sünd-
flut ſey. — —

Es kann ſeyn. — Aber da es eben ſo mög-
lich iſt, daß dieſe Mexicaniſche Ueberſchwem-
mung nur particular geweſen, und ſpäter erfolgt
als jene; und da aus Mangel zuverläßiger chro-
nologiſcher Nachrichten ſich in dieſer Sache nichts
beſtimmen läßt, ſo — überlaſſen wir dieſe Fra-
ge, von uns unberührt, einem jeden, der ſich ih-
rer annehmen will, — um zu derjenigen inter-
eſſanten Begebenheit fortzueilen, welche der Le-
ſer, wenn er über dieſen Anfang noch nicht ein-
geſchlafen iſt, im zweyten Capitel dieſes rha-
pſodiſchen Werkes, mit allen Grazien der Neu-
heit, deren eine ſo alte Geſchichte nur immer
fähig iſt, beſchrieben finden wird.

2.

Ein junger Menſch, welcher jedoch alt genung
war, zu wiſſen, daß man ihn Koxkox zu nen-
nen

nen pflegte, eh dieſes entſetzliche Schickſal ſein Vaterland befiel, hatte das Glück, der allgemeinen Zerſtörung zu entrinnen, und das Unglück, allem Anſehen nach, das einzige menſchliche Weſen zu ſeyn, welchem dieſes Glück zu Theil worden war.

Koxkox glaubte ſich zu erinnern, daß der Frühling, welcher, nachdem das Gewäſſer von den höher liegenden Orten abgefloſſen war, wieder aufzublühen anfieng, wenigſtens der zehente ſey, den er erlebt hätte; — ein Umſtand der zum Vortheil ſeines Verſtandes wenigſtens ſo viel beweiſt, daß er $3\frac{1}{3}$ mal beſſer zählen konnte, als die armen Einwohner von Neuholland, welche es bis auf dieſen Tag noch nicht weiter als bis zur Pythagoriſchen Drey haben bringen können; — wenn wir ſo gut ſeyn wollen, es den Reiſebeſchreibern zu glauben. — Und in der That wär' es, das wenigſte zu ſagen, ſehr unfreundlich, wenn wir

Leuten, welche ſo viel Gefahren und Beſchwerden untergangen ſind, um uns andern glebæ addictis Wunderdinge nach Hauſe zu bringen, eine ſo wenig koſtende Kleinigkeit als ein Bischen Glauben iſt, verſagen wollten.

Zufolge der beſagten Rechnung alſo, mochte Koxkox, wofern er ſich anders nicht überzählt hatte — welches größern Chronologen als er begegnet iſt, und noch täglich begegnet — ungefehr vierzehn bis funfzehn Jahre alt ſeyn; vorausgeſetzt, daß er ſich wenigſtens bis auf ſein fünftes Jahr habe zurück erinnern können, welches von einem Jüngling von erträglicher Fähigkeit nicht zuviel gefodert ſcheint.

Man weiß nicht wie es zugegangen, daß er während der Ueberſchwemmung und eine geraume Zeit hernach, ſich erhalten konnte. Was ſeyn ſoll, muß ſich ſchicken, ſagten unſre Alten, — welche mit ihren Sprüchwörtern gemeiniglich mehr ſagen, als viele Leute zu verſtehen fähig

ſind;

ſind; — Im Nothfall ſehe ich nicht, warum wir nicht unendlichmal befugter ſeyn ſollten, ihn durch ein Wunder zu retten, als die Chronikenſchreiber des achten und etlicher folgender Jahrhunderte es waren, Wunder auf einander zu häufen, wo man nicht begreifen kann, wozu ſie dienen ſollen; — denn die Rettung eines Menſchen in einem Falle wie dieſer ſcheint doch wohl dignus vindice nodus zu ſeyn. Sollte aber einer oder der andre von unſern Leſern kein Liebhaber von dieſer Art der Entwicklungen, — welche, im Grunde, in der That keine Entwicklungen ſind, — ſeyn: So däucht uns, könnten ſie ſich billig daran begnügen laſſen; daß er, beſag ſeiner ganzen Geſchichte, da war. Denn war er da, ſo iſt die Möglichkeit ſeines Daſeyns außer allem Zweifel; wie jedermann zugeben wird, der ſeinen Ariſtoteles nicht ganz vergeſſen hat.

3.

Das Land, worauf ſich Koxkox befand, war durch die beſagte Ueberſchwemmung zu einer Inſel geworden. Nach einiger Zeit hatte die Erde wieder angefangen, eine lachende Geſtalt zu gewinnen; junge Hayne kränzten wieder die Stirne der Berge, und dieſe Hayne wimmelten in kurzer Zeit wieder von Papagayen und Colibri's; die Fluren, die Thäler waren voll Blumen, und fruchtetragender Gewächſe; — kurz, da er nun immer weniger Schwierigkeiten fand, ſich fortzubringen, würde ſich ſein Herz der Freude wieder haben öffnen können, wenn die Einſamkeit, welche keinem Menſchen gut iſt, für einen Menſchen von ſechszehn oder ſiebenzehn Jahren nicht beynahe eben ſo entſetzlich wäre, als — für den einſiedleriſchen Talapoin, — welcher, um deſto ruhiger der Betrachtung des geheimnißvollen Nichts (des Urſprungs und Abgrunds aller Dinge, nach Fo-hi's

hi's Grundſätzen) obzuliegen, ſich dreißig ganzer Jahre aus aller männlichen und weiblichen Geſellſchaft freywillig verbannt hatte, — der beleidigende Anblick eines Nymphen-ähnlichen Mädchens, das ſich in ſeine Wildniß verirret hat.

Die Einſamkeit, — ich meyne hier eine ſolche, welche nicht von unſerm Willen abhängt, und die in einer gänzlichen Beraubung aller menſchlichen Geſellſchaft beſteht, — muß für Menſchen, die an die Vortheile und Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens gewöhnt ſind, ein unerträgliches Uebel ſeyn. Doch nicht für alle in gleichem Grade. — Der Dichter, der Platoniſt, der Liebhaber von der ſchwärmeriſchen Art, es ſey nun, daß er in eine materielle oder unſichtbare Schönheit verliebt iſt; kurz die Penſeroſi aller Gattungen und Arten, entreiſſen ſich oft freywillig dem Getümmel der Stadt, fliehen aufs Land, in einſame

Schatten, in wilde Gegenden, wo überhangen-de Felſen, finſtre Wälder, fernher ſchallende Waſſerfälle die ſüſſe Schwermuth unterhalten, welche das Element einer begeiſterten Einbil-dung iſt. Solche Leute würden ſichs, wenigſtens eine Zeit lang, in einer einſamen Inſel, gefallen laſſen können. Wenn ſie anfiengen das Leere ihres Zuſtandes zu fühlen, wie viele Hülfsmittel würde ihnen ihre Imagination darbieten? Sie würden Berge und Hayne und Thäler mit einge-bildeten Weſen anfüllen, ſie würden mit den Nymphen der Bäche, mit den Dryaden der Bäume Liebesverſtändniſſe unterhalten, und wenn dieſes Mittel gleich nicht immer hinläng-lich wäre, die Forderungen der Natur und des Herzens zu befriedigen, ſo würde es doch genung ſeyn, um ſie zuweilen einzuſchläfern und durch angenehme Träume zu täuſchen; — und alle Bonzen und Bonzinnen auf beyden Seiten des Ganges wiſſen, „daß angenehme Träume ſehr

viel

viel ſind, wenn man — nichts ſubſtanziellers haben kann.“

Aber der arme Koxkox hatte keinen Begriff von dieſen Mitteln, ſich die Einſamkeit zu verſüſſen. Das Volk, welches in den Gewäſſern des Cometenſchweifes erſäuft worden war, hatte ſich noch in den Rudimenten des geſelligen Standes befunden. Zufrieden mit den freywilligen Geſchenken der Natur hatten ſie noch wenig Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeiten zur Kunſt zu entwickeln. Ihre Einbildungskraft ſchlummerte noch, und ihre Sprache war nur wenig reicher und wohlklingender als die Sprache der wilden Truthähne, womit ihre Wälder angefüllt waren. Die Erziehung, welche Koxkox unter einem ſolchen Völkchen genoſſen hatte, konnte ihm alſo wenig oder gar nichts helfen, die Beſchwerlichkeiten des verlaſſenen Zuſtandes, worinn er ſich befand, zu erleichtern. Hingegen erſetzte ſie ihm auf einer andern Seite wie-

der,

der, was auf dieſer abgieng; ſie verhinderte ihn das Elend ſeines Zuſtandes zu fühlen.

4.

Indeſſen erinnerte er ſich doch ganz lebhaft, das er in ſeinem vorigen Zuſtande unter andern Kindern geweſen war, daß ſie mit einander geſpielt hatten, und daß unter dieſen Spielen ein Tag nach dem andern wie ein Augenblick vorbeygeſchlüpft war. Er merkte, daß ihm itzt die Tage länger vorkamen; oft ſo lange, daß es nicht auszuſtehen geweſen wäre, wenn er ſich nicht damit geholfen hätte, ſich irgend in ein dickes Gebüſche hinzulegen, und den ganzen langen Tag ſo gut hinweg zu ſchlafen, als ob es nur eine einzelne Stunde geweſen wäre. Lebhafte Träume verſetzten ihn in die Tage ſeiner Kindheit zurück; er jagte ſich mit ſeinen Geſpielen durch Gebüſche, ſie plätſcherten mit einander in kühlen Bächen,

oder

oder kletterten an jungen Palmbäumen hinauf. Keuchend erwachte er darüber, und wurde dann ſo traurig über ſeine Einſamkeit, daß er ſich wieder hinlegte, zu träumen. Aber weder Schlaf noch Traum war ſo gefällig wieder zu kommen. In dem ſchwermüthigen ſtaunenden Zuſtand, worein ihn dieſe Situation ſetzte, blieb ihm nichts anders übrig, als mit ſich ſelbſt zu reden, — welches ſich gemeiniglich damit endigte, daß er unwillig darüber wurde, keine Antwort zu bekommen; — oder mit etlichen Papagayen zu ſpielen, aus welchen er ſich, in Ermanglung eines beſſern, eine Art von Geſellſchaft gemacht hatte.

Die Papagayen hatten die ſchönſten Federn von der Welt, — aber eine ſo dumme, gleichgültige, gedankenloſe Miene, ſo wenig Fähigkeit zu amüſieren oder ſich amüſieren zu laſſen, daß ſogar Koxkox bey aller ſeiner eigenen Einfalt,

kalt, verlegen war, was er mit ihnen anfangen ſollte.

Ein einziger aſchegrauer, welchen er anfangs wegen ſeiner unſcheinbaren Geſtalt wenig geachtet hatte, entdeckte ihm endlich ein Talent, welches ihm eine Art von Zeitvertreib gab, ohne daß er ſogleich merkte, wie viel Vortheil er davon ziehen könnte. Der graue Papagay gab allerley Töne von ſich, welche einige Aehnlichkeit mit gewiſſen Worten hatten, die er aus den Selbſtgeſprächen des Koxkox aufgefangen haben mochte. Koxkox merkte dieſes kaum, als er ſich ein ſehr angelegenes Geſchäffte daraus machte, der Sprachmeiſter ſeines Papagayen zu werden; welcher, bey ſeiner Lernbegierde und Fähigkeit, die ganze Kunſt ſeines Lehrers ziemlich bald erſchöpfte.

Unvermerkt ſprach der Papagay ſo gut mexicaniſch als Koxkox ſelbſt. Wahr iſts, ein ſtrenger Dialectiker würde oft ſehr viel gegen

ſeine

ſeine Combinationen einzuwenden gehabt haben. Hingegen gelangen ihm auch nicht ſelten die witzigſten Einfälle; und wenn er zuweilen Nonſens ſagte, ſo kam es bloß daher, weil er keine Begriffe, ſondern bloſſe Wörter combinierte; — ein Zufall, von welchem, wie man glaubt, die weiſeſten Männer, ja ſo gar ganze ehrwürdige Verſammlungen von weiſen Männern, nicht allezeit frey geweſen ſind.

Koxkox und ſein Papagay waren nunmehr im Stande, Geſpräche mit einander zu führen, die zum wenigſten ſo witzig und intereſſant waren, als es die Converſation in gewiſſen modernen Geſellſchaften iſt, wo derjenige ſehr wenig Lebensart verrathen würde, welcher mehr Zuſammenhang und Sinn darein bringen wollte, als in der Unterhaltung mit einem Papagay ordentlicher Weiſe zu ſeyn pflegt.

Tlantlaquacapatli, ein angeſehener Mexicaniſcher Philoſoph, trägt kein Bedenken, den

Anfang

Anfang des geſellſchaftlichen Lebens unter ſei-
ner Nation von dieſer Vertraulichkeit des Kox-
kox mit ſeinem Papagay abzuleiten.

Die Dichter des Landes giengen noch weiter. Sie verſicherten, mit einer Freyheit, deren ſich dieſes Völkchen bey allen Nationen des Erdbodens zu allen Zeiten mit ſehr mittelmäßiger Diſcretion bedient hat, — „daß irgend eine mitleidige Gottheit ſich den Zuſtand des einſamen Koxkoxen zu Herzen gehen laſſen, und den oftbeſagten Papagay in das ſchönſte Mädchen, das jemals von der Sonne beſchienen worden ſey, verwandelt habe.“ Und damit die Weiber (ſagen ſie) ein immerwährendes Merkmal ihres Urſprungs an ſich trügen, habe dieſer Gott dem neuen Mädchen alle die Schwatzhaftigkeit gelaſſen, welche ihm in ſeinem Papagayenſtand eigen geweſen.

Wenn man (ſagt der vorbenannte Philoſoph) dieſes Mährchen behandelt, wie alle

Mährchen,

Mährchen, welche von Anbeginn der Welt bis auf dieſen Tag in Proſa, oder in Verſen, oder in beyden zugleich erzählt worden ſind, ohne Ausnahme, behandelt werden ſollten, — d. i. wenn man (durch eine ſo leichte Operation, daß eine jede Amme Verſtands genung dazu hat) das **Wunderbare** darinn vom **Na**türlichen ſcheidet: So wird man finden, — „daß gerade ſo viel Wahres daran iſt, als am „Boden ſitzen bleibt, nachdem das Wunderbare „im Rauch aufgegangen iſt.“ Nehmlich — —

6.

Koxkox gerieth einſt, indem er mit ſeinem Papagay auf der Hand ſpatzieren gieng, in eine Gegend, wohin er noch nie gekommen war, — und da fand er, unter einem Roſenſtrauche, — ein Mädchen ſchlafen, von deſſen Anblick er auf der Stelle ſo entzückt wurde, daß er eine gute Weile nicht im Stande geweſen wäre, zu ſagen, ob er wache oder träume.

Den Roſenſtrauch ausgenommen, — denn ich ſehe nicht, warum es nicht eben ſowohl ein Balſamſtrauch oder ein Roſinenſtrauch oder ein Cocospflaumenſtrauch hätte geweſen ſeyn mögen, — ſcheint in dieſer Geſchichte, wenigſtens bis hieher, nichts zu ſeyn, was der Wahrheit der Natur nicht vollkommen gemäß wäre.

7.

Die Entzückung des armen Koxkox endigte ſich mit einem Schauer, der alle ſeine Glieder durchfuhr, und auf welchen eben ſo ſchnell ein Strom von ſubtilem Feuer folgte, welcher aus ſeinem Herzen ſich in einem Augenblick durch ſein ganzes Weſen ergoß, und jedes unſichtbare Fäſerchen davon electriſch machte. Das Mädchen däuchte ihm das lieblichſte unter allen Dingen, die jemals bey Tagslicht oder Mondſchein vor ſeine Augen gekommen waren.

Die ernſthaften Leute, welche ihm dieſes übel nehmen, ſollten (wie Tlantlaquacapatli ſagt) bedenken, daß er ſeit mehr als ſechs und dreyßig Monden nichts als Papagayen, Truthüner, Schlangen, Affen, und Ameiſenbären geſehen hatte.

Dieſe Entſchuldigung (wofern es einer Entſchuldigung bedurfte) ſcheint ſehr gründlich zu ſeyn. Gleichwohl aber erklären wir hiermit und in Kraft dies, daß wir, aus billiger Rückſicht auf unſre ſchönen Leſerinnen, an derſelben keinen Antheil nehmen.

8.

Es mag nun aus Vorurtheil, oder aus Aberglauben, oder aus würklicher Ueberzeugung, daß es ſo und nicht anders geweſen, hergekommen ſeyn, — ſo viel iſt gewiß: daß die Mexicaniſchen Titiane, wenn ſie die Göttinn der Schönheit, oder proſaiſcher zu reden, eine vollkom-

mene Schöne mahlen wollten, ſich dazu durch die Idee der ſchönen Kikequetzal zu begeiſtern pflegten — (ſo nennen ſie die Nymphe, von welcher hier die Rede iſt.)

Sie war, ſagen ſie, gerade und lang wie ein Palmbaum, und friſch und ſaftvoll, wie ſeine Frucht. Ihre Geſtalt war nach den feinſten Verhältniſſen gebildet; vom Wirbel ihres Hauptes bis zu den Knöcheln ihrer ſchönen Füße war nichts eckichtes zu ſehen noch zu fühlen. Rabenſchwarze Haare floſſen ihr in natürlichen Locken um den erhabnen Buſen. Sie hatte große ſchwarze Augen, eine kleine Stirne, hochrothe etwas aufgeworfene Lippen, eine Geſichtsfarbe, die ins Jonquille fiel, eine flache aufgeſtülpte Naſe, — mit einem Worte, niemals (ſagen ſie) hat die Natur etwas vollkommneres hervorgebracht.

Ein junger Chineſer rümpfte die Naſe bey dieſem Gemählde; — eine Schöne, rief er, mit

großen Augen, mit einer kleinen Stirne, mit aufgeſtülpten Näſtern! — Ha, ha, ha!

Sie mag, beym Goldkäfer! ſo übel nicht geweſen ſeyn, ſchnatterte ein Hottentott — und, beym Goldkäfer! wenn ſie zu ihren großen Augen und dicken Lippen noch kurze dicke Beine, und nicht ſo langes Haar gehabt hätte, — —

Der Grieche — Aber, ach! es giebt keine Griechen mehr, welche wiſſen, was die Gnidiſche Venus war. —

Wir wollen nicht ſtreiten, meine lieben Landsleute! — Der Himmel weiß, was für Drachen es in andern Planeten giebt, welche ſich für ſchön, und alle unſre Liebesgöttinnen und Grazien für Drachen halten.

Genung, die Nymphe Kikequetzal machte auf Koxkoxen den gleichen Eindruck, welchen Juno mit Hülfe des Gürtels der Venus auf den Vater der Götter, und die ſchöne Phryne ohne Gürtel auf hunderttauſend tapfre Griechen

mit Einem male machte; — und darum allein iſt es zu thun.

Uebrigens hätte ich wohl ſelbſt wünſchen mögen, daß die ſchöne Kikequetzal einen andern Nahmen geführt haben möchte. Unſre modernen Ohren ſind durch die muſicaliſchen Nahmen unſrer Cephiſen und Cidaliſen, Adelaiden und Zoraiden, Belinden und Roſalinden, Nadinen und Celianen, ſo verwöhnt, daß wir uns keine liebenswürdige Perſon ohne einen ſchönen Nahmen denken können. Es iſt ein bloßes Vorurtheil. Aber was für eine Würkung würde Kikequetzal in einer Tragödie oder in einem Heldengedicht, oder nur in einer kleinen Nouvelle thun? Koxkox und Kikequetzal! Unglücklicher Poet, der den Einfall hätte, dieſen Nahmen über das mühvolle Werk ſeiner Nachtwachen zu ſetzen! Alle Grazien und Liebesgötter könnten ihn nicht gegen das lächerliche und indecente in dem Nahmen Kikequetzal ſchützen. —

Ich

Ich wiederhole es, ich hätte ihr einen andern wünſchen mögen; — und in der That, warum hätte ſie nicht eben ſo gut Zilia oder Alzire heiſſen können?

Ein bloßer Zufall war Schuld daran. Als ſie mit Koxkoxen bekannt wurde, hatte ſie noch gar keinen Nahmen, und ſie lebten eine geraume Zeit mit einander, ohne daß es ihm einfiel, ihr einen zu geben.

Die Wahrheit von der Sache iſt: Kikequetzal (welches in Koxkoxens Sprache ungefehr ſo viel als Freude des Lebens bedeutet) war der Nahme, den er ehmals ſeinem grauen Papagay gegeben hatte. Einige Sommer, nach dem Tage, da er das Mädchen unter dem angeblichen Roſenſtrauche gefunden hatte, befiel den armen Kikequetzal das Unglück, von einer Schlange gegeſſen zu werden. Koxkox war etliche Tage untröſtbar über dieſen Verluſt. Endlich fiel ihm, um das Andenken ſeines ge-

liebten Papagayen zu unterhalten, nichts beſſers ein, als ſeinen Nahmen auf dasjenige übertragen, was ihm das liebſte in der Welt war; und ſo hieß das Mädchen Kikequetzal; — und ſo hat ſchon tauſendmal ein eben ſo zufälliger Umſtand Dinge von unendlich mal größerer Wichtigkeit entſchieden.

Der Umſtand iſt an ſich ſo gering, daß wir ihn nicht berührt hätten, wenn er nicht dem guten Herzen des Koxkox Ehre machte.

9.

Sich hinſetzen und ausſinnen, wie dem jungen Mexicaner, in dem Augenblicke, worinn wir ihn zu Anfang des ſiebenten Capitels verlaſſen haben, zu Muthe geweſen ſeyn müſſe, — iſt wahrlich keine ſo leichte Sache, als ſich diejenigen vielleicht einbilden, die es nicht verſucht haben. — Ich bin kein Autor von geſtern her, und ich rede aus Erfahrung.

Es

Es iſt noch lange nicht damit ausgerichtet, daß man ſich etwa frage: Wie würde mir an einem ſolche Platze geweſen ſeyn? — Nichts betrügt mehr als dieſe Operation; — ob wir gleich geſtehen müſſen, daß ſie, mit gehöriger Vorſichtigkeit und zu rechter Zeit gemacht, allen Arten von Poeten und Schauſpielern — auch allen Arten von Schaubühnen — gute Dienſte thun kann.

Hundert verſchiedene Perſonen würden an Korkorens Platze auf hunderterley verſchiedene Weiſe empfunden und gehandelt haben. Zum Exempel — — —

Ein Mahler würde mit dem kälteſten Blute von der Welt eine Academie von der ſchlafenden Mexicanerinn genommen haben.

Ein inquiſitiver Reiſender hätte die ganze Scene in ſein Tagbuch abgezeichnet, wenn er hätte zeichnen können, und in Abgang deſſen, wenigſtens eine ſo genaue Beſchreibung davon

gemacht, als ihm — ſeine Eilfertigkeit verſtattet hätte.

Ein Antiquarius würde alle alte Poeten und Proſaſchreiber, Münzen, Aufſchriften und geſchnittne Steine in ſeinem Kopfe gemuſtert haben, um etwas darunter zu ſuchen, wodurch er dieſe Begebenheit erläutern könne.

Ein Poet hätte ſich gegen über geſetzt, und indeſſen, bis ſie erwacht wäre, ein Liedchen, oder wenigſtens ein kleines Madrigal gedichtet.

Ein Platoniſcher Philoſoph hätte unterſucht, wie viel ihr noch fehle, um dem Ideal eines ſchlafenden Mädchens gleich zu kommen?

Ein Pythagoräer, — was ihre Seele in dieſem Augenblicke für Viſionen habe?

Ein Hedoniker, — ob und wie es thunlich ſeyn möchte, ihren Schlummer durch eine angenehme Ueberraſchung zu unterbrechen.

Ein Faun, würde bey der Ausführung angefangen haben, ohne zu unterſuchen.

Ein Stoiker, hätte ſich ſelbſt bewieſen, daß er keine Begierden habe, weil — der Weiſe keine Begierden hat.

Ein ächter Epicuräer, hätt' es, nach einer kurzen Ueberlegung, nicht der Mühe werth gefunden, die Sache in längere Ueberlegung zu nehmen.

Ein Scepticus hätte die Gründe für ſo lange gegen die Gründe wider abgewogen, bis ſie erwacht wäre.

Ein Sclavenhändler hätte ſie ſo gut als möglich taxiert, und nach Berechnung der Unkoſten und des Profits, auf Mittel gedacht, ſie ſicher nach Jamaica zu bringen.

Ein Miſſionarius hätte ſich in die Verfaſſung geſetzt, ſie ſogleich zu bekehren, ſobald ſie erwachen würde.

Robert von Arbriſſel würde ſich ganz nahe neben ſie hingelegt und ſie ſo lange unverwandt betrachtet haben, bis er, dem Satan zu Trotze,

gefühlt

gefühlt hätte, daß ſie ihm nicht mehr Emotion mache, als ein Flaſchenkürbiß.

Sanct Hilarion wäre ſeines Weges fortgegangen, und hätte ſie gar nicht angeſehen.

Und ſo weiter — — —

Aber Koxkox — was Koxkox empfand, und dachte, das verdient ein beſonderes Capitel.

10.

Koxkox war, nach der gelehrten Zeitrechnung des Philoſophen Tlantlaquacapatli, — gegen welche ſich vielleicht Einwendungen machen ließſen, ohne daß den Wiſſenſchaften ein merklicher Nutzen aus der ganzen Erörterung zugehen würde, — Koxkox, ſage ich, war, in dem wichtigen Augenblicke, wovon die Rede iſt, achtzehn Jahre, drey Monate, und einige Tage, Stunden, Minuten und Secunden alt.

Er war fünf Fuß und einen halben Palm hoch, ſtark von Gliedmaßen, und von einer ſo

guten

guten Leibesbeſchaffenheit, daß er niemals in ſeinem Leben weder Huſten, noch Schnuppen, noch Magendrücken, noch irgend eine andre Unpäßlichkeit gehabt hatte, welchen Umſtand der weiſe und vorſichtige Cornaro in ſeinem bekannten Buche, von den Mitteln alt zu werden, ſeiner Mäßigkeit und einfältigen Lebensart zuſchreibt.

Die Secretion ſeiner Säfte gieng alſo vortrefflich von ſtatten, und die flüſſigen Theile befanden ſich bey ihm mit den feſten in dieſer glücklichen Proportion, welche, nach dem göttlichen Hippokrates, die Bedingung zu einer vollkommenen Geſundheit iſt.

Alle ſeine Sinnen und ſinnliche Werkzeuge befanden ſich in derjenigen Diſpoſition, welche — in allen Compendiis der modernen Metaphyſik — zum empfinden erfodert wird. Die Canäle ſeiner Lebensgeiſter waren nirgends verſtopft, und die Propagation der äuſſern Eindrücke

drücke in den Sitz der Seele, — (welcher, im Vorbeygehen zu ſagen, ihm ſo bekannt war als irgend einem Pſychologen unſerer Zeit) nebſt der Abſendung der Volitionen und Nolitionen aus dem Cabinet der Seele in die äußerſten Fäſerchen derjenigen Werkzeuge, welche bey Ausführung derſelben unmittelbar intereſſiert waren, gieng mit der größeſten Leichtigkeit und Behendigkeit von ſtatten.

Er hatte ungefehr vor zwoen Stunden eine ſtarke Mahlzeit von Früchten und geröſtetem Maitz gethan, und ungefehr drey Nöſel von einem Trank aus Waſſer, Cacaomehl und Honig zu ſich genommen, von welchen beyden Ingredienzien das erſte bekanntermaßen ſehr nährend, und das andere, nach Boerhaaven — und allen die er abgeſchrieben hat, und die ihn abgeſchrieben haben, — ein vortreffliches Confortativ iſt, — deſſen Koxkox weniger als irgend einer von unſern angeblichen Mädchenfreſſern nöthig gehabt zu haben ſcheint.

Es war ungefehr um vier Uhr nachmittags, in dem Monat, worinn ein allgemeiner Geiſt der Liebe die ganze Natur neu belebt, alle Pflanzen blühen, tauſend Arten von bunten Fliegen und Schmetterlingen, aus ihren ſelbſtgeſponnenen Gräbern aufſtehend, ihre feuchten Flügel in der Sonne probieren, und zehentauſend vielfarbichte Vizizilis, auf jungen Zweigen aus ihrem langen Winterſchlummer erwachen, um unter Roſen und Orangenblüthen zu ſchwärmen, und ihr wollüſtiges Leben, welches mit der Blumenzeit anfängt, zugleich mit ihr zu beſchließen.

Es iſt zu bedauren, daß Tlantlaquacapatli, aus Mangel eines Reaumürſchen oder irgend eines andern Thermometers, nicht im Stande geweſen, den Grad der Wärme zu beſtimmen, auf welchem ſich damals die Luft befand.

Es war ein ſchöner, warmer Tag, ſagt er, die Luft rein, und der oberſte Theil derſelben laſurblau; und es wehte ein angenehmer Wind

von Nord=Weſt=Weſt, welcher die Sonnenhitze ſo gut mäßigte, daß das Roth auf Koxkoxens Wangen, etliche Augenblicke zuvor eh er das ſchlafende Mädchen erblickte, nicht höher war, als es auf den innerſten Blättern einer neuaufgehenden Roſe zu ſeyn pflegt.

Unſer Philoſoph, — welcher glaubt, daß alle dieſe Umſtände bey Calculierung der Urſachen und Würkungen der menſchlichen Leidenſchaften mit in die Rechnung gebracht werden müſſen, — iſt eben ſo genau in Angebung aller der kleinen Beſtimmungen, unter welchen die ſchöne Kikequetzal dem jungen Mexicaner in die Augen ſtach.

Seiner Beſchreibung nach, war ſie gerade ſo gekleidet, wie die Grazien der Griechen, oder die Töchter der Caraiben auf den Antillen, d. i. in derjenigen Kleidung, wegen welcher der alte Plinius, vermuthlich in einem Anſtoß von ſchlimmer Laune, mit der Natur einen Zank anfängt, der uns, alles wohl überlegt, der un-

billigſte

billigſte unter allen ſcheint, welche jemals ein Philoſoph mit ihr angefangen hat. *)

Sie lag auf einem grünen Raſen, deſſen dichtes blumenvolles Gras ſie (wie Homer von ſeiner bekannten Göttergruppe auf dem Ida ſagt) ſanft empor zu heben ſchien. Ihr Haupt ruhte auf einem Haufen der ſchönſten Blumen, welche ſie vermuthlich ſelbſt (es wäre dann, daß man glauben wollte, daß Zephyr oder irgend ein andrer Sylphe ihr dieſe Galanterie gemacht habe) zu dieſem Gebrauch zuſammengetragen hatte. Ihr rechter Arm, — deſſen ſchöne Form unſer Philoſoph nicht unbemerkt läßt, — verbarg einen Theil ihres Geſichtes, und bekam durch die Verkürzung, und den ſanften Druck, den er von ſeiner Lage lidt, einen Reiz, der — wie alle Grazien — ſich beſſer fühlen als zeichnen, und beſſer zeichnen als beſchreiben läßt;

geſtalten

*) S. Plin. Hiſtor. Natural. L. VII. in prooemio.

geſtalten der geneigte Leſer aus untenſtehender Figur zu erſehen belieben wird. — Das leichte Geſträuch, welches eine Art von Sonnenſchirm um ſie zog, warf kleine bewegliche Schatten auf ſie hin, welche die pittoreske Schönheit des Gemähldes, — denn noch war es nichts mehr für unſern Mann — vollkommen machen halfen.

II.

Tlantlaquacapatli unterſteht ſich, aus verſchiedenen Urſachen nicht, zu beſtimmen, wie ſchön das Mädchen geweſen ſey; — denn

Erſtlich, (ſagt er) fehlen mir dazu die nöthigen Originalgemählde, Zeichnungen, Abdrücke, u. ſ. w.

Zweytens, haben wir kein allgemein angenommenes Maas der Schönheit, und

Drittens, iſt auch keines möglich, — bis alle Menſchen, an allen Orten und zu allen Zeiten, aus einerley Augen ſehen, und den Eindruck mit einerley Gehirn auffaſſen werden, — und das, ſpricht er, hoffe ich nicht zu erleben.

Indeſſen getraut er ſich ſo viel zu behaupten, daß ſie, ſo wie ſie geweſen, dem ehrlichen Koxkox das ſchönſte und lieblichſte Ding in der ganzen Natur geſchienen habe; — und wir zweifeln, ob es möglich ſey, ihm das Gegentheil zu beweiſen.

Die Wahrheit zu ſagen, bey einem Dinge, welches das einzige in ſeiner Art iſt, hat weder Vergleichung noch Superlativus ſtatt. Koxkox konnte keine Idee von etwas beſſerm haben als er vor ſich ſah. Seine Imagination hatte gar nichts bey der Sache zu thun; ſeine Sinnen und ſein Herz thaten alles. Kickequetzal hätte ſo ſchön ſeyn mögen als Cleopatra, Poppäa, Roxelane oder Madame von Monteſpan, oder, wenn ihr lieber wollt, ſo ſchön als Oriane, Magellone, Frau Condûramur, und die Prinzeſſinn Dulcinea ſelbſt, ohne daß ſie ihm um ein Haar ſchöner vorgekommen wäre, oder um den hundertſten Theil des Drucks eines Blutkügelchens mehr Eindruck auf ihn gemacht hätte, als ſo wie ſie vor ihm lag.

„Das iſt wunderlich“ — Es iſt nicht anders, mein Herr.

12.

Unſer Autor — deſſen verlohren gegangene Schriften unſere Leſer um ſo mehr mit uns bedauren werden, als dieſe Probe uns von ſeinem Beobachtungsgeiſt keine ſchlechte Meynung giebt, — geht noch weiter, indem er ſich gar getraut, die eigenſten Empfindungen von Augenblick zu Augenblick zu beſtimmen, welche Koxkox einem ſo unverhofften Gegenſtand gegenüber habe erfahren müſſen.

Beym erſten Anblick, ſpricht er, ſchauerte der Jüngling, in einer Art von angenehmem Schrecken, zween und einen halben Schritt zurück.

Im zweyten Momente guckte er mit aller Begierde eines Menſchen, der ſich das erſtemal betrogen zu haben fürchtet, wieder nach ihr hin; der Diameter ſeines Augapfels wurde um eine halbe Linie größer, er hielt die linke Hand, etwas eingebogen, vor ſeine Stirne, ſo daß der

Daumen an den linken Schlaf zu liegen kam, und ſchlich ſich allgemach mit zurückgehaltenem Athem näher, um ſie deſto beſſer betrachten zu können.

Im dritten glaubte er einen kleinen Unterſchied zwiſchen ihrer Figur und der ſeinigen wahrzunehmen, und eine Beſtürzung von der angenehmen Art, welche ihn bey dieſer Entdeckung befiel, nahm

Im Vierten, und

Fünften dergeſtalt zu, daß er im

Sechsten eine Art von Beklemmung ums Herz fühlte, welche ſich ungefehr im

Neunten oder Zehenten mit der obenbeſagten Ergieſſung des ſubtilen electriſchen Feuers aus ſeinem Herzen durch alle Adern, Canäle und Faſern ſeines ganzen Weſens endigte.

Dieſer letzte Augenblick iſt, nach der Meynung unſers Autors, der angenehmſte in dem ganzen Leben eines Menſchen; und dasjenige, was

was er darüber philoſophiert, ſcheint uns nicht unwürdig zu ſeyn, in einem kleinen Auszug zu einem eigenen Capitel gemacht zu werden.

13.

Die ganze Natur, ſpricht er, zeugt von der Güte und Weisheit ihres Urhebers.

Aber in der ganzen Natur überzeugt mich, Tlautlaquacapatli, des Mixquitlipicotſohoitl's Sohn, nichts vollkommner und inniger von dieſer gröſseſten und beſten aller Wahrheiten, als die Beobachtung der beſonderen Aufmerkſamkeit, welche dieſer unſichtbare Geiſt der Natur gehabt hat, — „den höchſten Grad des Vergnü„gens, deſſen der Menſch fähig iſt, mit denje„nigen Empfindungen unauflöſslich zu verbinden, „welche den groſsen Endzweck unſers Daſeyns „unmittelbar befördern —“

Glaub' ich am Ende einer feurigern Beſtrebung meines Geiſtes, durch die krummen Irr-

gänge der Einbildung, eine ſchon lange vor mir fliehende Wahrheit erhaſcht zu haben; — Oder, unterhalt' ich mich, einſam und in mich ſelbſt geſammelt, mit dem Anſchauen eines tugendhaften Charakters; — ich ſeh' ihn in Handlung geſetzt, in Verſuchungen verwickelt, mit Schwierigkeiten umringt; — ich zittre für ihn; — und nun, in dem großen Augenblicke der Entſcheidung, ſeh ich ihn ſeiner würdig handeln, und meine ſchüchterne Hoffnung durch die ſchönſte der Thaten überraſchen; — Oder, mein beſſeres Selbſt hat in dieſem Augenblick einen Sieg über das unedlere erhalten; — Ich habe eine eigennützige Bewegung unterdrückt, welche mich verhindern wollte, etwas Gutes zu thun, da ich einen Wink dazu bekam; — oder eine übelthätige, welche mich aufwiegelte, eine Beleidigung zu rächen, weil ich es, ohne Beſorgniß mir ſelbſt dadurch zu ſchaden, hätte thun können; —

Oder,

Oder, ich habe dem ſüſſen Zug der Menſchlichkeit gefolget, und mit ſanfter mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewiſcht, die Freude ins bleiche Geſicht des Bekümmerten zurückgerufen; —

In allen dieſen, und in allen ähnlichen Fällen fühle ich, in dem entſcheidenden Augenblick, dieſe göttliche Flamme ſich mit einer unausdrücklichen geiſtigen Wolluſt durch mein ganzes Weſen ergieſſen, und den ſittlichen Menſchen mit dem animaliſchen wie in Eins zuſammenſchmelzen; — und ich ſag, und ſchwöre, daß keine andre Wolluſt ſo ſüß, ſo befriedigend, und, wenn ihr mir dieſen Ausdruck geſtatten wollt, ſo vergötternd iſt als dieſe.

Ich bin, fährt er fort, auch unter Roſen gelegen, o Motezuma; ich habe mich in den Düften des Roſenſtrauchs, im ſäurlichſüſſen Nectar des Palmbaums, und in den ſüſſern Küſſen des Mädchens berauſcht. — Hab' ich

 nicht

nicht den Becher der Freude rein ausgetrunken, und den letzten Tropfen von meinem Nagel abgeſchlürft? — Aber, ich behaupte dir, und ſchwöre, daß die Wolluſt, eine gute That zu thun, die größeſte aller Wollüſte iſt! —

Sanft ruhe deine Aſche, weiſer und empfindungsvoller Tlantlaquacapatli! Und Friede ſey mit deinem Schatten, wo er auch irren mag! Wenn ſchon dein Nahme in keinem Gelehrtenregiſter prangt, und kein hohlaugichter Commentator in eine Wolke von Lampendampf, das Sinnbild ſeiner vielwiſſenden Dummheit, eingehüllt, polyglottiſche Noten mit ſchwerer Arbeit zu deinen Werken zuſammengetragen hat; ſo ſoll dennoch, oder mein weiſſagender Genius müßte mich gänzlich betrügen, dein Gedächtniß noch dauren, wenn ich lange, wie du ſelbſt, Staub bin, und von dem Menſchenfreunde geſegnet werden, deſſen klopfendes Herz dir die große Wahrheit beſchwören hilft: daß die

Wolluſt

Wolluſt, eine gute That zu thun, die gröſseſte aller Wollüſte iſt.

Wenn der Urheber des Menſchen (ſo beſchließt mein Freund Tlantlaquacapatli ſeine Betrachtung) den Trieben, von welchen die Vermehrung unſrer Gattung die Folge iſt, einen Theil dieſer göttlichen Wolluſt, von welcher ich rede, eingeſenkt hat: ſo kann ich nichts anders vermuthen, als daſs es darum geſchehen ſey, weil dieſes Geſchäffte, wiewohl an ſich ſelbſt bloſs animaliſch, für das menſchliche Geſchlechte von ſolcher Wichtigkeit iſt, daſs er es in dieſer Betrachtung würdig fand, die Menſchen durch die nehmliche Belohnung, die er mit den edelſten Handlungen verbunden hat, dazu einzuladen.

14.

Die Empfindungen des jungen Mexicaners waren ſo heftig, daſs er ſich an einen Baum, der

der Schlafenden gegen über, lehnen mußte, um nicht unter ihrer Gewalt einzuſinken.

Die Freude, eine Geſellſchaft zu finden, von welcher er ſich mehr Vergnügen und Vortheil verſprach als von ſeinen Papagayen, —

Die Anmuthung, welche ihm ihre Aehnlichkeit mit ihm einflößte, —

Eine andere unbekannte Regung, die gerade aus dem Gegentheil entſprang, —

Das Vergnügen an ihrem Anſchauen, für ſich ſelbſt, und die dunkle Ahnung, welche ſeine Bruſt mit noch ſüſſern Erwartungen ſchwellte —

Alle dieſe Regungen, welche ihm ſo fremd und doch ſo natürlich, ſo angenehm und doch ſo unverſtändlich waren, — konnten (wie Tlantlaquacapatli meynt) wenn wir auch alles dasjenige, was die Umſtände des Subjects, der Zeit, des Orts, u. ſ. w. dazu beytragen mochten, abziehen, nicht weniger als die angegebene Würkung hervorbringen.

Es

Es iſt in der menſchlichen Natur, daß wir uns die Exiſtenz eines Gegenſtandes, den uns die Augen bekannt gemacht haben, durch einen andern Sinn zu beweiſen ſuchen, welcher, — wie alle Ammen und Kinderwärterinnen zehentauſendmal zu beobachten Gelegenheit haben — der erſte iſt, durch den wir unſer eigen Daſeyn fühlen, und der eben dadurch zum Werkzeug wird, womit wir, von der Natur ſelbſt dazu angewieſen, die Würklichkeit der Phänomene, die uns umgeben, auf die Probe ſetzen.

Nichts war demnach natürlicher als der Zweifel, der nach einer kleinen Weile in Koxkoxen aufſtieg, „ob das, was er ſah, auch würklich ſey?„

Eben ſo natürlich war, daß er dieſen Zweifel kaum empfand, da er ſich ſchon der ſchlafenden Nymphe näherte, um ſich durch den vorbemeldten Sinn zu erkundigen, was er von der Sache zu glauben hätte?

Er

Er ſtreckte ſchon ſeine rechte Hand aus, — als ein abermaliger Schauer ſein Blut aus allen Adern gegen die Bruſt zurückdrückte; und wie ein Pfeil, der unmittelbar am Ziele alle ſeine Kraft verlohren hat, ſank der nervenloſe Arm zurück.

Er betrachtete das Mädchen von neuem; und da ſich mit jedem Augenblicke ſeine Furcht verlohr, und die Begierde, ſich ihrer Körperlichkeit zu verſichern, zunahm, ſo ſtreckte er noch einmal ſeine rechte Hand aus, bückte ſich mit halbem Leib über ſie hin, und legte, ſo ſacht' es ihm möglich war, die zitternde Hand auf ihre linke Hüfte.

Man müßte gar nichts von der menſchlichen Natur verſtehen, ſagt der Mexicaniſche Philoſoph, wenn man ſich einbilden wollte, daß er es bey dieſem erſten Verſuch habe bewenden laſſen können. Die Wichtigkeit der Wahrheit, von der er ſich verſichern wollte, und das Vergnügen,

gnügen, welches mit der Unterſuchung unmittelbar verbunden war, vereinigten ſich mit einander, ihn zu vermögen, das Experiment fortzuſetzen.

Unvermerkt, und mehr durch einen mechaniſchen Inſtinct als mit Vorſatz, ſchweifte die forſchende Hand von dem Orte, den ſie zuerſt berührt hatte, zum ſanftgebogenen Knie herab.

Was in dieſen Augenblicken in ihm vorgieng, läßt ſich nicht beſchreiben; — die Wahrheit iſt, daß er ſelbſt unfähig geweſen wäre, Rechenſchaft davon zu geben; denn, um den Leſer nicht unnöthig aufzuhalten, ſeine Augen fiengen an trübe zu werden, und, vor lauter Empfindung, ſank er ohne Empfindung neben die ſchöne Kikequetzal hin, ſo daß die Hälfte ſeines Geſichtes, ungefehr eine Spanne und anderhalb Daumen, über ihrem beſagten linken Knie aufzuliegen kam.

Das Mädchen erwachte in dieſem Augenblicke.

15.

Tlantlaquacapatli findet, eh er weiter geht, vor allen Dingen nöthig, uns zu berichten, daß die ſchöne Xikequetzal, zur Zeit, da Mexico in den Waſſern des obenbeſagten Cometenſchwanzes untergieng, ein Kind von eilf, bis zwölf Jahren geweſen ſey. Mit dieſem armen Kinde auf dem Rücken habe ſich ihre Mutter auf einen hohen Berg geflüchtet, wo ſie ſich, bis das Gewäſſer wieder abgefloſſen, in einer Höle aufgehalten, und von den Eyern einiger Vögel, die in dem Felſen niſteten, gelebt hätten.

Da dieſe unglückliche Mutter, auf allen ihren Herumſchweifungen in dem neuen Lande, welches aus dem Waſſer wieder hervorgegangen war, keine Spur von Menſchen gefunden hatte, ſo blieb ihr nichts anders übrig, als ſich an den troſtloſen Gedanken zu gewöhnen, daß ſie und ihre kleine Tochter die einzigen Geretteten ſeyen.

Sie

Sie waren alſo eines dem andern die ganze Welt. Alle ihre Empfindungen concentrierten ſich in ihre gegenſeitige Liebe. Das kleine Mädchen kannte kein größeres Vergnügen, als ihrer Mutter die Sorge für ihre Erhaltung ſo gut ſie konnte zu erleichtern; ihr die ſchönſten Blumen zu bringen, die ſie auf ihren kleinen Wanderungen fand; und die Thränen, die oft wider ihren Willen dem geheimen Kummer ihres Herzens Luft machten, von ihren Wangen und von ihrem Buſen wegzuküſſen.

Drey Sommer hatten ſie auf dieſe Weiſe mit einander verlebt, als die gute Mutter einsmals das Unglück hatte durch einen Fall von einem Cocosbaum, auf den ſie ſich, um Früchte zu pflücken, gewagt hatte, das Leben einzubüſſen.

Das troſtloſe Mädchen, nachdem ſie etliche Tage lang alles mögliche verſucht, die Todte wieder zu beleben, ſah ſich endlich gezwungen, ihre

Hoffnung aufzugeben, und entfernte ſich von dem traurigen Ort. Sie gerieth in unbekannte Gegenden, deren natürliche Fruchtbarkeit ihr allenthalben anbot, was ſie zur Erhaltung ihres Lebens nöthig hatte.

Ihre Mutter hatte ihr einige unvollkommene Begriffe von dem vorigen Zuſtand ihres Volkes gegeben. Sie hatte ſich ſo viel daraus gemerkt, daß es eine Art von Menſchen gegeben habe, welche nicht völlig ſo geweſen, wie ſie ſelbſt. Sich deutlicher zu erklären, hatte die Mutter für unnöthig gefunden, da das Mädchen noch ein Kind war, und beſtimmtere Kenntniſſe ihr ohnehin, in dem einſamen Zuſtande, wozu ſie verurtheilt ſchien, zu nichts dienen konnten. Indeſſen wußte das Mädchen ſchon genung, um ein ſehr lebhaftes Verlangen in ſich zu fühlen, einen von dieſen Menſchen zu finden; wenn es auch nur geweſen wäre, um zu wiſſen, wie ſie ausſähen.

Sie

Sie war in der vollen Blüthe der Jugend, als Koxkox ſie zuerſt antraf; — und, außer der beſagten Neugier, welche täglich wuchs, hatte ihr Herz, durch die Liebe zu ihrer Mutter, und die Gewohnheit, in den melancholiſchen Stunden der guten Frau ihr trauren und weinen zu helfen, eine ſtärkere Anlage zu zärtlichen Empfindungen bekommen, als die bloße Natur ihrem Geſchlechte zu geben pflegt.

Sie mußte alſo entſetzlich zärtlich ſeyn — ſagt Tlantlaquacapatli.

Der Abbreviator dieſer anekdotiſchen Geſchichte hält es für ſeine Schuldigkeit, eh er zu demjenigen fortſchreitet, was auf das Erwachen der ſchönen und zärtlichen Kikequetzal gefolget, ſeine auf europäiſche Manier ſchönen und zärtlichen Leſerinnen zu erſuchen, es nicht einiger vorſetzlicher Abſicht die Delicateſſe ihrer Empfindungen zu beleidigen, oder der Würde ihres Geſchlechtes — deſſen Verehrer er alle-

zeit zu bleiben hofft — zu nahe zu treten, ſon-
dern lediglich der Verbindlichkeit den Pflichten
eines getreuen Copiſten der Natur genung zu
thun, beyzumeſſen, wenn er ſich in dem folgen-
den Capitel genöthiget ſehen wird, das Betra-
gen dieſer jungen Mexicanerinn, unverſchönert,
ſo wie es war, vorzuſtellen; — ein Betragen,
von welchem er beſorgen muß, daß es, ungeach-
tet aller ſeiner Bemühungen, das auffallende
darinn zu mildern, der beſagten Delicateſſe
ſeiner ſchönen Gönnerinnen anſtößig werden
dürfte.

Er bittet Sie indeſſen zu bedenken, ob es
nicht gleichwohl zu einiger Entſchuldigung der
jungen Mexicanerinn diene, daß ſie, in den Um-
ſtänden, worinn ſie ſich ohne ihr Verſchulden be-
fand, und bey dem gänzlichen Mangel aller
Vortheile der Ausbildung und Politur, welche
nur Erziehung und Welt geben können, nichts

beſſers ſeyn konnte, als ein Werk der rohen Natur; oder, mit andern Worten: daß es unbillig wäre, den wilden Geſang einer ungelehrten Nachtigall zu verachten, weil eine ihrer Schweſtern das Glück gehabt hat, in einem Keſicht erzogen zu werden, und nach den Noten eines Telemanns oder Hillers ſingen zu lernen.

16.

Wie ſich die Fee Tout ou Rien, — oder die Fee Concombre, — oder die ſehr decente Dame Julica, — oder wie ſich irgend eine von den Cedimenen, Julien, Beliſen, Araminten, und Cidaliſen des Hrn. von Crebillon — — in einem ähnlichen Falle, aber bey veränderten Umſtänden, es ſey nun in irgend einem anmuthigen Bosquet, oder in einem wollüſtigen Cabinet auf einem roſenfarbnen Sopha mit ſilbernen Blumen betragen hätte, — ließe ſich, wenn es nöthig wäre, mit der größeſten moraliſchen

Gewißheit beſtimmen, ohne daß man dazu eben ein Crebillon ſeyn müßte.

Und wie ſich unſre vorbeſagten Leſerinnen, ſamt und ſonders, in ſolchen Umſtänden betragen würden, iſt eine Sache, welche wir ihnen zu gelaßner Ueberlegung in einer ernſthaften einſamen Stunde überlaſſen; — mit der beygefügten freundſchaftlichen Verwarnung, daß diejenigen unter ihnen, welche ihr großes Stufenjahr noch nicht zurückgelegt, oder, was auf Eines hinauskömmt, welche ſich noch den Nachſtellungen unternehmender Liebhaber ausgeſetzt ſehen, — ehe ſie dieſe Selbſtprüfung anſtellen, ſich in ihr Cabinet einſchließen, und Befehle ertheilen möchten, daß ſie nicht zu Hauſe wären — und wenn ſich auch der ehrerbietigſte unter allen Liebhabern vor der Pforte meldete.

17. Was

17.

Was indeſſen aber auch das Betragen irgend einer erdichteten oder unerdichteten modernen Dame in dergleichen Fällen ſeyn möchte, — ſo kann es, wie geſagt, nicht zur Richtſchnur für die liebenswürdige Yarikequezal genommen werden, welche, (um ihr nicht zu ſchmeicheln) im Grunde weder mehr noch weniger als eine Wilde war, und — „was einen weſentlichen Umſtand in der Sache ausmacht, Urſache hatte, ſich für das einzige Mädchen in der Welt zu halten.“

Ich — der ich es nicht über mich bringen kann, den Wurm unter meinen Füſſen zu zertreten, — verabſcheue nichts ſo ſehr, als den bloßen Schatten des Gedankens, auch nur zufälliger Weiſe eine von den ſchwachen Creaturen zu ärgern, deren cacochymiſche Seele nichts als Molken und leichte Hühner-

brühen verdauen kann, und jede ſtärkere Spei-
ſe, ſo geſund ſie auch für geſunde Leute ſeyn
mag, mit Ekel und Beſchwerung, ανω oder
κατω wieder von ſich giebt. Sollte alſo,
wider alles beſſere Verhoffen, dieſes unſchul-
dige Buch, — welches, wie ich implicite
ſchon erkläret habe, keine Nahrung für blöde
Magen iſt, — von ungefehr einen ſolchen
ſchwachen Bruder in die Hände fallen: So
erſuche ich ihn hiermit dienſtlichen Fleiſ-
ſes, — und nehme darüber alle meine
werthen Leſer zu Zeugen, daß ich es gethan
habe — das Buch, ohne weiters, wenig-
ſtens beym Schluſſe dieſes Capitels wegzule-
gen, und, es ſey nun durch Aufſagung des
griechiſchen Alphabets, — wie dem Kayſer
Auguſt in einem ähnlichen Falle gerathen
wurde — oder durch welches andere Mit-
tel er aus Erfahrung am bewährteſten ge-
funden hat, alle Gedanken weiter fortzuleſen,

ſich

ſich aus dem Sinne zu ſchlagen. Widri-
genfalls und dafern ein ſolcher, oder eine
ſolche, dieſer meiner ernſtlichen und hiemit
nochmals wiederhohlten Warnung ungeach-
tet, mit Leſen weiter fortfahren, und da-
durch auf irgend eine Weiſe zu Schaden
kommen, oder durch ekelhaftes Aufſtoßen,
oder durch Erbrechen deſſen, was er oder
ſie ſolchergeſtalt, naſchhafter Weiſe, zu ſich
genommen hätte, andern ehrlichen Leuten,
oder auch mir ſelbſt beſchwehrlich fallen
ſollte: ich mich hiermit ein für allemal
gegen alle daher entſpringen mögende Ver-
antwortung zierlichſt verwahrt, und ihn, den
beſagten Leſer, oder die beſagte Leſerinn,
ſelbſten, für alles ſich und andern dadurch
zuziehende Uebel, für itzt und allezeit, re-
ſponſabel gemacht haben will; geſtalten
ich dann dieſe meine urkundliche Pro-
teſtation und Verwahrung durch die En-

des beygeſetzte Vignette des mehrern zu bekräftigen und zu ſollenniſieren dienſam erachtet habe. Gegeben den 4. Decembers, 1769.

Ich, der Verfaſſer.

18.

In dem Augenblicke, da ſie erwachte, lag (wie wir wiſſen, — ſie aber nicht wiſſen konnte, bis ſie es ſah) ein Jüngling, der, nach unſrer Art zu reden, mehr dem jungen Herkules als dem jungen Bacchus glich, in einem dem Tod ähnlichen Zuſtande zu ihren Füſſen, mit der Hälfte ſeines Geſichts eine Spanne und anderthalb Daumen über ihrem linken Knie aufgeſtützt.

Damen können ſichs leichter vorſtellen, als ich's beſchreiben könnte, wie ſehr ſie über dieſen Anblick erſchrack. —

Durch die Bewegung, welche ſie in der erſten Beſtürzung machte, veränderte das Geſicht des armen Koxkox ſeine Lage ein wenig, ohne den Vortheil deſſelben zu verlieren! — wofern es nicht gar dabey gewann; wie ſich genauer beſtimmen ließe, wenn der Philoſoph Tlantlaquacapatli ſeiner zwar ſehr umſtändlichen aber etwas

was undeutlichen Beſchreibung eine Zeichnung beyzufügen nicht vergeſſen hätte; — eine Unterlaſſung, um deren Willen eine Menge gelehrter und mühſamer Beſchreibungen des Ariſtoteles, Theophraſt, Plinius, Avicenna und andrer Naturforſcher der Welt unbrauchbar worden ſind.

Der erſte Schrecken des Mädchens verlohr ſich im dritten oder vierten Augenblick, da ſie ihn betrachtete, und verwandelte ſich in das lebhafteſte Vergnügen, das ſie jemals empfunden hatte, — und welches ſie, natürlicher Weiſe, beym Anblick eines Weſens fühlen mußte, welches ihr zu ähnlich war, um kein Menſch, und nicht ähnlich genung, um ein Menſch von ihrer Art zu ſeyn. Sollte es wohl, dachte ſie, einer von dieſen Männern ſeyn, von denen mir meine Mutter ſprach, ohne daß ich ſie recht verſtehen konnte? —

Unfehl=

Unfehlbar iſt es einer, flüſterte ihr etwas in ihrem Buſen auf dieſe Frage zur Antwort.

Des Menſchen Herz hat ſeine eigene Logik, und — mit Erlaubniß des Ehrw. P. Malebranche, eine ſehr gute — Dank ſey dir dafür, liebe Mutter Natur; ſie thut uns unausſprechliche Dienſte! Was wir wünſchen iſt wahr, ſo lang es nur immer möglich iſt, das Gegentheil unſern eignen Sinnen abdiſputieren zu können.

Wie kam er hieher? Wo war er? Warum liegt er hier zu meinen Füſſen? Warum liegt ſein Geſicht eine Spanne und anderthalb Daumen über meinem linken Knie? —

Schläft er? Wie mag er wohl ausſehen, wenn er wacht?

Wie wird er ſich wohl gebehrden, wenn er mich erblickt?

Werd ich ihm auch gefallen —

[Nein wahrhaftig; das hat das Mädchen nicht geſagt, Herr Autor. Sie konnte gar keine

Idee

Idee von nichtgefallen haben. — Sie gefiel ſich ſelbſt, ſie hatte ihrer Mutter gefallen, beydes, ohne jemals daran zu denken. — Warum ſollte ſie dieſem hier nicht auch gefallen? Das verſtund ſich von ſelbſt. — Streichen ſie es immer aus, und ſetzen ſie —]

Wird er mich wohl auch ſo lieb haben, als mich meine Mutter lieb hatte?

[Das iſt in der Natur! — Sie haben recht, Herr Kunſtrichter; ſagen ſie ihren jungen Zöchtlingen, ſie ſollen ſich eine kleine Lehre aus dieſem Exempelchen ziehen —]

Wird er mich wohl auch ſo lieb haben? —

(Nun kommt eine Stelle, wobey unſre ſchönen Leſerinnen eine kleine Grimaſſe machen werden — aber wir können nichts dazu — ſie iſt von Wort zu Wort aus unſerm Autor abgeſchrieben —)

„Sie fühlte es, daß ſie ihn aus aller ihrer Macht lieben könnte, — und wünſchte mit Ungeduld, daß er erwachen möchte.“

Aber

Aber noch gab er kein Zeichen des Lebens von ſich. Ach! rief ſie mit einem ängſtlichen Seufzer, ſollte er todt ſeyn? — Wie bang wurd' ihr bey dieſem Gedanken ums Herz!

Sie konnte dieſen Zweifel nicht ertragen. Sie legte zitternd ihre blaſſe Hand auf ſein Herz —

Er war nicht todt — denn in dieſem Augenblick erwacht' er!

19.

Sie fuhr zuſammen, und zog mit einem Schrey des Schreckens und der Freude ihre Hand zurück.

Koxkox kam zu ſich ſelbſt, eh ſie ſich ganz von ihrem angenehmen Schrecken erhohlt hatte.

Er hub ſeine Augen auf, und ſah ſie — mit einem ſo frohen Erſtaunen, mit einem ſo lebhaften Ausdruck von Liebe und Verlangen an, — — ſeine Augen baten ſo brünſtiglich

um

um Gegenliebe: — daß ſie, — die keine Idee davon hatte, daß man anders ausſehen könne, als es uns ums Herz iſt — ſich nicht anders zu helfen wußte, als ihn wieder ſo freundlich anzuſehen, als ſie konnte.

Die Wahrheit von der Sache iſt, daß ſie ihn ſo zärtlich anſah, als eine Liebhaberinn ihren Geliebten anſehen könnte, der nach ſieben langen Jahren Abweſenheit, und ſo vielen Abentheuern als Ulyſſes auf ſeiner zehnjährigen Wanderung beſtanden hat, wohlbehalten, zärtlich und getreu in ihre Umarmungen zurückgeflogen wäre — und, was wohl zu merken iſt, daß ſie weder wußte noch wiſſen konnte, warum ſie ihn ſo zärtlich anſah. In der That wußte ſie gar nicht wie ihr geſchah; aber ſo wohl war ihr bey dieſen Blicken und Gegenblicken, daß ihr däuchte, ſie fange eben itzt zu exiſtieren an.

20.

Die Weiſen haben längſt bemerkt, daß etwas magiſches in dem menſchlichen Auge ſey; und bekanntermaßen hat man die Sache weit genung getrieben, um zu glauben, es gebe Leute, welche mit einem bloßen Blicke vergiften könnten; — ein Glaube, der zu allen Zeiten unter den Philoſophen wenig Beyfall gefunden hat.

Aber daß ein bloßer Blick hinlänglich ſey, aus einem weiſen Mann einen Gecken, aus einem Maſüthim einen Mann, und aus einem Bruder Lüce einen Pr**p*s zu machen, — das ſind bekannte Wahrheiten.

Korkor ſah die ſchöne Kikequetzal immer feuriger an.

Sie, ihn immer zärtlicher.

„O! wie lieb hab' ich dich“ ſagten ihr ſeine Augen.

„O! wie angenehm iſt mir das“ antworteten die ihrigen.

„Ich möchte dich auf einen Blick aufeſſen“ ſagten jene.

„Ich ſterbe vor Vergnügen, wenn du mich länger ſo anſiehſt,“ ſagten dieſe.

Dieſe Augenſprache dauerte, nach unſerm Autor, ungefehr eine Minute, weniger etliche Secunden, als Koxkox, der noch immer zu ihren Füſſen lag, — nicht als ob er einen beſtimmten Vorſatz dabey gehabt hätte, ſondern in der That aus purem Inſtinct, — ſeine beyde Arme um ihren Leib ſchlug.

Kikequetzal, welche ſich einbildete, daß ſie ihm keine Antwort ſchuldig bleiben dürfe, — legte ganz langſam und leiſe ihre rechte Hand auf ſeine linke Schulter, — und erröthete bis an die Fingerſpitzen, indem ſie es that.

Koxkox drückte ſein Geſicht an ihren Buſen.

Das Mädchen fuhr ſanftſtreichelnd an ſeiner linken Schulter bis zur Bruſt herab, und

ſchien

ſchien ſich ſehr am Pochen ſeines Herzens zu ergötzen. — — —

Tlantlaquacapatli, deſſen Fehler überhaupt die Weitläuftigkeit iſt, fährt hier fort, uns von Umſtand zu Umſtand zu erzählen, wie die Natur mit dieſen ihren Kindern geſpielt habe. Keine falſche Beſcheidenheit — denn die Natur iſt uns in allen ihren Würkungen ehrwürdig — ſondern bloß unſer Unvermögen, die Delicateſſe der Sprache des Mexicaniſchen Philoſophen in die unſrige übertragen zu können, verbietet uns, ihm weiter zu folgen —

Die guten Kinder wußten nichts anders. —

Sie machten alſo nicht mehr Umſtände als dies, fragt Araminte — ?

Keinen einzigen!

21.

Wenn uns nicht alles betrügt, ſo iſt das, was wir unſern Leſern in den beyden vorhergehenden

Capiteln zu leſen gegeben haben, pure Natur. Die Kunſt, das iſt gewiß, hatte keinen Antheil weder an den Empfindungen dieſer alt-Mexicaniſchen Liebenden, noch an der Art wie ſie ſich ausdrückten.

Und nun fragt ſich: — „Verliehrt oder gewinnt die Natur dadurch, wenn ſie des Beyſtands und der Auszierung der Kunſt entbehrt?“ — Eine verwickelte Frage; ein wahrer gordiſcher Knoten; den wir, nach dem Beyſpiel gewiſſer ehrlicher Leute, welche gerne bald fertig ſind, geradezu zerſchneiden könnten, wenn wir nicht für beſſer hielten, vorher zu verſuchen, ob er nicht mit Hülfe einer leichten Hand, und mit ein wenig Phlegma, aufzulöſen ſey.

Es giebt eine Kunſt, welche die Werke der Natur verſchönert; und eine andere, welche ſie, unter dem Vorwand der Verbeſſerung oder Ausſchmückung, verunſtaltet.

Wenn

Wenn nur die erſte dieſen Nahmen verdient, ſo wird ſie ihn doch ſo lange mit ihrer Baſtardſchweſter theilen müſſen, bis man für dieſe einen eigenen Nahmen erfunden haben wird.

Einige beſtimmen das Verhältniß der Kunſt gegen die Natur nach dem Verhältniß eines Kammermädchens gegen ihre Dame; andere nach demjenigen, welches zu Paris der Schneider, der Friſeur, der Brodeur und der Parfümeur — vier wichtige Aemter — gegen das Ding haben, welches gewiſſe Leute einen liebenswürdigen Mann, oder einen ſcharmanten Mann nennen; ein Ding, welches (wie das mit Dratnerven verſehene Modell gewiſſer nicht allzufertiger Zeichner) je nachdem man einige beſondere Modificationen damit vornimmt, unter den Händen der vorbeſagten vier plaſtiſchen Naturen, und nach ihrem Belieben, ein Marquis,

 oder

oder ein Abbe', oder ein Parlamentsrath, ein Held, ein Witzling oder ein Adonis wird; im Grund aber, in allen dieſen verſchiedenen Einkleidungen und Poſituren — immer das nehmliche Ding bleibt, nehmlich ein Gecke.

Nach dem Begriff der erſten iſt die **Natur** der **homeriſchen Venus** gleich, welche von den Grazien gebadet, gekämmt, aufgeflochten, mit Ambroſia geſalbt und auf eine Art angekleidet wird, wodurch ihre eigenthümliche Schönheit einen neuen Glanz erhält —

Nach dem Begriff der andern iſt die **Kunſt** die **Zaubermacht**, die aus einer ungeſtalten, kahlen, triefäugigen, zahnloſen Unholde, dieſen **Paragon** einer vollkommenen Schönheit macht, welchen Arioſt in ſechs unverbeſſerlichen Stanzen — nicht ſo gut gemahlt hat, als es **Rubens** mit Farben hätte thun können (und wer hat jemals daran gezweifelt?) aber doch ſo

gut

gut beſchrieben hat, als — man beſchreiben kann. *)

Die erſten ſcheinen der Kunſt zu wenig einzuräumen, die andern zuviel; beyde aber ſich zu irren, wenn ſie von Natur und Kunſt als weſentlich verſchiedenen und heterogenen Dingen reden, da doch, bey näherer Unterſuchung der Sache, ſich zu ergeben ſcheint, daß dasjenige, was wir Kunſt nennen,

„Es ſey nun, daß dieſe Kunſt die zerſtreuten Schätze und Schönheiten der Natur in einen engern Raum, oder unter einen beſondern Geſichtspunct, und zu irgend einem beſondern Zweck zuſammenordnet" —

„Oder, daß ſie den rohen Stoff der Natur ausarbeitet, und was dieſe gleichſam ohne Form gelaſſen hat, bildet" —

*) Die Zauberinn Alcina. S. Orlando furioſo C. VII. 6 — 12.

„Oder, daß ſie die Anlagen der Natur cultiviert, den Keim ihrer verborgenen Kräfte und Tugenden entwickelt, und dasjenige ſchleift, poliert, verſchönert und zeitiget, was die Natur rauh, wild, unreif und mangelhaft hervorgebracht hat“ —

im Grunde nichts anders iſt, als die Natur ſelbſt, welche den Menſchen — entweder durch die Noth, oder den Reiz des Vergnügens, oder die Liebe zum Schönen — veranlaßt und antreibt, „entweder ihre Werke nach ſeinen beſondern Abſichten umzuſchaffen, oder ſie durch Verſetzung in einen andern Boden, durch beſondere Wartung und befördernde Mittel zu einer Vollkommenheit zu bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen ſchlummert, die Entwicklung derſelben aber dem Witz und Fleiß des Menſchen überlaſſen iſt.“

Fragen wir —

Wer giebt uns die Fähigkeit zur Kunſt?

Wer befördert die Entwicklung dieſer Fähigkeit?

Wer giebt uns den Stoff zur Kunſt?

Wer die Modelle?

Wer die Regeln? —

So können wir kühnlich alle Philoſophen, Miſoſophen und Moroſophen, welche jemals über Natur und Kunſt raiſonniert haben, auffordern, uns jemand andern zu nennen, als die Natur — welche durch den Menſchen, als ihr vollkommenſtes Werkzeug, dasjenige, was ſie gleichſam nur flüchtig entworfen und angefangen hatte, unter einem andern Nahmen zur Vollkommenheit bringt.

22.

Die Werke der Natur, in dieſer ſublunariſchen Welt — (denn auf dieſe ſchränken wir uns ein,

weil unter allen möglichen Welten, dieſe, mit Erlaubniß unſers Freundes Lavaters, am Ende doch die einzige iſt, von der wir mit Hülfe unſrer ſieben Sinnen, — das Selbſtbewußtſeyn und den Senſus communis mit eingerechnet — einige erträgliche Kenntniß haben) — theilen ſich von ſelbſt in organiſierte und nicht organiſierte, und die erſten wieder, in

Solche, welche zwar eine beſtimmte Form aber kein Leben haben,

Solche, welche zwar leben, aber nicht empfinden,

Solche, welche zwar empfinden, aber nicht denken, und endlich, in

Solche, die zugleich empfinden, denken und mit Willkühr handeln können, — eine Claſſe, welche ſehr weitläufig iſt, wenn wir dem Plotinus und — dem Grafen von Gabalis glauben, von der wir aber gleichwohl, die reine Wahrheit zu geſtehen, keine andre Gattung

kennen, (wenigſtens ſo gut kennen, daß wir, ohne lächerlich zu ſeyn, darüber zu philoſophieren wagen dürften) als diejenige, wozu wir ſelbſt zu gehören die Ehre haben, — den Menſchen, der durch die Vernunft, wodurch er über alle übrige bekannte Claſſen unendlich erhoben iſt, dazu beſtimmt ſcheint,

„die vorbeſagte ſublunariſche Welt nach ſeinem beſten Vermögen zu verwalten“

und für ſeine Bemühung berechtiget iſt,

„ſie ſo gut zu benutzen, als er immer weiß und kann.“

23.

Vergleichen wir dieſe verſchiedenen Claſſen der natürlichen Dinge unter einander, ſo zeigt ſich, — daß unter allen der Menſch am wenigſten gebohren wird, was er ſeyn kann; daß die Natur für ſeine Erhaltung, dem Anſehen nach, am wenigſten geſorgt hat; daß ſie

ihn übel bekleidet, unverwahrt gegen Froſt und Hitze und Witterung, unfähig ohne langwierigen fremden Beyſtand ſich ſelbſt fortzubringen, auf die Welt ausſtößt; daß der Inſtinct, der angebohrne Lehrmeiſter der Thiere, bey ihm allein ſchwach, ungewiß und unzulänglich iſt, — und warum alles das, als „weil ſie ihn durch die Vernunft, und die Empfindung des Schönen fähig gemacht hat, dieſen Abgang zu erſetzen?“

Der Menſch, ſo wie er der plaſtiſchen Hand der Natur entſchlüpft, iſt beynahe nichts als Fähigkeit. Er muß ſich ſelbſt entwickeln, ſich ſelbſt ausbilden, ſich ſelbſt dieſe letzte Politur geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgießt, — kurz, der Menſch muß gewiſſermaßen ſein eigener zweyter Schöpfer ſeyn; — oder, vielmehr —

Wenn es die Natur iſt, die im Feuer leuchtet, im Criſtall ſechseckicht anſchießt, in der Pflanze vegetiert, im Wurme ſich einſpinnt, in

der

der Biene Wachs und Honig in geometriſch-gebaute Teller ſammelt, im Biber mit anſcheinender Vorſicht des Zukünftigen Wohnungen von etlichen Stockwerken an Seen und Flüſſe baut, und in dieſen ſowohl als vielen andern Thierarten mit einer ſo zweckmäßigen und abgezirkelten Geſchicklichkeit würkt, daß ſie den Inſtinct zu Kunſt in ihnen zu erhöhen ſcheint; — Warum ſollte es nicht auch die Natur ſeyn, welche im Menſchen, nach beſtimmten und gleichförmigen Geſetzen dieſe Entwicklung und Ausbildung ſeiner Fähigkeiten veranſtaltet? — dergeſtalt, daß ſobald er unterläßt, in allem, was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig zu merken; ſobald er, aus indiſcretem Vertrauen auf ſeine Vernunft, ſich von dem Plan entfernt, den ſie ihm vorgezeichnet hat, — von dieſem Augenblick an Irthum und **Verderbniß** die Strafe iſt, welche unmittelbar auf eine ſolche Abweichung folget.

Und

Und hat nicht die Natur, eben ſo wie ſie uns die Vollendung unſrer Selbſt anvertraut hat, auch über die andern Dinge dieſer Welt uns eine ſolche Gewalt gegeben, daß ein großer Theil derſelben als bloße Materialien anzuſehen ſind, welche der Menſch nach ſeinem Gefallen umgeſtaltet, aus denen er ſo viele Welten nach verjüngtem Maßſtab, oder Welten nach ſeiner eignen Phantaſie erſchaffen kann, als er will; wohl verſtanden, daß er, und ein jeder unter uns in allen Betrachtungen beſſer thäte, gar nichts zu thun, als nach Regeln und Abſichten zu arbeiten, welche mit denenjenigen nicht zuſammenſtimmen, nach welchen das allgemeine Syſtem der Dinge ſelbſt, — mit oft unterbrochner aber immer durch die innerliche Güte ſeiner Conſtitution von ſelbſt wiederhergeſtellter Ordnung, von ſeinem großen Urheber regiert wird.

Alles

Alles dieſes vorausgeſetzt, werden wir uns keinen unrichtigen Begriff von der Kunſt machen, wenn wir ſie uns als „den Gebrauch vorſtellen, welchen die Natur von den Fähigkeiten des Menſchen macht, theils um ihn ſelbſt — das ſchönſte und beſte ihrer Werke — auszubilden, theils den übrigen ihm untergeordneten Dingen diejenige Form und Zuſammenſetzung zu geben, wodurch ſie am geſchickteſten werden, den Nutzen und das Vergnügen der Menſchen zu befördern.“ — Die Natur ſelbſt iſt es, welche durch die Kunſt ihr Geſchäfft in uns fortſetzt; es wäre dann, daß wir ihr, unbeſonnener Weiſe, entgegen arbeiten, und indem wir ſie nach willkührlichen oder mißverſtandenen Geſetzen corrigieren wollen, aus demjenigen, was nach dem erſten Entwurf der Natur ganz hübſche Figuren hätten werden ſollen, — oſtadiſche Bürlesken, oder Grazien in Calot's Geſchmack herauskünſteln;

ſteln; welches, wie wir vielleicht in der Folge finden werden, zuweilen der Fall der angebli- chen Verbeſſerer der menſchlichen Natur gewe- ſen zu ſeyn ſcheint.

24.

Der gewöhnliche Gang der Natur, in dieſer Auswickelung und Verſchönerung des Menſchen, iſt langſam; — und ſie ſcheint ſich darinn mehr nach den Umſtänden, als nach einem ein- förmigen Plan zu richten.

In der That haben diejenige ihren Geſchmack nicht der Natur abgelernt, in deren Augen die Manchfaltigkeit in der phyſiſchen und ſittli- chen Geſtalt der Erdebewohner eine Unvoll- kommenheit iſt.

Das menſchliche Geſchlecht gleicht, in ge- wiſſer Betrachtung, einem Orangenbaum, wel- cher Knoſpen, Blühten und Früchte, und von dieſen letztern, grüne, halbzeitige und goldfarbe,

mit

mit zwanzig verſchiednen Mittelgraden, zu gleicher Zeit ſehen läßt.

Es ſcheint widerſinniſch, zu fordern, daß die Knoſpe ein Apfel werden ſoll, ohne durch alle dazwiſchen liegende Verwandlungen zu gehen: — aber gar darüber ungehalten zu ſeyn, daß die Knoſpe kein Apfel iſt — in der That, meine Herren, man muß ſehr wunderlich ſeyn, um der Natur ſolche Dinge zuzumuthen.

Was die Kunſt, oder mit andern Worten, was die vereinigten Kräfte von Erfahrung, Witz, Unterricht, Beyſpiel, Ueberredung und Zwang, an dem Menſchen zu ſeinem Vortheil ändern können, ſind — entweder Ergänzungen der mangelhaften Seiten, oder Verſchönerungen; welche letztern, wenn ſie ihren Nahmen mit Recht führen ſollen, ſehr weſentlich von bloſſen Zierrathen verſchieden ſind.

Jene ſetzen voraus, „daß der Menſch ſeine Bedürfniſſe fühle„ — und ſtehen mit der Be-

ſchaffenheit und Anzahl derſelben in Verhältniß: Dieſe ſind die Früchte einer durch die Imagination erhöheten und verfeinerten Sinnlichkeit, und finden nicht eher ſtatt, bis wir durch die Vergleichung mannichfaltiger Schönheiten in der nehmlichen Art uns von Stuffe zu Stuffe zu dem Ideal dieſer Art erhoben haben.

Fordern, daß die Liebe des jungen Koxkox und der ſchönen Kikequetzal, ſo romantiſch wie die Liebe von Theagenes und Chariklea hätte ſeyn ſollen, hieße — ihnen übel nehmen, daß ſie das einzige Paar Menſchen im ganzen Mexico waren; und es wäre gleich weiſe, wenn man die arme Kikequetzal verdenken wollte, daß ſie nicht ſo geſittet und zärtlich und delicat wie die idealiſche Peruvianerinn der Madame Graffigny war, als ſie mauſſade zu finden, weil ſie nicht wenigſtens a la Rhinoceros aufgeſetzt geweſen.

Beyträge
zur
Geheimen Geſchichte
des menſchlichen
Verſtandes und Herzens.

Zweytes Buch.

Zweytes Buch.

1.

Es giebt harte Köpfe, welche nicht begreifen können, „daß äußerliche Formen der Tugend nicht die Tugend ſelbſt ſind; daß gewiſſe lächerliche Gebräuche, womit bey gewiſſen Völkern — z. Ex. bey den Hottentotten und Kamtſchadalen — gewiſſe ehrwürdige Handlungen begleitet werden, dieſen Handlungen nicht einen Atom von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen; und daß (unpartheyiſch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Californien, trotz ihrer Nacktheit, wenigſtens ſo züchtig ſeyn kann, als die ehrſame Dame

Quintagnone, Oberhofmeiſterinn der Königinn Genievre, in ihrem großen Kragen, und in ihrer wohlausgeſteiften, ſehr decenten und ſehr barockiſchen Vertügade, — für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen.

Einer von dieſen Leuten — doch, was hindert uns, gewiſſen ſpitzfündigen Forſchern eine Mühe zu erſparen, und es gerade heraus zu ſagen, daß es ein alter ägyptiſcher Prieſter, aus den Zeiten des Königs Pſammuthis des dritten, war? — kam, wir wiſſen nicht wie, noch warum, in ein Land in dem innern Africa, wo er eine Nation von fingernackten Leuten unſchuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Unglücklicher Weiſe für dies gute Völkchen, war dieſer Reiſende — den wir, in Ermanglung ſeines rechten Nahmens, Abulfaouaris nennen können — kein Gymnoſophiſte. Indeſſen hatte er doch Augen, und, was einem jeden

den Prieſter Ehre macht, ein gewiſſes natür-
liches Gefühl, welches ihn wahrnehmen ließ,
daß dieſe nackten Leute ſehr unſchuldige Sitten
hatten.

Er geſtund, in dem Berichte, den er dem
Könige Pſammuthis nach ſeiner Zurückkunſt,
von dieſer Reiſe erſtattete, — „daß die Aegy-
pter, ungeachtet unter allen Nationen des Erd-
bodens ſie allein (wie er aus Patriotismus
und — Unwiſſenheit meynte) ſich rühmen
könnten, Religion, Policey und Sitten zu ha-
ben, — dennoch in gewiſſen Tugenden von die-
ſen unglücklichen **Wilden** unendlich übertroffen
würden. Nichts gleicht, ſagte er, der Sitt-
ſamkeit ihrer Töchter — als das anſtändige
Betragen der Jünglinge, denen alle dieſe Aus-
ſchweifungen, welchen bey uns die ſtrengeſten
Strafgeſetze kaum Einhalt thun können, etwas
gänzlich unbekanntes ſind. Knaben und Mädchen
werden von der Kindheit an gewöhnt, bis ins

 acht-

achtzehnte Jahr der erſten und ins funfzehnte der andern, von einander abgeſondert zu ſeyn. Nur von dieſer Zeit an iſt es ihnen erlaubt, an feſtlichen Tagen, in Gegenwart ihrer Eltern, mit einander zu ſpielen und zu tanzen. Denn da dieſes das Alter iſt, worinn alle junge Leute, in ſo fern keine phyſiſche Untüchtigkeit es verhindert, verbunden ſind ſich zu verehlichen: So ſieht man gerne, daß die Candidaten beyderley Geſchlechts einander vorher kennen lernen, um eine Wahl zu treffen, welche bey dieſem Volke lediglich dem Herzen überlaſſen wird. Die Ehe, fährt er fort, iſt in ihren Augen etwas ſo ehrwürdiges, daß ſie keinen Begriff davon zu haben ſcheinen, wie man einer ſolchen Verbindung ungetreu ſeyn könne. Ein Mann oder eine Frau, welche ſich dieſes Vergehens ſchuldig machten, würden auf lebenslang für unehrlich gehalten, und von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden. Allein man hat, von Menſchengedenken

her,

her, kein Beyſpiel, daß ſich dieſer Fall zugetragen hätte.“ — —

Armes ehrliches Völkchen, was hatteſt du gethan, um mit einem Prieſter der Iſis heimgeſucht zu werden!

2.

Ich konnte, — fährt der Prieſter Abulfaonaris fort — nicht ohne inniges Erbarmen anſehen, daß ein von Natur ſo harmloſes und gutartiges Volk in einem ſo ungeſitteten und thieriſchen Zuſtande leben ſollte, als dieſe Nacktheit war, welche ich — zumal an wohlgebildeten jungen Perſonen, ohne großes Aergerniß, nicht anſehen konnte; — und ihr Zuſtand ſchien mir deſto beklagenswerther, je weniger ſie die Gefahr deſſelben zu kennen ſchienen. Denn, in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nöthigte, die Hand vor die Augen zu halten, ſchien ihnen nicht die mindeſte Emotion zu

machen, und man bemerkte in ihrem Betragen unter einander nichts, was ſich von den ſtrengſten Geſetzen der Ehrbarkeit im geringſten entfernt hätte. —“

„Zu allem Glücke hatte ich etliche Stücke Leinwand von verſchiedenen Farben bey mir. Ich ſtund keinen Augenblick an, ſie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir dieſe armen verblendeten Geſchöpfe einflößeten; ich zerſchnitt ſie in kleine Röcke und Mäntelchen, und beſchenkte Weiber und Mädchen damit, ſo weit meine Leinwand reichte.“

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortreffliche Anlage dieſer guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Denn ich kann Ew. Majeſtät nicht genung ſagen, mit welcher Begierde die armen nackten Creaturen die Stückchen Leinwand annahmen, die ich ihnen gab ihre Blöße zu decken. Ich bedaurte nur, daß der Vorrath, den ich hatte, unzulänglich

war,

war, das tugendhafte Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch ſo geputzt ſeyn wollten wie ihre Nachbarinnen. In kurzem breitete ſich die Begierde, gekleidet zu ſeyn, unter dem ganzen Volk aus: Sie kamen von allen Enden, und boten mir um meine Leinwand mehr Goldſtaub und Elephantenzähne an, als zehen Camele hätten fortſchleppen können: — denn ſie hatten von mir gehört, daß ein großer Werth in dieſen Dingen läge — aber ich mußte ſie abweiſen, und ſie ſchienen ganz untröſtbar darüber zu ſeyn. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daß ſie ſich an ihrem Hochzeittage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen ſollten ſehen laſſen können; andere zankten ſich mit einander darum; die Mütter nahmen den Töchtern und die ältern Schweſtern den jüngern mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte; und ich konnte nur mit Mühe verhindern, daß es nicht zu großen Thätlichkeiten

lichkeiten kam. Kurz, zu meinem unbeſchreiblichen Vergnügen, bracht' ich es, Dank ſey der großen Iſis! in wenig Tagen ſo weit, daß es jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu ſeyn; und Männer und Weiber hatten nun nichts dringenders zu thun, als ſich von gewiſſen breiten, wollichten Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigſtens dasjenige zu bedecken dienten, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut. — — "

3.

Der König Pſammuthis hörte der Erzählung des Prieſters lächelnd zu.

Aber der Oberaufſeher der Finanzen, ein Mann welcher rechnen konnte, und dieſe Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden war, ſtrich ſeinen Knebelbart und ſprach: — „Gott erhalte den König Pſammuthis! — Der ſehr verehrliche Prieſter der Iſis hat, vielleicht ohne

es

es ſelbſt zu wiſſen, einen vortrefflichen Einfall gehabt. Wir müſſen eilen, eh uns die Phönizier oder die von Carthago zuvorkommen, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu benutzen. — Iſt dieſe Nation zahlreich? fragte er den Prieſter; —

„Sehr zahlreich, antwortete dieſer; das Land wimmelt von Einwohnern; denn es iſt ſehr fruchtbar, und die Leute ſind friedſam, und ſind durch große Gebürge und Wüſten von andern Völkern abgeſondert. — “

Deſto beſſer ſagte der Oberaufſeher der Finanzen. Es ſind gute Leute; ſie haben Goldſtaub und Elephantenzähne; das iſt eine vortreffliche Gelegenheit unſre Leinwand, unſre Mouſſelinen, unſre Bänder und zwanzig ſolche Dinge mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Caſſen Eurer Majeſtät füllen, und ihre Unterthanen bereichern wird; die Gelegenheiten ſind ſelten, wo man mit beyden Händen nehmen kann. Beym Anubis!

der Prieſter hat einen göttlichen Einfall ge-
habt! —

Ich geſtehe Ew. Majeſtät, verſetzte Abul-
ſaouaris, daß ich keine ſo öconomiſche Abſichten
hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen
der großen Göttinn, deren Schleyer noch kein
Sterblicher aufgedeckt hat, *) zu vollbringen;
welche, da ſie die Aegypter zuerſt lehrte, den
Flachs zuzubereiten, und mit dem Gewebe da-
von ſich zu bekleiden, ſich beleidiget findet,
Menſchen zu ſehen, die durch ihre Blöße das
edle Geſchenke der Göttinn zu verachten und
unnütze machen zu wollen ſcheinen. Hat aber,
wie ich mit Vergnügen vernehme, dieſe meine
geringe, doch wohlgemeynte That, auch noch
einen politiſchen Nutzen, ſo möge dieſes Bey-
ſpiel Ew. Majeſtät zu einem neuen Beweiſe
dienen, daß wir unſern eigenen Vortheil
nicht gewiſſer befördern können, als indem
wir

*) Plutarchs Tractat von Iſis und Oſiris.

wir dasjenige thun, was den Göttern ange-
nehm iſt.

Wohl geſprochen! — ſagte der König Pſammuthis.

4.

Von ohngefehr war ein griechiſcher Philo-
ſoph — welchen der König (wenn Se. Maje-
ſtät lange Weile hatte) gern um ſich leiden
mochte — bey der Erzählung des Prieſters ge-
genwärtig.

Großer König, (ſagte der Grieche) was der hocherleuchtete Oberaufſeher der Finanzen ſagt, iſt ſo gut geſagt, daß es der große Apis ſelbſt (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm ſchuldig bin, geſprochen!) nicht beſſer hätte ſagen können.

Aber, ob der ſehr verehrliche Prieſter — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihe! — dieſem nackten Volke, wo-
von die Rede iſt, nicht mit ſeiner bunten Lein-

wand

wand ein Geſchenke gemacht habe, deſſen ſie beſſer hätten entbehren mögen, iſt eine andre Frage.

Vermuthlich muß die Witterung in ihrem Lande ſehr gelinde ſeyn; denn ſonſt würden ſie wohl Mittel gefunden haben, ſich zu decken, ohne auf den Zufall zu warten, der den Abulfaouaris und ſeine Leinwand zu ihnen geführt hat. Und daß dieſe Leute, ihrer Nacktheit ungeachtet, keuſch und unſchuldig lebten, — daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh uns der ſehr verehrliche Prieſter deſſen ſelbſt verſichert hat: Aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

Dieſemnach ſehe ich nicht, was für einen Dienſt er dieſen Leuten geleiſtet zu haben meynt. Ihre Nacktheit hatte, wie er ſelbſt geſteht, wenigſtens für ſie, nichts unſittliches; und mir ſcheint nichts natürlichers als dies. Unſre grie-

chiſchen

chiſchen Weiber laſſen ohne Bedenken ihr Geſicht, ihre Hände, und einen Theil ihrer Arme nackend ſehen, ohne darum unweiſer zu ſeyn als eure Aegypterinnen, welche gleich beſchämt wären, ihr Geſicht oder ihren H****** ſehen zu laſſen. — Dieſe Wilden, deren Blöße dem ſehr verehrlichen Prieſter ſo anſtößig war, ſind vermuthlich am ganzen Leibe Geſicht. Die Gewohnheit hat gemacht, daß der Anblick einer vollſtändigen Figur ihnen nicht mehr Emotion giebt, als dem Griechen der Anblick eines alltäglichen Geſichtes; und auf die Gewohnheit kömmt in ſolchen Dingen alles an.

„Abulfaouaris hat alſo (wenn es erlaubt iſt, nach Menſchenweiſe von dieſer Sache zu reden) dieſen guten Leuten, deren Freund er übrigens iſt, einen Dienſt gethan, der ihnen zu nichts dient; — Aber, daß dieſer Liebesdienſt wider die Abſicht des ſehr verehrlichen Prieſters, die unglücklichſten Folgen für die Unſchuld ihrer

Sitten haben könnte, ſcheint mir mehr als eine bloße Beſorgniß zu ſeyn. Ich will es der Zeit überlaſſen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Sr. Majeſtät und vor einem Prieſter der Iſis den Weiſſager zu machen. Aber, um nur von dem, was ſchon geſchehen iſt, zu reden, — iſt es nicht ſchon weit genung gekommen, da ſich dieſe guten Leute ihrer eigenen Geſtalt zu ſchämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon ſeyn? Und wie hat es der Scharfſinnigkeit des weiſen Abulfaouaris entgehen können, daß er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern ſeine Röcke und Mäntelchen austheilte, Eitelkeit, Begierde ſich auszuputzen, Eiferſucht, Misgunſt und Zwietracht zwiſchen ältern und jüngern Schweſtern, Töchtern und Müttern ausgeſäet hat? — “

Ich will glauben, daß es ihm ſelbſt, in gewiſſer Betrachtung, bequemer geweſen ſeyn mag,

mag, dieſe Töchter der kunſtloſen Natur in Röcken und Mäntelchen vor ſich zu ſehen; — aber — — —

Diagoras iſt ein Freydenker, wie ich höre, fiel der Prieſter mit einem gezwungenen Lächeln und einem ſanften Kopfwiegen ein, welches beydes dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung ſchien.

— Er hätte dies bedenken ſollen, eh er zu reden anfieng. —

Aber wie ſollte ein Grieche, und ein Philoſoph zu ſchweigen wiſſen, wenn er eine ſo ſchöne Gelegenheit zum reden vor ſich ſieht?

5.

Abulfaouaris hat uns keinen geringen Dienſt gethan, ſagte der König Pſammuthis; — ich weiß nicht, wiewohl ſich die Unſchuld ſeiner Wilden dabey befinden wird, — aber die Aegyptiſchen

gyptiſchen Manifacturen werden ſich ſehr wohl dabey befinden, und wir haben Goldſtaub vonnöthen.

Mit dieſen Worten winkte der König dem Prieſter und Oberaufſeher der Finanzen in ſein Cabinet, und ließ den Philoſophen ſtehen.

Der Philoſoph verſtund den Wink. Er gieng geraden Wegs nach dem Haven; und da er ein griechiſches Schiff dieſen Augenblick ſegelfertig fand, ſtieg er ein, und fuhr mit gutem Nachwind nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Prieſters Abulfaouaris kamen den armen Negern in der That theuer genung zu ſtehen.

Ihre Unſchuld war das erſte, was darüber verlohren gieng.

Sie hatten bisher nicht daran gedacht, daß etwas unedles oder unziemliches darinn ſeyn

könne, ſich ſelbſt gleich zu ſehen, und ſich andern in ſeiner eigenen Geſtalt zu zeigen. — Ihre Schönen (wofern die Unſrigen anders erlauben wollen für möglich zu hatten, daß es unter Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unſchuldigern Grund, warum ſie alles ſehen ließen, — als die Perſerinnen haben, alles zu verbergen; oder die Europäerinnen, ihren Buſen — oder ſo etwas ähnliches, das ſie der Kunſt zu danken haben, — mit Spinneweben zu bedecken.

Dieſer Gebrauch hatte bey ihnen noch einen andern ſittlichen Nutzen, welchen Abulfaouaris nothwendig hätte beobachten müſſen, wenn das Vorurtheil beobachten könnte. — Die Gewohnheit machte nehmlich beyde Geſchlechter in einem gewiſſen Grade gleichgültig gegen einander. Der Inſtinct wurde bey ihnen ſchlafen gelegt, anſtatt — daß er bey policiertern Menſchen immer rege gemacht wird.

Die Liebe war bey ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne; und ohne Liebe ſagte die Natur einem Manne nicht mehr für ein Weib als für ſeines gleichen.

Seit dem fatalen Geſchenke des Prieſters Abulfaouaris veränderten ſich ihre Sitten über dieſen Artikel zuſehends; und nachdem noch, zu allem Überfluß, die großmüthige Fürſorge des Oberaufſehers der Finanzen zu Memphis Anſtalten getroffen hatte, dieſe Negern, für ihr Gold und Elfenbein, mit allen Arten Aegyptiſcher Manufacturen zu verſehen; ſo verfeinerte ſich in weniger Zeit ihre Lebensart ſo ſehr, daß Abulfaouaris ſelbſt bey ſeiner Wiederkunft Mühe hatte ſie zu erkennen. Die ſchwarzen Damen eiferten in die Wette, welche ſich am artigſten und glänzendſten herausputzen könne. Die neuen Reizungen, welche ſie aus den Aegyptiſchen Fabricken entlehnten, gaben itzt denen, womit die Natur ſie verſehen hatte,

einen vorher unbekannten Werth. In kurzem wurde die Sucht ſich zu kleiden ſo weit getrieben, daß die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich zu errathen, was unter dieſer ſeltſamen Verkleidung verborgen ſeyn könne. Dieſes erweckte die Neugier, und ſetzte die Imagination ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenſtand der Liebe ein Object des Vorwitzes. Mancher bildete ſich ein, bey einer andern Reizungen zu finden, die er bey der ſeinigen nicht fand, — oder nicht achtete. Tauſend kleine Kunſtgriffe, deren ſich die Damen bedienen lernten, um ihre natürlichen Reizungen zu erhöhen, oder ihre Mängel unſichtbar zu machen, hintergiengen das Auge oder die Einbildung, und gaben zu tauſend kleinen Irrungen Anlaß, welche — deſto größere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbniß ſchlich ſich unter Verehlichten und Ledigen ein. Die Weiber waren

waren nicht mehr mit dem Schleyer der öf- fentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten ei- nen Unterſchied zwiſchen Keuſchheit und Sitt- ſamkeit kennen, von dem ſie vorher keinen Be- griff gehabt hatten. Die Männer, auf ihrer Seite fiengen an ſich ein Geſchäffte daraus zu machen, ihrer Unſchuld nachzuſtellen; und die Schönen, wiewohl ſie eine Art von Verthei- digungskunſt unter ſich einführten, welche wenigſtens dazu dienen konnte, den angreifen- den Theil im Athem zu erhalten, ſahen doch gleich anfangs ihrer Niederlage ſo gewiß ent- gegen, daß es unmöglich war, ſich durch ihre Gegenwehr abſchrecken zu laſſen; — — Kurz, „der weiſe Abulfaouaris hatte zwar das Ver- gnügen ſeine Reforme bey dieſem Volke durch- gängig eingeführt zu ſehen; er befand aber zu gleicher Zeit, daß es nöthig ſeyn werde, nun- mehr auch die Strafgeſetze der Aegypter gegen gewiſſe Laſter, mit deren Benennungen wir

dieſes

dieſes Blatt nicht beſudeln wollen, unter ihnen einzuführen; und was das ſonderbarſte ſcheinen möchte, war die ſüße Selbſtzufriedenheit, mit welcher dieſer ehrliche Prieſter, nachdem er glücklich mit ſeinem ganzen Inſtitut zu ſtande gekommen war, ſich zu Memphis einen zweyten Hermus, einen Geſetzgeber und Wohlthäter dieſer Wilden nennen ließ; voller innerlichen Triumphes darüber, daß er ihnen (wenn uns dieſes Gleichniß erlaubt iſt) garſtige und unbekannte Krankheiten inoculiert hatte, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder davon heilen zu können.

Man glaubt, daß ihm gleichwohl in launiſchen Augenblicken die Weiſſagung des griechiſchen Philoſophen eingefallen ſey, und daß er bey Gelegenheit derſelben ſich nicht habe erwehren können, zu zweifeln, „ob er nicht vielleicht beſſer gethan hätte, die Negern ſo zu laſſen, wie er ſie gefunden.“ Doch habe er ſich

in dieſem Falle allemal mit einer Diſtinction beruhiget. — (Im Vorbeygehen, ein neues Beyſpiel, was für ein vortreffliches Specificum eine gute Diſtinction iſt, die Natur und die Empfindung, in Fällen, die uns ſelbſt nicht gar zu nahe angehen, zum ſchweigen zu bringen) — „Wenn ihre Unſchuld nur von ihrer Nacktheit abhieng (habe er geſagt) ſo hatte ſie nichts verdienſtliches; ſo war es bloßer Mechanismus: ſo verdiente es den Nahmen der Tugend eben ſo wenig als die Keuſchheit eines Frigidi et maleficiati: — und ſo habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erſtens hab' ich ſie gelehrt was Tugend iſt; und zweytens hab' ich ihnen Gelegenheit verſchafft, ſie auszuüben.“

7.

Ob der Prieſter Abulfaouaris Recht gehabt habe, ſich hinter dieſem ſubtilen Troſtgrund vor

den

den Vorwürfen ſicher zu halten, welche ihm ein Advocat der Unſchuld der armen Negern zu machen berechtiget war, — iſt eine Frage, welche der beſagte Advocat, wenn er nicht ganz ungeſchickt wäre, ungefehr alſo auflöſen würde: —

„Die Frage, iſt es einem Volke beſſer, die Tugend auszuüben, ohne ſie und das Gegentheil von ihr zu kennen, — oder, iſt es dieſem Volke beſſer mit den Reizungen zum Laſter bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne? — Dieſe Frage, meine Herren, ſcheint mit der folgenden einerley zu ſeyn: Iſt es beſſer geſund zu ſeyn, ohne zu wiſſen, daß man geſund iſt, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder ſich krank zu machen, damit man den Werth der Geſundheit deſto beſſer ſchätzen lerne? Geſundheit iſt der natürliche Zuſtand des phyſiſchen — Tugend, die

Geſund-

Geſundheit des moraliſchen Menſchen; und Glückſeligkeit, die gemeinſchaftliche Frucht von beyden. Laſſet dem unwiſſenden Glücklichen ſeine glückliche Unwiſſenheit! Laſſet ſie ihm ſo lange, als er ſie behalten kann; ſo lange, bis er in Gefahr iſt durch dieſe Unwiſſenheit unglücklich zu werden. Wozu hatten die Negern eure Röcke und Mäntelchen vonnöthen? Sie waren unſchuldig, und hätten es, ohne ſein Geſchenke, vielleicht noch lange bleiben mögen. — Vielleicht auch nicht? — Gut: ſo hätte er den Fall abwarten ſollen. Wer wird einem Geſunden eine Arzney für die Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hoffnung, daß ſie ihre Würkung thun werde, wenn er ſie künftig einmal bekommen ſollte?“

8.

Dem ſey wie ihm wolle, Abulfaouaris hatte zu Memphis dem Ruhm eines ſehr weiſen

Mannes,

Mannes, und der König Pſammuthis erkannte ſich ihm ſehr dafür verbunden, daß er den Schwarzen eine Moral beygebracht, welche den Aegyptiſchen Manufacturen ſo vortheilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünſchten ſein Andenken, weil ſie glaubten, daß ſeine Moral den Sittten und der Glückſeligkeit ihres Volkes verderblich geweſen ſey.

Sollten nicht beyde Theile Recht gehabt haben? Pſammuthis beurtheilte die Güte dieſer Moral nach dem Nutzen, welchen ſein Volk von ihr zog; die Negern beurtheilten ſie nach dem Schaden, den ſie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beyde Theile anders denken? —

Ja wohl! Sie hätten nur denken dürfen wie Abulfaouaris, — der einen ganz andern Maßſtab des guten und böſen hatte, und den

Nutzen oder Schaden ſeiner Moral für bloße Zufälligkeiten anſah, welche von dem erhabenen Standorte, auf den er ſich in ſeiner Einbildung ſtellte, betrachtet, ſo klein und unbedeutend wurden, daß ein Mann, wie er, ſich nicht die Mühe nahm, Reflexion darauf zu machen. —

Und Abulfaouaris hatte auch Recht? — Warum nicht? Er dachte wie ein Prieſter, Pſammuthis wie ein König, und die alten Negern, wie ein alter Neger denken ſoll.

Seine Abſicht war gut, ſagten ſeine Freunde. —

Kann die gute Abſicht eine unweiſe Handlung rechtfertigen? fragten ſeine Tadler. —

Wir haben keine Luſt ihren Streit zu entſcheiden.

Seine Freunde rechtfertigten ihn nicht, weil er Recht hatte, ſondern — weil ſie ſeine Freunde waren.

Seine Tadler machten ihm Vorwürfe, nicht weil er Unrecht hatte, ſondern — weil ſie ihn tadeln wollten.

Und wir — aus was für einem Grunde könnten wir uns das Richteramt zwiſchen ihnen anmaßen? —

Oder, geſetzt auch, wir könnten es aus irgend einem Grunde; welcher Parthey ſollten wir den Sieg zuſprechen? —

Macht die Abſicht eine Handlung gut? — Gütiger Himmel! Welche Uebelthat könnte nicht auf dieſe Weiſe gerechtfertiget werden!

Behaupten wir das Gegentheil? — welch ein ſtrenges Urtheil ſprechen wir dann, wiſſend oder unwiſſend, über das ganze Geſchlecht der Kinder Adams! Wer wird beſtehen können?

Ich geſtehe, daß ich mich hier in der nehmlichen Verlegenheit befinde, in welche der Sultan Schah-Baham bey einem Problem von einer andern Art gerieth, und daß ich mir eben

ſo wenig zu helfen weiß; — Jamais queſtion plus difficile à decider ne s'étoit offerte à mon eſprit, et je la laiſſe à reſoudre à qui pourra.

9.

Abulfaouaris alſo, — welcher, wie geſagt, zuweilen ein weiſer Mann war, und zu allen Zeiten es wenigſtens zu ſeyn ſchien; auch, wie wir ſehen, gute Abſichten hatte; — bekam einige Zeit vor ſeiner Reiſe in die Geiſterwelt (wie es die Aegyptier nannten) den Einfall, „die geheime Geſchichte ſeines Lebens zu Papier zu bringen“ —

— Ein wunderlicher Einfall von einem Prieſter der Iſis wird man ſagen — Genung! er hatte ihn.

Ich wiedme, ſagt er, dieſe Bekenntniſſe meinen geehrteſten Brüdern, den Prieſtern zu Memphis, Sais, On, Bubaſtos, Theben, u. ſ. w.

und

und unſern Nachfolgern. — Sie ſollen unter den geheiligten Schriften im Tempel der Göttinn zu Memphis aufbehalten, und vor profanen Augen ſorgfältig verwahret werden. Meine Abſicht iſt, daß meine Fehltritte ſelbſt durch die Lehren, welche ſich andre daraus ziehen können, wohlthätig werden, und auf dieſe Weiſe das Uebel, das ich aus Irthum oder Schwachheit gethan habe, ſoviel als möglich iſt vergüten ſollen.

Wir geſtehen, daß dieſe Stelle uns eine Hochachtung für dieſen alten Prieſter der Iſis eingeflößt hat, deren Größe mit der Schönheit einer ſolchen Geſinnung und mit der Seltenheit derſelben bey Perſonen ſeines Ordens in zuſammen geſetztem Verhältniß ſteht.

Und eben dieſe Hochachtung, — mit dem billigen Anſtand, den wir nehmen, Bekenntniſſe, —

welche gewiſſermaßen das Anſehen eines Teſta-
mentes haben, — gegen ſeine ausdrückliche Ver-
ordnung, der Gefahr, von profanen Augen geleſen
zu werden, auszuſetzen; — und mit der Betrach-
tung, daß er unter profanen Augen vermuthlich
die Augen aller derjenigen gemeynt habe, welche
nicht in den Geheimniſſen der Iſis initiirt
worden ſind; welches Vortheils, allem Anſehen
nach, die wenigſten von unſern Leſern ſich wer-
den rühmen können: — ſcheint uns die fromme
Pflicht aufzulegen, dieſe Bekenntniſſe, in der
Dunkelheit, worinn ſie bisher gelegen, mit
der ehrwürdigen Mumie ihres ehmaligen Ei-
genthümers — wo ſie auch liegen mag —
ungeſtört ruhen zu laſſen. — —

10.

De mortvis non nisi bene! —
Eines von den ehrlichen wohlgemeynten Sprü-
chelchen, welche durch den täglichen Ge-
brauch,

brauch, der von ihnen gemacht wird, das meiſte von ihrem Geiſt — wofern ſie anders jemals einen hatten — ſchon längſt ausgedünſtet haben! Die Wahrheit zu ſagen, es iſt, in dem Stande, worinn es ſich dermalen befindet, ein ungeſchmacktes, ſchiefes, unbrauchbares, nonſenſicaliſches Sprüchwort, — durch welches, wenn die Geſchichtſchreiber und Philoſophen die mindeſte Achtung dafür haben wollten, die Welt aller der Vortheile beraubt würde, welche ſie von dem Beyſpiele oder von den Fehlern und Verirrungen ihrer vom Schauplatze abgetretenen Mitglieder ziehen kann, — worinn doch, nur gar zu oft, der ganze Nutzen beſteht, der ſie wegen des ehemaligen Daſeyn derſelben ſchadlos halten ſoll.

Dieſe Reflexion, wir geſtehen es, überwiegt bey uns alle Bedenklichkeiten. Wir

ſind überzeugt, daß die Mittheilung dieſer Bekenntniſſe Nutzen ſchaffen kann; und die alten Großmütter (wie ſie Juvenalis nennt) haben nicht ſo viel Gewalt über unſre Zirbeldrüſe, daß wir die pios manes des ehrlichen Prieſters Abulfaouaris dadurch in ihrer Ruhe — welche wir ihnen herzlich gönnen und wünſchen — zu ſtören glauben ſollten. Wir theilen alſo dem geneigten Leſer ohne längere Vorrede mit —

Die Bekenntniſſe des Abulfaouaris,

gewesenen Prieſters der Iſis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten,

auf fünf Palmblättern. *)

Erſtes Palmblatt.

„Durch die Geburt, als der Sohn eines Prieſters, zum Stande meiner Vorältern beſtimmt, wurde ich, in den Vorhöfen des großen Tempels zu Memphis, in dieſer ſtrengen Regelmäßigkeit erzogen, welche, nach der

*) gezogen aus des Euemerus Beſchreibung ſeiner Reiſe in die Inſel Panchäa p. m. 165 — 194.

der klugen Vorſicht unſrer Alten, erfodert wird, einen zukünftigen Prieſter zu bilden.

Zugleich mit den großen Grundmaximen unſrer Hierarchie lernte ich die Kunſt, meine Leidenſchaften zu verbergen; — die Kunſt, meine Blicke, Geſichtszüge und Gebehrden nach dem Modell einer unbeweglichen Gravität abzuzirkeln; — die Kunſt, wenn ich zornig war, zu lächeln, und wenn andre lachten, gleichgültig, oder, wofern es die Umſtände mit ſich brachten, feyerlich auszuſehen; — die Kunſt, allen meinen Reden einen religioſen Schwung, allen meinen Handlungen religioſe Beweggründe zu geben, und alles, was ich gutes that, der Inſpiration des Oſiris, oder der Iſis, oder irgend einer andern Gottheit zuzuſchreiben. — Kurz, alle dieſe Künſte, die ich nicht nöthig habe, euch, meine ſehr werthen Mitbrüder, herzuzählen, und welche zur Erhaltung unſers gerechten Anſehens ſo nothwendig ſind, wurden

den mir, durch die Erziehung, ſo habituell, daß ſie endlich die Leichtigkeit, das Ungezwungene, und die Grazie der Natur bekamen, und mir eben ſo mechaniſch wurden, als ob ich ſie mit mir auf die Welt gebracht hätte.

Außer dieſem wißt ihr, meine Brüder, daß unſre ganze Erziehung darauf eingerichtet iſt. uns eine tiefe Ehrfurcht vor der Würde unſers Standes, einen immer brennenden, wiewohl äußerlich ruhigen, Eifer für die Erhaltung unſrer Verfaſſung, und eine pünctliche Anhänglichkeit an die Ceremonien, das Ritual, und den ganzen Exoteriſchen Theil unſers religioſen Syſtems, einzuflößen.

Man bekümmert ſich nicht darum, uns zu überzeugen, daß Iſis und Oſiris, Horus und Serapis, Hermes, Anubis und Typhon würklich Götter ſind; Aber man gewöhnt uns an, ihnen, oder vielmehr ihren Bildern, und allem, was nur die mindeſte Beziehung auf ihren

 Dienſt

Dienſt hat, ſo zu begegnen, als ob ſie es wären.

Dieſe Methode iſt, wie ihr wiſſet, die Frucht der tiefen Politik, welche die Erfinderinn unſrer ganzen Verfaſſung geweſen iſt. Die Einſichten, zu denen wir gelangen, nachdem wir in den Myſterien des Oſiris und der Iſis initiirt worden ſind, würden bey den meiſten von uns eine ſehr nachtheilige Würkung haben, wenn es uns nicht von der Kindheit an zu einer mechaniſchen Gewohnheit gemacht worden wäre, die äußerſte Ehrerbietung vor allen Gegenſtänden der öffentlichen Verehrung ſehen zu laſſen.

Ich geſtehe freymüthig, daß ich die Nothwendigkeit dieſer Angewöhnung aus meiner eigenen Erfahrung kennen gelernt habe. Ohne ſie würde es mir, nachdem ich durch die erforderlichen Vorbereitungen endlich zu der ganzen Einſicht in unſre Geheimniſſe zugelaſſen worden war, öfters beynahe unmöglich geweſen

ſeyn, die Rolle, welche mir meine Beſtimmung im Tempel zu Memphis auferlegte, ſo zu ſpielen, daß nicht dann und wann ein Zeichen eines geheimen Zwangs und einer gekünſtelten Verſtellung wider meinen Willen hätte verrathen können, daß ſie mir nicht natürlich ſey.

Ich befand mich dieſer Gefahr um ſo mehr ausgeſetzt, weil mir die Natur eine gewiſſe Aufrichtigkeit des Herzens gegeben hatte, welche ſich zuweilen in mir empörte, und beſonders bey ſolchen Gelegenheiten, wo mein Eifer und meine Frömmigkeit mir vorzügliche Lobeserhebungen zuzogen.

Du biſt überzeugt, ſagte ich zu mir ſelbſt, daß alle dieſe Götter, in deren Anbetung du das Aegyptiſche Volk unterhältſt, weder mehr noch weniger als Menſchen geweſen ſind, wie du; Menſchen, die von Brodt und Rindfleiſch lebten, und nachdem ſie geſtorben waren, von Würmern gegeſſen wurden; denn die Kunſt, die

Todten durch Einbalſamierung zu erhalten, war zu ihren Zeiten noch nicht erfunden. Die Aufſchlüſſe ſind unwiderſprechlich, welche du durch die Initiation von dieſer Wahrheit bekommen haſt, von der dich ſchon die bloße Vernunft hätte überzeugen ſollen.

Wer weiß beſſer als du, daß dieſer Apis, deſſen Tod das ganze Aegypten in die tiefſte Trauer ſetzt, ungeachtet ſeines weiſſen Vierecks auf der Stirne, eben ſo ſehr ein Stier iſt als irgend ein andrer Stier; und daß es lächerlich iſt, einer Katze wie einer Göttinn zu begegnen, oder vor einer Meerzwiebel ſich demüthig im Staube zu wälzen? — Du geſteheſt dir ſelbſt, daß alle dieſe Dinge ihre vermeynte Göttlichkeit von dem dummen Aberglauben des Pöbels haben: und du, dem es zukäme, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, um dieſem Pöbel beſſere Begriffe beyzubringen, du unterhältſt ihn in ſeinem dummen Aberglauben? O Abulfaouaris,

Sohn des Menophis, ich beſorge, du biſt ein Betrüger!

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es — vielleicht zu meiner Schande, — beunruhigten mich in den erſten Jahren meines Prieſterſtandes ſo oft, daß ich Mühe hatte, zu verhindern, daß ſie, bey gewiſſen Veranlaſſungen, nicht ſichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich im Stande, es ſey nun aus Leichtſinn oder Stärke des Geiſtes, eben dieſe Gedanken für Dünſte und Würkungen der Milzſucht zu halten.

Wenn es jemals möglich ſeyn wird, antwortete ich mir ſelbſt auf meine Bedenklichkeiten, daß der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne, ſo iſt doch gewiß, daß es nicht in Aegypten geſchehen wird; oder wenn das Aegyptiſche Volk jemals zu einem ſo hohen Grade der Aufklärung ſollte gelangen können, ſo iſt wenigſtens dieſes

unläugbar, daß dermalen dazu noch keine Anſcheinungen vorhanden ſind. Die Religion der Aegypter, ſo anſtößig und widerſinniſch ſie in den Augen eines Fremden ausſiehet, iſt mit dem Staate ſo zuſammengewachſen, daß ſeine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden iſt. Die Aegypter glauben eine Particular-Vorſehung, und eine Beſtrafung begangener Uebelthaten nach dem Tode. Dieſe beyden Artikel ſind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und ſittlichen Ordnung unter den Menſchen; von ihnen empfangen die Geſetze ihr Anſehen, und ihre Furchtbarkeit. Selbſt der Aberglaube des Aegyptiſchen Volkes dient dazu, die Würkung dieſer großen Wahrheiten zu befördern. Wo ſie ſich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbolen des unſichtbaren Weſens in die Augen, vor deſſen Gegenwart und Aufſicht über ihre Handlungen ſie zittern ſollen. Je größer die Ehrfurcht iſt, welche ſie für dieſe

ſichtbaren Bilder der Gottheit fühlen, deſto kräftiger würkt auf dieſe rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche ſie ſich auf eine andere Art vorzuſtellen unfähig ſind; deſto heilſamer für die Geſellſchaft wird die Furcht unter den Augen ſo vieler Gottheiten Böſes zu begehen. Dem Volke reinere Begriffe zu geben, iſt, wenigſtens in den gegenwärtigen Umſtänden, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen, die es hat, ohne mit der vollkommenſten Gewißheit überzeugt zu ſeyn, daß es ohne ſie nicht ſchlimmer werden wird, als es mit ihnen iſt, — welcher Gefahr würde durch eine ſo gewagte Verbeſſerung das ganze Syſtem der Staatsverfaſſung ausgeſetzt? Wenn es alſo Betrug iſt, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren Glanz er nicht ertragen könnte, ſo iſt es ein heilſamer, ein nothwendiger Betrug; und eben dadurch hört die Sache auf, dieſen Nahmen

men zu verdienen. Nein, Abulfaouaris, du haſt keine Urſache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu ſchämen, dem die ehrwürdigſten Geſchäffte des Staates, die Erhaltung ſeiner Grundfeſte und ſeines großen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienſt anvertrauet ſind; — des Ordens, welchem die Aegypter alles, was ſie ſo weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfaſſung, Geſetze und Künſte ſchuldig ſind; — dem ſie es zu danken haben, daß die königliche Gewalt, — welche zu Erhaltung der Einheit im Staate nothwendig, und die Seele iſt, durch deren Ausbreitung und Einfluß aus den Gliedern ein wahres fortdaurendes und würkſames Ganzes wird; — aber, gleich der Seele, ſo leicht und ſo gerne ihre Gewalt mißbraucht, — daß ſie in Schranken eingeſchloſſen bleibt, durch welche die Geſetze und die bürgerliche Freyheit vor willkührlichen Anmaſ-

ſungen ſicher ſind. In dieſem Lichte betrachte deine Beſtimmung, Abulfaouaris, und dann ſprich, ob eine edlere gedacht werden kann!

Zweytes Palmblatt.

Ich beſorge ſehr, meine Brüder, dieſe Gegenvorſtellungen, welche ich meinem Gewiſſen, oder meiner Ehrlichkeit, oder wie ihr es nennen wollt, machte, ſind nicht gründlich genung, daß ſie mich ſo vollkommen hätten beruhigen ſollen, als ſie es thaten, nachdem mich — die Gewohnheit gegen die Ungereimtheit gewiſſer Pflichten meines Dienſtes, und gegen die Vorwürfe des beſagten wie heißt es? unempfindlich gemacht hatten.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, — aber ſeitdem ich die ſchwarze Pforte der Geiſterwelt für mich aufgethan ſebe, kommen mir viele Dinge anders vor als ehmahls. Zum Exempel, die Diſtinction zwiſchen den rohen Seelen des

Pöbels

Pöbels und den feinen, und brilliantierten Seelen, deren wir andern uns berühmen, ſcheint mir bey weitem nicht mehr ſo wichtig zu ſeyn; und ich kann mich nicht erwehren zu glauben, daß der armſeligſte Taglöhner in Memphis aus den Händen der Natur eine Seele von der nehmlichen Art empfange wie der König, oder der verehrliche Vorſteher unſers heiligen Ordens, der Oberprieſter des Oſiris ſelbſt. Warum ſollte es unmöglich ſeyn, der Seele dieſes Taglöhners begreiflich zu machen, daß Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Störchen, und die Meerzwiebel eine — Meerzwiebel ſey; — daß der Stier allerdings für ein ſymboliſches Bild der Stärke gebraucht werden könne; daß der Ibis uns nützlich ſey, weil er unſre Schlangen ißt, und daß ihm unſre Aerzte vielleicht das Geheimniß des Cliſtiers abgelernt haben; daß die Meerzwiebel ein vortreffliches Specificum ſey verdickte Säfte zu zertheilen: aber daß ſchlech-

terdings

terdings kein Grund vorhanden ſey, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre bezeugen ſollten? — Ich geſtehe, daß es mir ſchwer fällt, ſo ſchlecht von einem Geſchöpfe zu denken, das einem Menſchen gleich ſieht, als ich von ihm denken müßte, wenn ich es für unfähig halten ſollte, ſo ſimple Wahrheiten begreifen zu lernen; — und daß ich, meines Orts, viel weniger begreifen kann, warum es dem Dümmeſten unter allen Dummköpfen dieſer Unterwelt nicht unendlich mal begreiflicher ſeyn ſollte, daß ein Stier ein Stier, als daß er ein Gott ſey. — Allerdings iſt die Macht des Aberglaubens, wenn er einmal von dem Gehirne des Menſchen Beſitz genommen hat, entſetzlich. Aber ich ſage auch nicht, daß man ſie auf einmal klug machen ſolle. Wenn blinde Seelen ſehend gemacht werden ſollen, muß man, ohne Zweifel die nehmliche Vorſicht gebrauchen, wie bey

Leuten, denen man den Staar geſtochen hat. Genung, daß ſich in zwanzig bis dreyßig Jahren eine erſtaunliche Revolution in den Köpfen des Volkes bewürken ließe, wenn wir uns entſchließen könnten, ein ſo edelmüthiges Werk zu unternehmen, und darinn nach einem gemeinſchaftlichen regelmäßigen Plan zu verfahren. Ich denke nicht, daß wir nöthig haben, uns die Beſorgniß, „die großen Grundwahrheiten unſrer Religion möchten dadurch miniert werden,“ davon abſchrecken zu laſſen. Wahrheit und Wahrheit ſind zu homogene Dinge, als daß ſie ſich nicht mit einander vertragen ſollten.

Aber ich weiß einen andern Grund, meine werthen Brüder, warum mein frommer Wunſch ſchwerlich jemals aufhören wird, ein Wunſch zu bleiben. — Ihr werdet, das bin ich gewiß, alle, einer nach dem andern, ſo denken wie ich; aber ach! wie Abulfaouaris,

werdet ihr erſt alsdann ſo denken, wenn ihr keine Zeit mehr habt, Gebrauch davon zu machen.

Ich will euch dieſen Grund mit eben der Offenherzigkeit entdecken, mit welcher ich meinen Buſen aufſchließen werde, um euch Geheimniſſe darinn ſehen zu laſſen, die vor jedem andern, als einem allſehenden Auge, verborgen geblieben ſind.

Hermes, der große Stifter unſers Ordens, und der Geſetzgeber unſrer Nation hinterließ uns eine ſehr einfache Religion; wie ein Volk ſie nöthig hatte, welches eben erſt durch ihn geſammelt worden war, und die erſte Bildung zu einem förmlichen Staat bekommen hatte; und ſo gut, als ein ſolches Volk ſie zu ertragen fähig war.

Seine angelegenſte Sorge ſcheint geweſen zu ſeyn, die künftigen Prieſter, als die Depoſitarien ſeiner Geſetze, auf den richtigen

Standpunct zu ſtellen, aus welchem ſie das erhabene Amt, welches er ihnen in ſeiner Republik anvertraute, zu überſehen hätten. Er verfaßte ſeine geheime Lehre theils in Hieroglyphen, theils in dem geheiligten Alphabet, wovon er der Erfinder war, und wozu wir allein den Schlüſſel haben. Er lehrte uns darinn, daß ſeine Religion aus einem politiſchen Geſichtspuncte betrachtet werden müſſe, und daß ſeine Abſicht dabey keine andere geweſen, als ſeine neugeſtiftete Republik feſter zuſammen zu ziehen, und durch den Glauben einer herrlichen Belohnung der Tugend und einer ſtrengen Beſtrafung des Laſters nach dem Tode der Unzulänglichkeit ſeiner Geſetze zu Hülfe zu kommen. Er fügte hinzu, alles was er an den Aegyptern habe thun können, ſey nur ein roher Entwurf, der von uns, ſeinen Nachfolgern, ausgearbeitet und poliert werden müſſe; welches nicht anders als nach und nach geſchehen

ſchehen könne. Ueberdem ſeyen alle Geſetze, ih=
rer Natur nach, der Veränderung unterworfen,
und eine jede Verfaſſung habe von Zeit zu Zeit
nöthig, ausgebeſſert und mit neuen Federn ver=
ſehen zu werden. Er überlaſſe uns deswe=
gen — doch wozu ſage ich euch dieſe Dinge,
die euch ſo gut bekannt ſind, als mir? —
Vergebet, meine Brüder, einem alten Man=
ne, der ſeinen Ideen nicht mehr ſo gebieten
kann, wie vormals — ich komme zur Sache!

Die älteſte Religion der Aegypter war al=
ſo, wie geſagt, ſehr ſimpel.

Die Aufnahme der Heroen unſrer Nation
unter die Gottheiten legte den erſten Grund
zu ihrer Erweiterung; und die Hieroglyphen
gaben in der Folge Gelegenheit die Zahl der
heiligen Dinge bey nahe ins Unendliche zu ver=
mehren. Niemals iſt vielleicht ein abergläu=
biſcheres Volk, und ein Land, deſſen ganze
Beſchaffenheit ſeine Bewohner mehr zu dieſer

Gemüthskrankheit diſponiert machte, geweſen, als das unſrige. Aegypten iſt in der That das Land der Wunder; und ſelbſt ein Fremder, der zu uns kömmt, fühlt beym Anblick ſo vie-ler Seltenheiten der Natur und der Kunſt, ſo vieler geheimnißvoller Denkmäler eines die Geburt aller andern Völker überſteigenden Alterthums, ſich geneigt, zu glauben, daß es ehemals eine Wohnung der Götter gewe-ſen ſey. — Die Einwohner eines ſolchen Lan-des müſſen natürlicher weiſe mehr Anlage als andere haben, aus dem Dienſte der Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu machen, zu-mal wenn ſie überhaupt zur Melancholie ge-neigt ſind, und ihre ganze Verfaſſung, anſtatt dieſen Fehler der Natur zu verbeſſern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung giebt. Denn wie ſollte ein Volk nicht ſchwermüthig ſeyn, welchem wir aus einem Raffinement von reli-gioſer Politik alle Muſik unterſagt haben; —

welches

welches ſo gar bey ſeinen Gaſtmälern und geſelligen Ergötzungen die Gegenwart einer Mumie vonnöthen hat, um ſich zur Freude aufzumuntern; — und bey welchem die Könige ſelbſt den größten Theil ihres Lebens damit zubringen, ſich ihr Grabmal zu bauen? Ein ſolches Volk iſt dazu gemacht, in einer Religion, welche der Düſterkeit ſeiner Gemüthsart analogiſch iſt, zu gleicher Zeit eine Nahrung ſeines Trübſinns und ein Hülfsmittel gegen das Uebermaß deſſelben zu ſuchen. Der ausſchweifendeſte Aberglaube ſcheint ein Bedürfniß der Aegypter zu ſeyn. Sie glauben nicht Götter genung haben zu können. Jeder Ort, jede Zeit, jede Handlung, jeder Menſch hat ſeine eigene. Die alltäglichſten Erſcheinungen in der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen; die natürlichſten Uebel zu beſondern Strafgerichten gemacht. Ein nichts bedeutender Zufall, ein

alberner Traum iſt genung die Ruhe ſolcher Unglücklichen zu ſtören. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen, was ſie thun ſollen; und die andere, ihnen abzubitten was ſie gethan haben.

Wie konnt' es anders ſeyn, als daß ein ſolches Volk mehr Prieſter haben mußte als irgend ein anders in der Welt? Es mußte ihrer ſchon eine unmäßige Anzahl haben, um nur jedem Gotte ſeinen Prieſter zu geben. Der urſprüngliche prieſterliche Stamm reichte nicht zu, die Aegyptiſche Frömmigkeit nach Nothdurft zu bedienen. Nach und nach entſtund daher eine Art von Mittelorden zwiſchen den Prieſtern und dem Volke; Leute, welche anfangs keine andre Prätenſion machten, als den Prieſtern in ihren Verrichtungen beyzuſtehen, und den Aegyptern zu

ihren

ihren Privatandachten behülflich zu ſeyn. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorherſah, was ſo leicht vorher zu ſehen war. Aber unvermerkt wußten ſie ſo viel Anſehen bey dem Volke zu erſchleichen, daß es unmöglich geweſen wäre, ſie wieder loß zu werden, als man zu merken anfieng, wie nachtheilig ihr Daſeyn, ihre Vermehrung, und ihre Bemühungen der alten Verfaſſung wurden. Die Liebe zum Müßiggang, und die Bequemlichkeit ſich auf Andrer Unkoſten füttern zu laſſen, überſchwemmte das Land mit dieſen Mitteldingen, deren eifrigſte und unermüdete Beſchäfftigung war, den Pöbel, wie eine Fliege ihren Raub, mit ihrem Hirngeſpinſte zu umwickeln, und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu verſenken, ohne den ſie ſich hätten gefallen laſſen müſſen, zu graben, oder zu verhungern. Endlich fanden ſie Mittel, ſich auch

zu den Großen den Zugang zu öffnen; oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn dieſen Leuten gilt alles gleich, Thüren, Fenſter, Spalten, Katzenlöcher, — wenn ſie nur hinein kommen. Und da ſie es einmal ſo weit gebracht hatten, wie hoch ſtieg man in kurzem ihr Uebermuth? Wir ſelbſt mußten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten; glücklich genung, dem ehrwürdigen Character unſers Standes und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten ſich verliehrenden Alterthum ein wankendes Anſehen zu verdanken, deſſen tägliche Abnahme wir heimlich beſeufzen, ohne den Muth zu haben, das immer weiter freſſende Uebel in der Wurzel anzugreifen. — —

Und nun, meine Brüder, — hab' ich euch den Grund geſagt, warum für den Verſtand der armen Aegypter nichts zu hoffen iſt.

iſt. Die große Iſis möge ihnen gnädig ſeyn! — Aber, in dieſem Leben, werden ſie niemals einſehen lernen, daß eine Meerzwiebel — eine Meerzwiebel iſt.

Drittes

Drittes Palmblatt.

Die nehmliche Politik, meine Brüder, welche euch zurückhält, dem Aberglauben, und dieſen vorbeſagten Mitteldingen, ſeinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt mich auch zurück. Ich glaubte daran weislich zu thun, aber ſeitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte ſehe, zweifl' ich ſehr, ob ich recht daran gethan habe.

Wer ſoll ſich der Wahrheit annehmen, wer ſoll ihre unverjährlichen Rechte wiederherſtellen, wenn wir's nicht wagen dürfen, wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das angelegenſte iſt, die Bewahrung der Geſetze, und der Religion, von welcher jene ihr Anſehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat?

Welche Betrachtung, welches Intereſſe iſt wichtig genung dieſe große Pflicht zu überwiegen?

Ich

Ich ermahne euch, meine ſehr werthen Brüder, dieſe Sache, nach ihrer Wichtigkeit, in Ueberlegung zu nehmen, und euch die nagenden Vorwürfe zu erſparen, welche die letzten Stunden meines Lebens vergiſten.

Doch, ich beſorge ſehr, dasjenige, was ich mir über dieſen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich ſelbſt vor euch anklagen muß, nur eine Kleinigkeit ſcheinen. — Ich geſtehe es, mein Stolz leidet unausſprechlich unter dem Bekenntniß, welches ich im Begriff bin abzulegen; — Möchte dies, große Iſis, für eine Genugthuung vor dem ſtrengen Gerichte angeſehen werden, vor dem meine Seele bald erſcheinen wird!

Ihr erſchrecket, ehrwürdige Prieſter der Königinn der Götter? — Ihr begreifet nicht, was dieſer Abulfaouaris, deſſen untadeliches Leben andern zum Beyſpiel vorgehalten wurde; dieſer

dieſer Abulfaouaris, der ſich durch die Ausbreitung unſers Gottesdienſts und unſrer Herrſchaft über eine africaniſche Nation, welche unſerm großen Seſoſtris ſelbſt unbekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienſt um das Aegyptiſche Reich erworben, — begangen haben könne, das den Glanz ſeines ruhmvollen Lebens verdunkeln ſollte? —

Ach! meine Brüder, — wenn ich anders noch würdig bin, euch ſo zu nennen — eben dieß, was mir von der Welt, von unſerm Hofe, von unſerm geheiligten Orden ſelbſt, ſo viele Lobſprüche und Belohnungen zuzog — eben dieß, was der Stolz meines Lebens ſeyn ſollte, — iſt das, was meine alten Wangen mit Schaamröthe überzieht, — wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünſchte, wenn das inwendige Gefühl, daß dieſe Strafe das wenigſte iſt, was ich verdiene,

diene, einen ſolchen Wunſch nicht zu einem neuen Verbrechen machte! —

Höret dann meine reuvollen Bekenntniſſe; — und möge mein Beyſpiel den Beſten unter euch erzittern, und einen jeden behutſam machen, die geheimen Triebfedern ſeiner Handlungen, wie Feinde, zu beobachten, die in ſeinem Buſen auf ſeine Unſchuld lauren. Ein weiſes Mißtrauen in uns ſelbſt iſt die ſicherſte Bruſtwehr der Tugend, ſagt Hermes. Warum mußt' ich, in der Sicherheit einer vierzigjährigen Tugend, dieſen goldnen Spruch aus den Augen verliehren?

Ich will euch von der Geſchichte meiner Reiſe zu den Negern dasjenige nicht wiederhohlen, was aller Welt bekannt worden iſt. Die geheimen Umſtände dieſer Haupt-Epoche meines Lebens ſind es, was meinem ganzen Betragen ſein wahres Licht giebt; und nur von dieſen wird hier die Rede ſeyn.

Ihr

Ihr wiſſet, denke ich, meine Brüder, daß dieſe Negern, zu der Zeit da ihr Unſtern mich zu ihnen führte, ein freyes, unſchuldiges, und in ſeiner Unwiſſenheit künſtlicher Bedürfniſſe glückliches Volk war.

Ihr wiſſet nicht minder, daß ſie gegenwärtig auf Aegyptiſche Weiſe poliziert, mit unſern Sitten und Laſtern angeſteckt, und der willkührlichen Gewalt unſrer Könige, oder vielmehr der Raubſucht und dem Uebermuth ihrer Höflinge unterworfen, und unter dieſem Joche vielleicht das unglücklichſte Volk unter der Sonnen ſind.

Und wenn nun der Geiz, die Ambition, und die Ueppigkeit des Prieſters Abulfaouaris die wahren Urſachen dieſer für die armen Negern ſo unglücklichen Veränderung geweſen wären, — würde er nicht Urſache haben, das vermeynte Verdienſt, welches ihm die ehrenvollen Nahmen eines Lehrers und Geſetzgebers

dieſer

dieſer Nation erworben, für die ſchwärzeſte That ſeines Lebens zu halten?

Und ſo, meine Freunde, verhält ſich die Sache.

Der Umſtand, welcher mich in den Stand ſetzte, der Blöße der ehrlichen Negern zu Hülfe zu kommen, war nicht ſo ſehr zufällig, als ich es dem König vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichthümern, welche bey dieſen Wilden zu hohlen wären; und, ohne den Profit ſo genau auszurechnen wie der Oberaufſeher der Finanzen, wußte ich doch ſehr wohl, daß ich bey der Vertauſchung meiner Leinwand gegen ihren Goldſtaub nichts verlieren würde.

Ich geſtehe, daß ich noch an keinen förmlichen Plan dieſe Nation zu polizieren gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutſeligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit, und eine gewiſſe Ductilität, die ich an ihnen

wahrnahm, — kurz, alle die Eigenſchaften, welche dieſes Volk liebenswürdig machten, und mir hätten beweiſen ſollen, daß es unſrer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir die erſte Idee gab, wie leicht es ſeyn würde, die Krone von Aegypten mit dieſem Kleinod zu bereichern.

Dieſe Idee arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daß ich mit mir ſelbſt einig werden konnte, was ich aus ihr machen ſollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künſte, ohne Policey, — für elend zu halten; — das Vergnügen, welches ſie über die Röcke und Mäntelchen bezeugten, womit ich ſie für ihren Goldſtaub beſchenkte, ohne daß ich ihn für ein Aequivalent meiner gemahlten Leinwand zu halten ſchien; — die Vorſtellung, wie glücklich ich ſie erſt durch die Mittheilung der übrigen Produkte unſrer Künſte machen könnte: — alles dies würkte auf

einer Seite ziemlich ſtark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite ſtellte mir der gute Genius der armen Negern alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein ſo fatales Geſchenke zu machen abſchrecken konnte: — ihre Unſchuld; ihre Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande; die Gefahr, oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen, mit unſern Bedürfniſſen, unſre Leidenſchaften, und mit beydem unſre Laſter mitzutheilen; endlich, die nur allzugerechte Beſorgniß, wie unglücklich ſie durch den Mißbrauch der Gewalt, welcher die Aegypter unter dem Schein der Freundſchaft ſich über ſie anmaßen würden, werden könnten. — Die Natur hat mir ein empfindſames Herz gegeben, meine Brüder; ich erſchrack vor den Folgen meines erſten flüchtigen Entwurfs, und — ſo ſehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes

reizte, den ich mir an dieſem Volke verdienen konnte, — ſo glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenſchaft, welche gewohnt iſt den Sieg davon zu tragen, ſo ſchwer er ihr auch gemacht wird, den Ausſchlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erſtaunen — ſo wenig hättet ihr eine ſolche Schwachheit von der ſtrengen Weisheit des Abulfaouaris vermuthen können — wenn ich euch ſage, daß es die Liebe, oder, richtiger zu reden, die Leidenſchaft war, welcher man mit dieſem ſchönen Nahmen das Auffallende benehmen will, das ſie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man ſie mit ihrem rechten Nahmen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die prieſterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Saamen dieſer vermeyntlichen Schwachheit,

heit, — welche, in der That der Tugend günſtiger iſt, als man gemeiniglich glaubt, — in meinem Herzen erſtickt. Aber den Hang zur ſinnlichen Liebe konnte dieſe Erziehung nicht erſticken; und ſo gut ich — Dank ſey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieſes unheilige Feuer zu verbergen wußte, ſo brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir, über dieſen Punct, noch keinen ſonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen ſollen, eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend ſcheitern würde, als unter dieſen Negern?

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damals noch in dem Alter, worinn die Flamme, von der ich geſagt habe, zumal wenn ſie durch Mäßigkeit unterhalten

worden iſt, bey einem ſtarken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verlohren hat.

Der Eindruck, den ſo viele ſchöne Figuren; — denn das waren die meiſten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinnen machten, ſetzte meine Einbildungskraft in die Diſpoſition, worinn ſie ſeyn muß, um von einem beſondern Gegenſtand lebhaft gerührt zu werden. In einer ſolchen Diſpoſition erblickte ich die ſchöne Mazulipa, — die Frau eines Mannes, welcher ein vorzügliches Anſehen unter dieſen Schwarzen hatte; — und der erſte Anblick würkte ſo gut, daß ich in weniger als vier und zwanzig Stunden ſo gänzlich vergiftet war, als ob die Syriſche Göttinn beſchloſſen hätte, mich zu einem Beyſpiel der furchtbarſten Würkungen ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch kein Gemählde von dieſer unſchuldigen Verführerinn machen, — denn

ſie

ſie hatte wohl gewiß keinen Gedanken mich zu verführen — ohne eure Imagination in Gefahr zu ſetzen. — Die meinige — ich geſtehe euch meine ganze Schwachheit, — ſtellt mir noch in dieſem Augenblick ein ſo warmes Gemählde von dieſem reizenden Weibe vor, daß ich, wider meinen Willen, unfähig bin, an ihren Genuß ohne Entzücken zu denken. —

Ich war kein Neuling, der ſich ſelbſt über den Zuſtand ſeines Herzens hätte betrügen können; ich wußte, im erſten Augenblick, ſo gut, wohin ſie zielte, und dachte ſo wenig daran, mich über ihre Abſichten zu betrügen, daß ich vielmehr von beſagtem Augenblick an keine Macht hatte auf etwas anders zu denken, als auf die Erfindung eines ſchicklichen Mittels, ſie ohne Gefahr meines Characters befriedigen zu können. —

Und in eben dieſem Momente war es auf einmal beſchloſſen: daß die Negern poliziert werden ſollten.

In der erſten ſchlafloſen Nacht war mein Plan fertig. Unſere Polizey iſt auf unſre Religion gebaut; und ſo ſollte es auch bey meinen Negern ſeyn. Nichts war mir itzt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieſer Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — „Es war, zum Exempel, keine nothwendige Folge, daß ſie mit unſern Sitten auch unſre Laſter annehmen mußten. Man konnte dieſer Gefahr durch verſchiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andre fehlen ſollten, waren nicht die Myſterien der Iſis ein unfehlbares Gegengift gegen alle ſittliche Verderbniß, — das ſtärkſte Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens? — “

Die Myſterien — dieſe Idee frappierte meine Einbildung. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daß die Idee dieſer Geheimniſſe, — an welche keine Seele, welche des Anſchauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden iſt, ohne Schaudern denken ſoll — meiner durch die Wuth der Leidenſchaft begeiſterten Phantaſie den Stoff zum ſchändlichſten Entwurfe darbot, der jemals den Buſen eines Menſchen beſudelt hat? — Aber denket nicht, daß ich, ſo elend auch in dieſen Augenblicken der Zuſtand meines Gehirnes war, fähig geweſen ſey, eine ſo ſchreckliche Entheiligung des Ehrwürdigſten, was unſre Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhafteſten Abſcheu zu denken! Nein, meine Brüder — ich verwarf die ſcheußliche Eingebung des unreinen Dämons — ich erſchrack vor mir ſelbſt; und von dieſem Moment an kämpfte ich mit ſolcher Gewalt

walt gegen ihn, faßte ſo heldenmüthige Ent=ſchließungen, daß — ich Urſache zu haben glaubte, einen vollſtändigen Sieg über ihn da=von getragen zu haben.

Aber, ach! wer kennt, eh ihn ſeine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren ſicherm Hinter=halt die verſteckte Leidenſchaft, indeſſen daß wir von Triumphen träumen, auf Gelegenheiten laurt, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entſchloſſen=heit, glaubte ich nun ohne mindeſtes Beden=ken an dem großen Entwurf der Metamorphoſe meiner Negern arbeiten zu können. Die Leichtig=keit, womit ſie über ihre Nacktheit zu erröthen gelernt hatten, überredete mich, daß ich eben ſo wenig Mühe haben würde, ſie in den übri=gen Puncten nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unſerer Religion. — Warum that ich das?— Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Initiation in den Myſterien bey ihnen einzuführen; meine Lieblings-Idee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genung realiſieren konnte. — Und woher dieſer ungeduldige Eifer, da ich doch ſo feſt entſchloſſen war, keinen Mißbrauch zum Vortheil meiner Leidenſchaft davon zu machen? — Was ſoll ich euch ſagen? Ich hatte das Beyſpiel des dreymal großen Hermes vor mir; und ich glaubte die Unſchuld meiner Negern, wofern ſie ja von der Anſteckung unſerer Sitten etwas zu beſorgen hätte, durch die Initiation am beſten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen ſeine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Buſen; aber ich unterſchied ihn nicht.

Ich hatte inzwiſchen eine Reiſe nach Aegy-
pten gemacht, dem Könige von meiner Unter-
nehmung Nachricht zu geben, und den Plan,
nach welchem ich arbeiten wollte, um dem
Reiche die Vortheile derſelben zuzuwenden,
mit ihm abzureden. Das Bild der wolluſt-
athmenden Mazulipa hatte mich dahin beglei-
tet; es ſtund allenthalben vor mir; es beun-
ruhigte, — darf ich es ſagen? — es beglückte
zuweilen meine Träume. Meine Leidenſchaft
ſtieg zuweilen auf einen Grad, der alle meine
Entſchloſſenheit wanken machte. Aber der
gute Vorſatz, dieſes betrügliche Palliativ, be-
hielt allezeit den Sieg. —

Und doch wünſcht' ich mir Flügel, um deſto
ſchneller zu den Negern zurück kehren zu kön-
nen; — Mazulipa war unter ihnen.

Ich Unglücklicher! — Ihr glaubtet, daß
es ein heiliger Eifer ſey, der mich ungeduldig
mache, zu meinem erhabenen Geſchäffte zu-

rückzu-

rückzukehren; — und ich ließ euch in euerm Irthum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen, — und beſchloß — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein groſses Opfer zu bringen, und mir dasjenige, wornach mich ſo heftig verlangte, was meine Reiſe bis zum Wunder, beſchleuniget hatte, den Anblick der reizenden Mazulipa, zu verſagen. — Deſto eifriger wurde an dem Tempel der Iſis, und den Zubereitungen deſſelben zu Begehung der Myſterien gearbeitet! —

Es war nicht lange möglich, die ſchöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daß man einen geheimen Beweggrund eines ſo wenig natürlichen Betragens ſuchen würde, auszuſetzen. Ihr Mann war, nach der neuen Einrichtung — ſo wie er es auch vorher ſchon

gewesen

geweſen war — einer der Oberſten des Vol-
kes; — und die junge Dame brannte vor Be-
gierde den Unterricht zu empfangen, der ſie
fähig machen mußte, zu den Geheimniſſen der
Iſis zugelaſſen zu werden. Wenig träumte
ihr davon, daß ſie Urſache haben könnte, bey
einer Feyerlichkeit für ihre Unſchuld zu zittern,
wovon ſie ſich, nach dem was ihr davon zu ſa-
gen erlaubt war, einen Vorſchmack der Won-
ne der Unſterblichen verſprach.

Die Myſterien waren nun der tägliche In-
halt unſrer Unterredungen. Die Rolle, die
ich dabey zu ſpielen hatte, war keine von den
leichten. Ich mußte mich, mit einer äußerſt müh-
ſamen Gewalt über mich ſelbſt, in Acht nehmen,
ihr meine Leidenſchaft zu verbergen; und von
den Myſterien durft' ich ihr nichts ſagen, als
was alle Ungeweyhten wiſſen dürfen. In der
Verlegenheit, womit ich ſie unterhalten ſollte,
ſprach ich ihr einsmals, aus Veranlaſſung un-

ſers

ſers gewöhnlichen Gegenſtandes, von den Exempeln, welche wir in den älteſten Geſchichten von einer beſondern Liebe gewiſſer Götter zu gewiſſen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben; aber das war mehr, als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zuließ. Ich mußte, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, ſinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorſatz, wurde mein Gemählde, ſo behutſam ich die Farben wählte, lebhaft genung, um ihre Imagination zu intereſſieren. Ich brach ab, ſobald ich es gewahr wurde; — aber die Eindrücke, mit der ich ſie verließ, arbeiteten ſo kräftig in der meinigen, daß ich, mit aller möglichen Mühe, gewiſſe ſich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünſchte Nacht der kleinern Myſterien brach nun heran; —

die Einbildungskraft der ſchönen und gefühl-
vollen Mazulipa ſchien außerordentlich erhöht
zu ſeyn. Schon des Abends zuvor hatte ſie
mich durch die unerwartete Frage in Erſtaunen
geſetzt: ob ich glaubte, daß ſie unſchuldig ge-
nung ſey, um einem Gott liebenswürdig zu
ſcheinen? — denn ſie hatte von mir gehört,
daß die Unſchuld des Herzens eine von den Ei-
genſchaften ſey, wodurch wir den Göttern
wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth,
ihr mit einem ernſthaften Tone zu antworten,
daß man ſich außerordentliche Dinge nicht
wünſchen müſſe; — aber zu gleicher Zeit hatte
ich die Schwachheit, hinzuzuſetzen; daß man
ſie auch nicht fürchten, ſondern ſich der Will-
kühr der Götter lediglich überlaſſen müſſe. —
Ich würde mir ſelbſt Unrecht thun, meine
Brüder, wenn ich ſagte, daß ich mir der Ab-
ſicht, welche mich ſo reden machte, deutlich
bewußt geweſen ſey; aber — ich fühlte doch,

daß

daß ich eine Abſicht hatte, und ich getraute mir nicht, ſie aus meinem Buſen hervorzuziehen.

Die ſchwärzeſte der Nächte war nun gekommen; — meine eißkalte Hand zittert, da ich fortfahren will — Vergebens würde ich mich bemühen, euch die Wuth des innerlichen Kampfes zu beſchreiben, der ſich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unſchuldige und fanatiſche Mazulipa betrat den finſtern unterirdiſchen Gang, durch deſſen myſtiſche Krümmungen die Initianden wandeln müſſen. Der Boden zitterte unter ihren Füſſen; tauſend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren; tauſend eben ſo ſeltſame Geſtalten von plötzlich wieder verſchwindenden Blitzen ſichtbar gemacht, ſchlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbey; — als in einem ſolchen Blitz der Gott Anubis ihr erſchien, und die bethörte Unſchuld, welche

vor Furcht und Erwartung athemlos alles zu leiden bereit war, die Beute des ſacrilegiſchen Betrugs wurde. — Ich habe nicht nöthig, euch zu ſagen, wer Anubis war; — Möchte ich es auch vergeſſen können!

Ich würde nicht zu entſchuldigen ſeyn, meine Brüder, wenn ich eure ſchon genug beleidigte Augen, — durch eine umſtändliche Erzählung aller der Kunſtgriffe, welche der betrügeriſche Anubis anwandte, um ſeine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit ſpielen zu können, — länger verunreinigen wollte. —

Es iſt ſehr unglücklich für mich, — aber es iſt doch zugleich das einzige, was mir bey der quaalvollen Erinnerung an dieſen häßlichen Auftritt meines Lebens einigen Troſt anbeut, — daß ich mich dazu beſtimmt anſehe, euch durch mein Exempel zu belehren, „daß Perſonen von unſerm Stande, mehr als alle andre Claſſen von Menſchen, Urſache haben,

ihr

ihr Herz zu bewahren; — und daß eben darum die reinſte und erhabenſte Tugend von uns gefodert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unſeligen Vortheil haben, unſre unlautern Abſichten, unſre Laſter und Verbrechen ſelbſt, unter dem ehrwürdigen Schleyer der Religion den Augen der Welt zu entziehen; — oder, um alles mit wenigem zu ſagen: weil das Heiligſte und Beſte, was die allesregierende Vorſicht dem menſchlichen Geſchlechte gegeben hat, in unſern Händen zum Werkzeuge der ſittlichen Verderbniß, der Unterdrückung, und des allgemeinen Elendes werden kann.“

Unſere Heucheley, es iſt wahr, verſchont die Welt mit öffentlichem Aergerniß, und der Böſewicht von innen erbauet öfters von außen durch den Schein der vollkommenſten Tugend. Aber wie theuer muß die menſchliche Geſellſchaft dieſen zufälligen und wenigbedeutenden Vortheil

 bezahlen!

bezahlen! Der Heuchler ſchadet ihr auf die nehmliche Weiſe wie ein ſtillwürkendes Gift, deſſen Zerſtörungen nicht in die Augen fallen; er arbeitet deſto ſicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungeſtört ſeinen ſchändlichen Plan vollführen; und man denkt ſo wenig daran, ſeinen Abſichten zu widerſtehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, ſie auszuführen, freywillig in die Hände giebt. Ungeſtraft mißbraucht er der unſchuldigſten unter allen Schwachheiten der menſchlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer ſeiner Privatleidenſchaften zu machen, indem ſie ſich den höhern Weſen, von denen ſie das Glück oder Unglück ihres Daſeyns erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

Erzittert, meine Brüder, vor allem dem Böſen, das ein Prieſter der Iſis thun kann! — —

Und, o! möchte Abulfaouaris, unter allen ſeines Ordens der einzige ſeyn, der ſolche Bekenntniſſe zu machen hat!

Ende
der Bekenntniſſe des Prieſters Abulfaouaris.

II.

Ungeachtet die Natur der Sache ſelbſt es mit ſich bringt, — und wir uns auch hierüber, zu allem Ueberfluß, ſchon mehr als einmal deutlich erklärt haben, — daß Beyträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens nicht den Einfältigen zum Beſten geliefert werden, — welche in Bunyans Pilgrimsreiſe oder in den Werken des Ehrw. P. C**m eine angemeſſene Nahrung für das Ding, das in ihnen vegetiert und träumt, und ſchwärmt und ſeufzt, ſuchen und finden können

nen —: So nöthigt uns doch die bloße Möglichkeit, daß dieſes Buch das Unglück haben könnte einer ſolchen einfältigen, oder, um die Sache mit ihrem rechten Nahmen zu nennen, einer ſolchen **undenkenden** Seele in die Hände zu gerathen, eine kleine Digreſſion von unſerm Plane zu machen, um, wo möglich, Mißverſtändniſſen vorzubeugen, welche aus der armen, Thieren und Menſchen gemeinſamen Fähigkeit, „**Aehnlichkeit zu ſehen ohne die Verſchiedenheit wahrzunehmen**,“ häufig zu **entſtehen** pflegen.

Was die **boshaften** Seelen betrifft, bey denen nicht **Unverſtand** ſondern der böſe **Wille** die Quelle **vorſetzlicher Mißdeutungen** wird, dieſen haben wir nichts zu ſagen, als die alte triviale Beobachtung: „auf der nehmlichen Wieſe ſucht der Ochſe Gras, die Biene Honig, die Schlange Gift und der Storch —

das

das Sinnbild gewiſſer Critiker — einen Laubfroſch.

Die Geſchichte mag immerhin dazu gebraucht werden können, das Alterthum gewiſſer Geſchlechter zu beweiſen, oder die Modernität anderer zu verſtecken, den Gewaltthätigkeiten der Großen durch würkliche oder vorgebliche Anſprüche eine Farbe von Recht anzuſtreichen, die zweydeutigen Titul gewiſſer Beſitzer zu entkräften oder zu beſtätigen, und überhaupt, den Gelehrten einen unerſchöpflichen Stoff zu Unterſuchungen, Erläuterungen, und Verbeſſerungen zu geben; — alles das, (den letzten Punct in ſeiner gehörigen Einſchränkung ausgenommen) ſind, an ſich betrachtet, Kleinigkeiten, woran dem menſchlichen Geſchlechte wenig gelegen iſt; — der große, allgemeine, unendlich wichtige Nutzen der Geſchichte iſt, was Terenz ſeinen Demea,

wiewohl in einem eingeſchränktern Sinn, ſagen läßt,

Inſpicere tanquam in ſpeculum, in vitas omnium

— Atque ex aliis ſumere exemplum ſibi.

Sie muß alſo, als eine Sammlung von Begebenheiten, welche zum allgemeinen Unterricht des menſchlichen Geſchlechtes, zur Warnung vor den Fehlern unſrer Vorgänger, zur Erweckung des Abſcheues vor ihren Laſtern, und der Nacheiferung ihrer Tugenden dienen, vornehmlich aber als Charakteriſtik der Menſchen, Zeiten und Sitten, der Meynungen, Leidenſchaften, Denkensarten und Abſichten der verſchiedenen Claſſen und Stände, aus denen die menſchliche Geſellſchaft zuſammengeſetzt iſt, d. i. als die Quelle der zuverläßigſten Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt, und ihrer unendlich vervielfältigten Modificationen, in Concreto, angeſehen werden.

den. — Und ſobald wir ſie aus dieſem Geſichtspunkt ſtudieren, und benutzen wollen, „ſo iſt nicht nur erlaubt, ſondern nothwendig, das Vergangene auf das Gegenwärtige anzuwenden, Anſpielungen und Beziehungen von jenen auf dieſe aufzuſuchen, und durch dieſe Vergleichung ſich in den Stand zu ſetzen, von den menſchlichen Dingen ein richtiges Urtheil zu fällen, und mit Verſtand und Diſcretion ſagen zu können:

Hoc ſalſum eſt, hoc aduſtum eſt, hoc lautum eſt parum;
Illud recte; iterum ſic memento! — *)

Aber welch ein erhabnes und ausgebreitetes Genie wird zu dieſer Operation erfodert! welcher Scharfſinn! welch ein feines Gefühl! welche Beurtheilung! welche Behutſamkeit! welche Freyheit von allem, was den Beobachtungsgeiſt täuſchen oder das Urtheil verfälſchen kann!

*) Terent. Adelph. Act. III. Sc. 4.

kann! — Was Wunder, wenn der Chroniken-ſchreiber und Compilatoren ſo viele, und der Plutarche, der Montaigne, der Montesquieu, ſo wenig ſind!

In comiſchen Romanen, oder auch in Begebenheiten, welche bloß zur Beluſtigung müßiger Leſer erdichtet ſind, Anſpielungen auf einzelne Perſonen und Begebenheiten unſrer Zeit ſuchen, iſt eine Beſchäfftigung, welche mit der Auflöſung der Logogryfen im Mercure in Eine Claſſe gehören würde, wenn ſie eben ſo unſchuldig wäre. Gleichwohl iſt nichts gewöhnlicher, als dieſe kleingeiſtige Unart, die Geſchichte, wie einen Roman, zum Zeitvertreib, und erdichtete Abentheuer, mit der Abſicht, Gebrauch davon zu machen, zu leſen.

Es giebt eine dritte Gattung von Begebenheiten, welche ihren Stoff aus der würklichen Natur herhohlt, aber die Form deſſelben

ſelben von der Erdichtung borgt, und daher eine Mittelgattung zwiſchen Geſchichte und Roman iſt. Bey dieſer Art von Werken iſt es hauptſächlich darum zu thun, gewiſſe moraliſche Züge und Formen, welche in den Annalen des menſchlichen Geſchlechts zwar häufig, aber zerſtreut, und von tauſend eingeflochtenen Zufällen und unter andre Rubriken gehörigen Dingen verdunkelt, zu finden ſind — unter einen beſondern Geſichtspunkt zu bringen, in der Abſicht einen gewiſſen Charakter, oder gewiſſe praktiſche Wahrheiten in ein helleres Licht zu ſtellen, oder die moraliſchen Urſachen gewiſſer Phänomenen deutlicher aus einander zu ſetzen. Die nützliche Abſicht dieſer Art von Werke, an ſich ſelbſt, und ohne abgezielte beſondere Rückſichten, fällt ſo ſtark in die Augen, daß es insgemein bloßer Muthwill auf Seiten des Leſers iſt, den wahren Zweck derſelben vorbeyzu-

beyzugehen, um verdeckte Abſichten und vermeyntliche Anſpielungen herauszukünſteln.

Ob die Reiſe des Evemerus nach der Inſel Panchäa oder (wie das Buch eigentlich hieß) die heilige Geſchichte *) dieſes unter den Alten ſo berüchtigten Gegners des vulgaren Aberglaubens ſeiner Zeit, eine würkliche Geſchichte, oder, wie Warbürton und andere glauben, eine Erdichtung ſey, — iſt, zur Zeit, noch ein Problem, worüber ſich die Gelehrten, mit ihrer guten Gelegenheit, vergleichen können; wiewohl wir nicht läugnen, daß das Anſehen eines Mannes wie Plutarch, welcher uns poſitiv verſichert, daß es niemals weder auf dem Ocean noch auf dem feſten Land eine Inſel Panchäa gegeben habe, der letzten Meynung den Ausſchlag zu geben ſcheint.

Doch

*) S. Hier. *Colonna* Fragm. Ennii. p. 312. ſq. *Plutarch.* de Is. et Oſir. und Muſeum Hiſt. Philoſ. Brem. Vol. I. P. IV. artic. 3.

Doch, ſelbſt in dieſem Falle, würde ſich, oh-
ne andere Entſcheidungsgründe, noch nicht
mit Sicherheit behaupten laſſen, daß die Ge-
ſchichte und die Bekenntniſſe des Prieſters
Abulfaouaris eben ſo erdichtet ſeyen, als die
Reiſe nach der Inſel Panchäa.

Das Publicum ſollte ſehr gelehrte Abhand-
lungen über dieſes Problem zu leſen bekom-
men, wenn ſich irgend ein Mäcen entſchließen
wollte, einen Preiß von funfzig Ducaten auf
die beſte Abhandlung über dieſe intereſſante
Frage auszuſetzen.

Alles, was wir, bis dahin, dem einfäl-
tigen Leſer rathen können, iſt, unmaßgeb-
lich, ſein Urtheil über dieſe — und, wenn
er uns glauben wollte, über alle andre Sa-
chen in der Welt — klüglich zu ſuſpendie-
ren; und das Ganze, mit einem bedeu-

tungs-

tungsvollen Kopfſchütteln, dahin geſtellt ſeyn zu laſſen.

Doch glauben wir, mit einſtimmigem Beyfall aller ehrlichen Leute auf dem Erdboden ſagen zu können: „Wofern es niemalen keinen Abulfaouaris gegeben haben ſollte, ſo — würde ſich das Geſchlechte der Kinder Adams nichts deſto ſchlimmer dabey befunden haben.“

Beyträge

zur

Geheimen Geſchichte

des menſchlichen

Verſtandes und Herzens.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

I.

Alles in der Welt hat ſeine Regeln, ſagt die weiſe und ſchnippiſche Gemahlinn des Sultan Schah-Baham; ſelbſt das armſelige Ding, das man ein Mährchen nennt, hat die ſeinigen; —

Mir däucht, die Sultaninn hat Recht.

Und wenn denn alles ſeine Regeln, oder welches auf eins hinausläuft, ſeinen Plan hat; ſo iſt nichts richtiger, als daß auch dieſes Buch, wiewohl der Titel eine bloße Sylvam zu verſprechen ſcheint, einen Plan haben muß, ſo ſonderbar oder ſo verſteckt er immer ſeyn mag.

Man ſpricht viel von der ſchönen Unordnung einer Ode; — oder von der ſchönen Unordnung, worinn ſich eine Dame ihrem Liebhaber zeigt, dem ſie, in Hoffnung, daß er ſich ſehr ehrerbietig aufführen werde, morgens um neun Uhr einen Rendez-vous in ihrem Cabinette gegeben hat. Aber ob die ſchöne Unordnung eines Buchs von etlichen Octavbänden, — vorausgeſetzt, daß ein wenig mehr Senſus communis in dieſem Buche ſey als im Amadis de Gaule — eine ſo ſehr gute Würkung thun würde, — das ſollt' ich nicht denken; wenigſtens nahm ich keinen Anſtand zu bekennen, daß, wenn mein Freund Yorick — alas! poor Yorick! — ſich der Rechte und Freyheiten der Laune in ſeinem Triſtram mit etwas mehr Diſcretion bedient hätte, dieſes unnachahmliche Buch der Weisheit und Thorheit mehr dabey gewonnen als verlohren haben würde.

Nicht,

Nicht, als ob ich hier gewiſſen ſteifen ge-lehrten Pantalonen zu Gefallen reden wolle, welche uns gerne glauben machten, daß ihre Werke, aus lauter Reſpect vor dem Publico, ſo wenig Genie, Witz und Munterkeit haben; und die bey jeder Gelegenheit mit einer feyerlichen Miene urkunden und zu vernehmen geben, was maßen es ſich nicht ſchicke, daß ein Autor mit einem ehrſamen Publico ſcherze. Dieſe Herren kennen, mit ihrer Erlaubniß, das Publicum noch nicht gar zu wohl, wenn ſie nicht wiſſen, daß es, wie viele Schönen, lieber weniger reflectiert und deſto beſſer amüſiert ſeyn will.

Wie dem auch ſeyn mag, ſo verſichre ich hiermit, den geneigten Leſer in ganzem Ernſte, daß, ungeachtet alles deſſen was der Augenſchein, — dem (wie ſie wiſſen) nicht allezeit zu trauen iſt, — dagegen zeugen mag, mehr Ordnung und Uebereinſtimmung der Theile

und des Ganzen in dem gegenwärtigen Werke herrſche, als man denken ſollte.

Gegenwärtig, ich geſtehe es, iſt es bloße Höflichkeit auf Seiten der Leſer, wenn ſie es glauben. Aber ehe dieſes Buch zur Hälfte des körperlichen Inhalts von Herkules und Herkuliskus angewachſen ſeyn wird, hoff' ich es dahin zu bringen, daß ſie davon überzeugt ſeyn ſollen; und denenjenigen, welche die Leute nicht ſind, die ſich mit dergleichen Dingen den Kopf zerbrechen, wird man beym Schluſſe durch eine kurze Recapitulation, in Form einer Tabelle, zu dienen befliſſen ſeyn.

Und ſo viel von der ſchönen Unordnung, oder der unter einer eleganten Nachläßigkeit verſteckten Ordnung dieſes unſers Händewerks!

2.

Ich habe mir dieſe zwanzig Jahre durch, ohne Ruhm zu melden, einige Mühe gegeben, dieſe ſonderbare Nation von Menſchen, welche man (ſeit der Aufwartung, welche Pythagoras bey einem Fürſten der Phliaſier gemacht hat, den wir ohne dieſen Umſtand zu kennen nicht die Ehre hätten) Philoſophen nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleiße zu ſtudieren; und ich ſchmeichle mir, ſie (den Johannes Duns und die übrigen von ſeiner Caſte ausgenommen) ſo ziemlich ausfündig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit ſeyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich nicht nächſt der mütterlichen Natur den beſagten Philoſophen die Gabe, mit den Augen zu ſehen, gröſstentheils zu danken hätte. — Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen ſchuldig bin, kann mich nicht verhindern, zu

geſtehen, daß die meiſten unter ihnen, zu Zeiten — ſehr wunderliche Launen haben.

Das Wort, deſſen ich mich bediene, iſt in der That, in Rückſicht auf die Sache, die ich damit bezeichnen will, ſehr gelinde.

Wenn, zum Exempel, dieſe gänzliche Vertiefung in das contemplative Leben, welche den weiſen Demokrites von Abdera, unterdeſſen daß er in einſamen Orten, ja wohl gar unter den Ruinen eingefallener Gräber, ganze Tage und Nächte durch dem Studiren oblag, ſeine häuslichen Angelegenheiten gänzlich vernachläßigen machte; — wenn, ſage ich, dieſe Vertiefung in den erhabenſten oder ſubtilſten Speculationen das wunderlichſte wäre, was man dieſen Herren nachſagen könnte; — ſo möchte es noch immer hin gehen. —

Aber wenn Diogenes in einer Tonne wohnt; Crates mit der ſchönen und tugendhaften Hipparchia auf öffentlichem Markte Beylager

lager hält; Parmeides die Bewegung läu- gnet; Anaxagoras behauptet, daß der Schnee ſchwarz, Zeno, daß der Schmerz kein Uebel ſey; Plato in ſeiner Republik auf Gemein- ſchaft der Weiber anträgt; Pyrrho das Zeu- gniß der Empfindung für betrüglich ausgiebt; Plotinus verſichert, daß er den Vater der Götter und der Menſchen mit Augen geſehen habe; Julian zu gleicher Zeit den Kayſer, den Cyniker und den Zauberer ſpielt; die Schola- ſtiker mit großer Ernſthaftigkeit unterſuchen, num Deus potuerit ſuppoſitare cucurbitam? Cardanus uns bereden will, daß er bey hellem Tage Geſpenſter ſehe; Carteſius der H. Jung- frau eine Wallfart nach Loretto gelobt, wenn ſie ihm zu einem neuen Syſtem verhelfen woll- te, u. ſ. w. — ſo begreife ich in der That nicht, was man zum Behuf aller dieſer weiſen Männer beſſers ſagen könnte, als, — daß ein Phloſoph ſeine Launen, Grillen, Anomalien

und Eclipſen habe, ſo gut als ein andrer; und daß, aufrichtig von der Sache zu reden, der eigentliche ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen einem philoſophiſchen Narren und einem gemeinen Narren lediglich darinn beſtehe, daß jener ſeine Narrheit in ein Syſtem raiſonniert, dieſer hingegen ein Narr geradezu iſt; ein Unterſchied, wobey ſich noch auf Seiten des Philoſophen, unter andern, dieſer Vorzug darſtellt, daß er, ordentlicher Weiſe, ein ungleich amüſanterer Narr iſt als ein gemeiner Narr.

3.

Die Grille, gegen das allgemeine Gefühl und den einſtimmigen Glauben des menſchlichen Geſchlechts zu behaupten, daß der Schnee ſchwarz ſey, hat in unſern Tagen, unſers Wiſſens, keinen ſtärker angefochten, als den berühmten Verfaſſer des Emils und der neuen Heloiſe, des Devin de village und des Briefs

gegen das Theater, des geſellſchaftlichen Vertrags, und der beyden Abhandlungen, daß die Wiſſenſchaften und Künſte der Geſellſchaft, und daß die Geſelligkeit dem menſchlichen Geſchlecht verderblich ſeyen, u. ſ. w. — Doch, was ſag' ich von unſern Tagen? niemals hat ein Sterblicher die Neigung allen andern Geſchöpfen ſeiner Gattung ins Angeſicht zu widerſprechen weiter getrieben, als dieſer mit allen ſeinen Wunderlichkeiten dennoch hochachtungswürdige Sonderling.

Ich glaube nicht, daß ich ihm unrecht thue, wenn ich unter die letztere den Einfall oben an ſtelle, den er in der Vorrede zur Abhandlung über den Urſprung der Ungleichheit ꝛc. hatte, der Welt wiſſend zu machen, „daß eine gute Auflöſung des folgenden Poblems,

„was für Erfahrungen wären erforderlich,
„um zu einer zuverläßigen Kenntniß des na-

„türlichen Menſchen zu gelangen? Und wie
„könnten dieſe Erfahrungen im Schooße der
„Geſellſchaft gemacht werden?“ —
der Ariſtoteles und Plinius unſrer Zeiten nicht nur nicht unwürdig wäre, ſondern daß in der That dieſe Erfahrungen zu dieigiren, die gröſzeſten Philoſophen nicht zu groß, und die Unkoſten dazu herzugeben, die mächtigſten Könige nicht zu reich ſeyn würden; ein Concurs, der unſerm Weiſen ſelbſt ſo wenig unter die Dinge, auf die man warten darf, zu gehören ſcheint, daß er alle Hoffnung aufgiebt, ein dem menſchlichen Geſchlechte ſo ersprießliches Problem jemals aufgelößt und realiſiert zu ſehen.

Ich weiß nicht, was Hr. R** für Urſache hat, dem guten Willen, oder dem Vermögen aller der Kayſer, Könige, Sultane, Schahs, Nabobs, Kan's, Emirs, u. ſ. w. welche den Erdboden

boden beherrſchen, ſo wenig zuzutrauen; — Denn die Ariſtoteles und Plinius unſrer Zeit, kann ſein Mißtrauen unmöglich zum Gegenſtande haben. Ich, homuncio, habe mir zum Geſetze gemacht, von unſern Obern zu denken, wie der ehrliche Plutarch will, daß man von den Göttern denken ſoll. Man kann unmöglich eine zu gute Meynung von ihnen haben, ſagt er; und man würde ſich weniger an ihnen verſündigen, wenn man vorgäbe, ſie ſeyen gar nicht, als wenn man zweifelte, daß es ihnen an Weisheit oder Güte fehlen könnte. Ich glaube, ſage und behaupte alſo, im Nothfall gegen männiglich, daß — „vorausgeſetzt, das Rouſſeauiſche Problem, und die dazu gehörige Erfahrungen, ſeyen ſo beſchaffen, daß dem menſchlichen Geſchlechte daran gelegen ſey, daß ſie gemacht werden,“ — und vorausgeſetzt, daß ſonſt alles, was zur Auflöſung des Problems erfodert wird, vorhanden ſey, — es

an dem Könige, Sultan, Nabob oder Emir nicht fehlen ſolle, der ſich das größte Vergnügen von der Welt daraus mache, ſeine Maitreſſe; ſeine Hunde, ſeine Opera, und vier oder fünf Dutzend andre entbehrliche Perſonen an ſeinem Hofe abzuſchaffen, um die Unkoſten zu einer ſo ſchönen Unternehmung ohne Beläſtigung ſeines Volkes vorſchießen zu können.

4.

Aber wie wenn alle Wiſſenſchaft der gelehrteſten Academiſten in Europa, und alle Macht der Könige in Aſien zuſammengenommen, nicht vermögend wäre, zu Stande zu bringen, was bey näherer Unterſuchung — unmöglich ſcheint?

Ohne Zweifel iſt der Weg der Erfahrungen das kürzeſte und ſicherſte Mittel, hinter das Geheimniß unſrer Natur zu kommen. Verſuche ſind der gerade Weg; das heißt die Na-

tur

tur ſelbſt um Rath fragen; und dieſes Orakel pflegt gemeiniglich eine deutlichere Antwort zu geben als alle andre, wenn wir nur die Kunſt verſtehen, es recht zu fragen.

Und welches ſind denn die Mittel, dieſe Erfahrungen im Schooße der Geſellſchaft anzuſtellen fragt Herr R.? — Das mögen die Götter wiſſen! — denn wenn dieſe Mittel ſo gewählt werden müſſen, daß wir gewiß ſeyn können, der Natur die Antwort, welche ſie uns geben ſoll, nicht ſelbſt dictiert zu haben, ſo — müſſen wir die menſchliche Natur ſehr genau kennen; und eben weil wir ſie gerne kennen möchten, ſollen dieſe Verſuche angeſtellt werden.

Uns däucht, es iſt nun Ein Weg aus dieſem Cirkel zu kommen; und er iſt in der That ſo leicht zu finden, daß man (mit Triſtram zu reden) nur ſeiner Naſe folgen darf; — nehmlich,

„weil

„weil es unmöglich iſt, Verſuche anzuſtellen, von denen man ſich gar keinen Begriff machen kann, ſo müſſen wir ſolche in Vorſchlag bringen, deren Möglichkeit ſich wenigſtens träumen läßt,“

Ferne ſey von uns die Vermeſſenheit, ein Problem auflöſen zu wollen, an welches ſich ſein Erfinder ſelbſt nicht gewagt hat; er, der ein ſo großer Meiſter iſt, auf die verwickeltſte Fragen eine ſcharfſinnige Antwort zu finden. Alles, wozu wir gut genung zu ſeyn glauben, iſt, daß wir, bis die modernen Stagyriten und Pline, denen dieſes Abentheuer aufbehalten bleibt, ihre Auflöſung gegeben haben werden, uns bemühen einen Theil der Schwierigkeiten anzuzeigen, welche irgend ein abgeneigter Dämon dieſen Erfahrungen entgegen zu ſtellen ſcheint, von welchen, nach Herrn R. Meynung die Entdeckung der wahren urſprünglichen Beſchaffenheit der menſchlichen Natur abhängt.

5. Dieſe

5.

Dieſe Erfahrungen, oder Verſuche, wovon die Rede iſt, müſſen mit kleinen Kindern angeſtellt werden, daran iſt kein Zweifel; und dieſe Kinder können, die Wahrheit zu ſagen, nicht jung genung ausgehoben werden, wenn ſie zu unſerm Zwecke taugen ſollen. Wenn wir ſie ſchon als bloße Homunculos bekommen könnten, — das wäre unſtreitig das allerbeſte; wenigſtens könnten wir dann am gewiſſeſten ſeyn, daß ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke von Erziehung, Unterricht, Policey, Religion und Sitten aus dem geſellſchaftlichen Stande erlitten haben könnten.

Aber ich beſorge, daß dieſes ſchlechterdings nicht möglich zu machen ſeyn dürfte.

Inzwiſchen fragt ſich, woher dieſe Kinder kommen ſollen, und es iſt leicht zu ſehen, daß dieſe Frage nicht ohne Schwierigkeit iſt. In

der

der Societät werden wohl dazu keine andre als aus der unglücklichen Zahl der Kinder der Venus Volgivaga gebraucht werden können. Denn die Philoſophen ſelbſt haben entweder keine andere, oder wenn ſie andre haben, würde ſchwerlich ein einziger unter ihnen Philoſoph genung ſeyn, ſie zu einem ſolchen Verſuch herzugeben, ſo gemeinnützlich die Abſicht davon immer ſeyn möchte. Nun iſt zwar, was die Findlinge betrifft, die günſtige Meynung des Vanini von dieſen armen Geſchöpfen, (ſo ärgerlich ſie dem Doctor Warburton * iſt) noch immer die gemeinſte. Gleichwohl läßt ſich zweifeln, ob in allen Findelhäuſern des größeſten und policierteſten Reiches von Europa auf einmal eine ſo große Anzahl von

*) S. Iul. Caeſ. *Vanini* de Natura regina deaque Mortalium, und Warburtons Note zum Monologe des Edmund im König Lear, Shackeſp. Vol. VI. p. 16.

von geſunden und dauerhaften Säuglingen, als wir vonnöthen haben, aufzutreiben ſeyn würden; — und dieſes, nebſt verſchiedenen andern Umſtänden, wohl erwogen, glaube ich nicht, daß man werde vermeiden können, eine eigene Fabrick zu dieſem Zweck anzulegen.

In dieſem Falle, wollte ich ohne Maßgabe die Caraiben oder die Esquimaux in America, oder auch die Californier vorgeſchlagen haben, welche, nach den nicht gar zu wohl zuſammenhangenden Berichten des P. Venegas, unter allen Anthropomorphis dem Rouſſeauiſchen Mann = Thier (wenn wir dieſes Wort dem alten Froſchmäuſeler abborgen dürfen) am nächſten kommen. Jedoch ſehe ich nicht, was dagegen eingewendet werden könnte, wenn unſre Plinius oder Maupertuis lieber die Patagonen, mit welchen uns der Commodore Byron bekannter gemacht hat, dazu gebrauchen wollten; — wenn ſie auch gleich nicht

völlig ſo ſehr Rieſen wären, als Barbe-bleue oder der ſchreckliche Popanz im petit Poucet, — wie man uns anfangs glauben machen wollte.

6.

Geſetzt nun, unſre Fabrick von Caraiben, Californiern oder Patagonen — wie ihr wollt — wäre im Stande; (wiewohl ſo etwas im Project freylich ſchneller geht als in der Ausführung) und geſetzt, die erforderliche Anzahl von Kindern wäre fertig, — alle ſo gut, ſauber, und auf die Dauer gearbeitet, als es der Gebrauch erfodert, den wir von ihnen machen wollen; — ſo fragt ſich nun: wo finden wir einen bequemen Ort, unſre Verſuche mit ihnen anzuſtellen?

Nach meinem Plan, — den ich, aus ſchuldiger Hochachtung für den Genius unſrer Zeit, ſo ökonomiſch gemacht habe, als es nur immer möglich iſt, wird dazu wenigſtens

ein

ein Umfang von hundert undzwanzig deut≈ſchen Meilen im Durchſchnitt erfodert. Denn wir haben nichts gethan, wenn wir nicht verſchiedene Verſuche zugleich anſtel≈len; und ein jeder verlangt einen ziemlichen Raum; weil alles davon abhängt, daß die verſchiedenen Partien, in welche wir die Kinder vertheilen, wenigſtens dreißig Meilen Scheiben≈weiſe von einander abgeſondert werden. Fän≈den ſie einander dennoch, einer ſo beträchtli≈chen Entfernung ungeachtet, und wüchſen in Eine Geſellſchaft zuſammen; ſo dürfte dieſes ſodann, ohne Bedenken, für eine öffentliche Erklärung der Natur angeſehen werden kön≈nen, —

„daß ſie, alles Einwendens von Seiten des Hrn. R** ungeachtet, zum geſelligen Leben erſchaffen ſeyen.“

Aber wo, ich bitte alle Geographen und See≈fahrer beyder Halbkugeln, wo finden wir ein

Land von vierhundert Meilen im Umfange, welches unter einem ſehr milden Himmel liege, und entweder noch gänzlich unbewohnt, oder von ſo gutherzigen Leuten bewohnt ſey, daß ſie willig und bereit wären, einer phyſicomoraliſchen Aufgabe zu gefallen, auszuziehen, und uns ihr Land zu Experimenten zu überlaſſen, wobey ſie, allem Anſehen nach, nichts zu gewinnen haben werden?

7.

Doch, bey einem Project muß man auch dem Zufall etwas zutrauen. Dieſe Schwierigkeit ſoll gehoben ſeyn; es werden ſich bald wieder andere zeigen, welche, bey der Ausführung, die Geduld eines Job's ermüden könnten.

Die Kinder, welche zu unſern Verſuchen gebraucht werden ſollen, dürfen, weil ſie in allen Betrachtungen bloße Kinder der Natur ſeyn müſſen, keine Eindrücke aus der Geſell-

ſchaft

ſchaft mitbringen, ſollte es auch nur eine Californiſche ſeyn. Sie müſſen alſo ſo frühe hinweggenommen werden, daß ſie noch Ammen vonnöthen haben. Und dieſes iſt ein ſehr beſchwerlicher Umſtand.

Ich will nichts von den allgemeinen Eigenſchaften einer guten Amme ſagen, welche, nach allem dem was die Philoſophen und Aerzte erfodern, ſeltner als ein weiſſer Rabe iſt. Man hat uns ſeit einigen Jahren alles was ſich über die pſiyſicaliſchen und moraliſchen Tugenden einer Amme philoſophieren läßt, ſo oft und, auf ſo vielerley Art appretiert, zu leſen gegeben, daß ich meine Leſer und mich ſelbſt nicht ſchnell genung auf ein andres Capitel bringen kann. —

Ich ſage nur ſo viel: — Wenn dieſe Damen unſern Kindern Liedchen vorleyern, mit ihnen ſchwatzen, ſie ihre eigene ſchöne Sprache lehren, und ihnen Mährchen erzählen dür-

ſen — So haben wir alle dieſe unſägliche Müh und Ausgaben, welche ſchon auf unſre Anſtalten ergangen ſind, umſonſt gehabt.

„Gut, ſagt man; es müſſen philoſophiſche Ammen ſeyn — “

Ein philoſophiſcher Fidelbogen! — würde der alte Herr Shandy ausrufen; — wiſſen die Herren auch was man eine unmögliche Bedingung nennt? Ihr werdet eben ſo leicht ganz Europa nach Hrn. N**'s Grundſätzen umſchaffen, als hundert Rouſſeauiſche Ammen bilden. — Stumm müſſen ſie ſeyn, oder alles iſt verlohren!

Doch, was iſt für einen König, der ein Philoſoph, oder für einen Philoſophen, der ein König iſt, unmöglich? — Und was für unglaubliche Dinge hat nicht ſchon oft der launiſche Dämon, den man Zufall nennt, zur Würklichkeit befördert? Geſetzt, daß nun auch die Ammen gefunden wären, und daß unſre

Kinder

Kinder — aber, da ſticht ſchon wieder eine neue Schwierigkeit hervor!

8.

Die Ammen eſſen, trinken, gehen auf zweyen Beinen, und thun zwanzig andre Dinge, welche man im Stande der Natur zwar auch, aber vielleicht auf eine andre Manier thut; — und ihr Beyſpiel würde unſre Kinder verführen; Sie würden von den Ammen lernen, was ſie allein von der Natur lernen ſollen. — Rathet was zu thun iſt?

Wie gefiele euch dieſer Vorſchlag? — ich weiß keinen andern! — Wir haben die Ammen ſtumm gemacht; wie wär' es, wenn wir nun die Kinder blind machten?

Man verſteht ſchon, wie dies gemeynt iſt; — nicht ſo ſtockblind wie uns gewiſſe Leute, die ich nicht nennen will, gerne auf unſer ganzes Leben machten, vermuthlich um uns

die Mühe zu erſparen, zu ſehen, wie ſie mit uns wirthſchaften würden; denn ein Blinder, in ſo fern er eine ſchöne Frau, eine gute Tafel, und guten Wein im Keller hat, iſt der brauchbarſte Mann von der Welt; — ſondern nur blind, ſo lange wir's vonnöthen haben.

Ohne geſchicktern Mechanikern als ich bin, d. i. den allerungeſchickteſten unter allen mit eingeſchloſſen, — vorgreifen zu wollen, könnte dieſes am füglichſten durch eine Art von Binden geſchehen, welche eben nicht völlig ſo feſte anſchließen müßten als das magiſche Diadem, womit die ſchöne Seilerinn dem Amor die Augen verbindet, welche ihm die Göttinn Narrheit ausgeſchlagen hatte; *) aber doch gut genung, daß die Kinder unvermögend wären ſie wegzuſchieben, oder auf irgend eine Weiſe

*) Oeuvres de Louiſe Charly, dite Labé, ou la belle Cordiere, p. 13.

Weiſe eher abzunehmen, bis es Zeit wäre, ſie wieder davon zu befreyen.

So viele Schwierigkeiten fangen an verdrieslich zu werden; und dennoch iſt wenigſtens noch eine übrig, welche wir vielleicht nicht anders als nach König Alexanders Weiſe werden auflöſen können.

9.

So weit man auch die Zeit der Entwöhnung unſrer jungen Coloniſten hinausſetzen mag, ſo muß ſie endlich kommen; und die Kinder müſſen ihre Nahrung ſelbſt ſuchen lernen. Es darauf ankommen zu laſſen, ob ſie ſich ohne Anweiſung würden helfen können, möchte deſto gefährlicher ſeyn, da Herr R** ſelbſt kein Bedenken trägt, dem Menſchen den Inſtinct abzuſprechen, womit die Natur auch das verworfenſte Inſect in dieſem Stücke ver-

ſorgt hat; — und ihnen Anweiſung zu geben, würde ein Eingriff in das Geſchäffte der Natur ſeyn, der mit unſern Abſichten nicht wohl beſtehen könnte. Doch, in zweifelhaften Fällen wählt man das ſicherſte.

Hr. R** läßt ſeinen natürlichen Menſchen ſeine Speiſe unter einer Eiche ſuchen. Vermuthlich muß der Philoſoph, bey aller ſeiner Neigung zum Cynismus, in ſeinem Leben keine Eicheln gegeſſen haben. Er würde ſonſt wenigſtens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabon und Plinius an die Hand geben konnten.*) Die älteſten Griechen und einige Völker, die uns der erſte nennt, nährten ſich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieſer weiſe Schriftſteller verſichert, eine ſehr gute wohlſchmeckende Art von Eicheln; mit einem Worte,

*) S. *Strabon.* L. III. p. 233. ed. Amſtelod. 1707. und *Plin.* L. XVI. c. 6.

Worte eben diejenige, welche noch auf dieſen Tag unter dem Nahmen Caſtanien in ganz Europa von den arbitris lautitiarum ſelbſt gegeſſen werden.

Unſre Kinder werden alſo wenigſtens dieſe Eicheln, wenn es ja Eicheln ſeyn müſſen, finden und eſſen lernen; und erſt alsdann, wenn wir uns dieſes Punkts verſichert haben, wollen wir's wagen, und Abſchied von ihnen nehmen, um ſie für die nächſten zwanzig Jahre der Mutter Natur und ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Und alſo hätten dieſe großen Philoſophen, welche, nach Herrn R. Meynung, die Direction über dieſe Erfahrungen haben ſollten, am Ende ſehr wenig dabey zu dirigieren? —

Es ſcheint nicht anders; — es wäre dann, wenn es thunlich ſeyn ſollte, daß man dieſe Kinder, um das Spiel der Natur mit ihnen zu belauſchen, in eine Art von

Reau-

Reaumürſchen Bienenkorb einſperrte; welcher aber ſo eingerichtet ſeyn müßte, daß die Philoſophen alles ſehr genau beobachten könnten, ohne ſelbſt wahrgenommen zu werden. — Wir getrauen uns zu behaupten, daß ſich (wofern wir die beſagten Naturforſcher nicht in Sylphen verwandeln, und ſie aus Silbergewölken auf die Gegenſtände ihrer Beobachtung herabſehen laſſen wollen) kein ander Mittel erdenken laſſe, wie die Entwicklungen der Natur bey unſern Zöglingen von Tag zu Tag bemerkt werden könnten.

Es iſt wahr, man kann nicht ſagen, wie weit die Künſte noch getrieben werden können. Man bringt in den vornehmſten Glasfabricken in Europa Dinge zu Stande, welche man vor hundert Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bey allem dem kann es erlaubt ſeyn zu zweifeln, ob es jemals möglich

ſeyn

ſeyn werde, glåſerne Glocken oder Bienen-körbe von ſo ungeheurer Gróße zu machen, als wir ſie zu unſerm Experimente brauchen. Denn ſie müßten ohne alle Vergleichung gróßer ſeyn als die große Aquavit-Flaſche der Feen; und wir geſtehen, daß es uns ſchlechterdings ungereimt ſcheint, ohne den Beyſtand aller Feen und Zauberer, welche jemals in den Måhrchen gezaubert haben, ſich von einem ſolchen Stück Arbeit nur tråumen zu laſſen. — —

Welchemnach alſo, wie geſagt, für unſre Philoſophen weiter nichts übrig bliebe, als — nach Hauſe zu gehen, und, falls ſie wider Vermuthen nichts anders zu thun haben ſollten, ſich hinzuſetzen, und a priori ausfindig zu machen, in was für einem Zuſtande ſie die junge Colonie nach zwanzig Jahren vermuthlich antreffen würden; — ein unendliches Feld, wie ihr ſeht, zu Speculationen, Hypo-

theſen,

theſen, Theorien, und Diſputen, deren Vergleichung mit der Facti Species, welche man nach Verfluß der zwanzig Jahre erheben würde, für Liebhaber etwas ſehr amüſantes ſeyn müßte, und, wie wir nicht zweifeln, eine ſehr alte, aber wenig geachtete Wahrheit von neuem beſtätigen würde, nehmlich —

„daß es eine eitle Bemühung des Geiſtes ſey, durch alle die dädaliſchen Irrgänge der Imagination, willkührlicher Begriffe, und ſeichter Vermuthungen etwas aufzuſuchen, welches uns die Natur unmittelbar vor die Naſe hingelegt hat.“

10.

Ob nun gleich bey dieſen Erfahrungen das meiſte der Natur gänzlich überlaſſen werden müßte, ſo könnten doch unſre Philoſophen, vor ihrer Abreiſe, eine Abtheilung der oft beſagten Kinder vornehmen, um verſchiedene

Verſuche zu gleicher Zeit anzuſtellen, durch welche der abgezielte Endzweck den natürlichen Menſchen, oder welches auf das nehmliche hinauszulaufen ſcheint, die menſchliche Natur kennen zu lernen, deſto vollſtändiger erhalten werden dörfte.

Unmaßgeblich könnten wir das ganze Stück Landes, welches, wie geſagt, ungefehr vier hundert Meilen im Umkreis halten müßte, in Vier große Bezirke abtheilen.

In den erſten könnte man, in gehörigen Entfernungen, vier oder ſechs einzelne Kinder von einerley Geſchlechte verſchlieſſen;

In den andern etliche Paare von beyderley Geſchlechte, aber jedes Paar ſo weit als möglich von den übrigen entfernt;

In den dritten eine größere, aber gleiche Anzahl Kinder von beyderley Geſchlechte, zerſtreut, doch nahe genung, daß ſie einander, ohne große Reiſen, finden könnten.

In den vierten endlich, welchen man wiederum in zween abgeſonderte Colonien theilen könnte, eine merklich ungleiche Anzahl von beyderley Geſchlechte; z. ex. eine Colonie aus zwanzig Knaben, und ſechs oder acht Mädchen, und eine andere aus zwanzig Mädchen, und ſechs oder acht Knaben; — zwo ſehr wichtige Colonien, weil ſie über einige Puncte des Matrimonial-Geſetzes der Natur kein geringes Licht verbreiten dürften. — —

II.

Und nun, wenn wir, nach Ueberwindung ſo vieler unüberſteiglich ſcheinender Schwierigkeiten, das ganze Project zu Stande gebracht hätten, und, nach Verfluß von zwanzig oder dreißig Jahren die Dalambert und Büffon derſelben Zeit giengen, um zu ſehen, wie die Sache unſrer Experimental-Colonien ſtünden,

ſtünden, und dem menſchlichen Geſchlecht über den Befund Bericht zu erſtatten; — was meynen wir, daß ſie finden würde?

Ferguſon hat, wie es ſcheint, ein ſolches Experiment im Geſichte gehabt, da er ſagte: „Wir haben alle Urſache, zu glauben, daß wenn man eine Colonie von Kindern aus der Ammenſtube verpflanzte, und ſie eine ganz eigene Geſellſchaft ausmachen lieſſe, ohne Unterricht und ohne Erziehung, — daß wir, ſage ich, nichts als dieſelben Dinge wiederhohlt finden würden, die wir ſchon in ſo verſchiedenen Theilen des Erdbodens gefunden haben; u. ſ. w. —“

Ja wohl, haben wir alle Urſache das zu glauben und eben ſo viele Urſache würden wir haben, uns zu verwundern, wenn unſre Leſer nicht ſchon lange gemerkt haben ſollten, daß

das große Problem, womit uns Hr. R** ſo viel zu ſchaffen gemacht hat, weder mehr noch weniger iſt, als

„zu wiſſen, was für Erfahrungen man anzuſtellen hätte, um mit überzeugender Gewißheit entſcheiden zu können, ob der Schnee weiß oder ſchwarz ſey?“

In ganzem Ernſte, es wäre ſehr unnöthig, dem größten oder kleinſten Monarchen in Europa die geringſte Mühe mit Experimenten zu machen, welche uns wahrlich wenig neues lehren würden. Das große Experiment wird auf dieſem ganzen Erdenrunde ſchon etliche tauſend Jahre lang gemacht; und die Natur ſelbſt hat ſich die Mühe genommen es zu dirigieren, ſo daß den Ariſtoteleſſen und Pliniuſſen aller Zeiten nichts übrig gelaſſen iſt, als die Augen aufzuthun, und zu ſehen, wie die Natur von jeher gewürkt hat, und noch würkt, und ohne Zweifel künftig würken wird, — und, wenn

ſie lange und ſcharf genung geguckt, und das Ganze aus dem gehörigen Standpunct aufmerkſam genung überſehen haben, — zu gehen, und ihre Theorien, Compilationen, Syſteme, Entwürfe, Inbegriffe, und wie die Dinge alle heiſſen, zu verbrennen, oder umzugieſſen, oder auszubeſſern, oder zu ergänzen, ſo gut ſie immer können und wiſſen, — und weiter nichts!

Nein, lieber R** — ſo arme Wichte wir immer ſeyn mögen, ſo ſind wir es doch nicht in einem ſo enormen Grade, daß wir, nach den Erfahrungen ſo vieler Jahrhunderte, noch vonnöthen haben ſollten, neue, unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren, was die Natur mit uns vorhabe.

Und, und wofern ſich auch alle Könige und alle Philoſophen des Erdbodens vereinigten, ſolche Experimente zu machen; was für Urſache haben wir, zu hoffen, daß wir etwas anders oder beſſers daraus lernen würden, als was

uns die allgemeine Erfahrung, mit der unwiderſprechlichſten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtſchadalen, und aus dem glühenden Sande von Nigritien zuruft: —

„daß der Menſch zur Geſelligkeit gemacht ſey“ —

und „daß die vereinigten Kräfte der Barbarey des Aberglaubens, und der Unterdrückung immer unvermögend geblieben, dieſen koſtbaren Saamen jeder geſellſchaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen —

„dieſe ſympathetiſche Zuneigung, welche „den Menſchen mit einer ſüßen Gewalt nöthiget, ſich ſelbſt in andern Menſchen zu „lieben, und welche, wie Cicero göttlich „ſpricht, die Grundlage alles Rechts iſt.“

12. Sollte

12.

Sollte ſich übrigens gleichwohl, wider Vermuthen, zutragen, daß einmal ein müßiger Schah Baham, müde immer Fliegen zu fangen, oder Bilder auszuſchneiden, und ſich Mährchen erzählen zu laſſen, auf den weiſen Einfall kommen ſollte, ſich die Langeweile mit dergleichen Experimenten vertreiben zu wollen: — So wollen wir dieſem edeln Vorhaben durch alles bisher geſagte nicht nur im geringſten nichts präjudiciert haben, ſondern verſichern Se. Sultaniſche Hoheit noch zu allem Ueberfluſſe, daß es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſehr unterhaltend ſeyn müßte, in einer ſolchen Menagerie von Menſchenkindern, ſich mit etlichen Dutzenden von Sultaninnen, Hofaffen, Hofnarren, und andern ſolchen witzigen Perſonen zu erluſtigen; nichts davon zu gedenken, daß es bey dieſen Experimenten vermuthlich eben ſo ergehen würde,

wie es denen, welche an dem Stein der Weiſen arbeiten, zu ergehen pflegt; nehmlich, daß man am Ende immer etwas finden würde; wo nicht das was man ſuchte, vielleicht etwas anders, das man nicht ſuchte, und das uns eben darum deſto angenehmer iſt, ſollte es gleich, von allem was wir auf den Proceß verwenden mußten, nur die Tigel bezahlen.

13.

Der kleine Spaß, den ich mir die Freyheit genommen habe — nicht mit Hrn. R** — ſondern nur mit einer von ſeinen hochfliegenden Grillen zu machen, hat wenigſtens für mich den Vortheil gehabt, mir dieſe Nacht einen ſehr angenehmen Traum zu verſchaffen.

Wenn ihr Pythagoräer wäret, und ich wäre — Pythagoras; — oder ihr wäret Aegyptiſche Prieſter und ich euer Oberprieſter; — ſo würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen

gen euch meinen Traum zu erzählen; denn dieſe beyden Gattungen von Sehern waren große Liebhaber von Träumen.

In unſrer Zeit, ich geſtehe es, iſt es ein überall angenommener Satz: daß es wider die Regeln der guten Lebensart ſey, in einer artigen Geſellſchaft ſeine Träume zu erzählen. —

Das beſte iſt alſo, ich erzähle meinen Traum nicht —

Und doch ſehe ich hier einige Damen, welche, wenn ich die Sprache ihrer Mienen recht verſtehe, geneigt ſcheinen, mir eine Ausnahme zu erlauben —

Einige Herren wollen ſichs nicht anmerken laſſen, daß es ihnen eben ſo iſt; ſie beſorgen, man möchte daraus ſchließen, daß ſie gern Arabiſche Mährchen und — dergleichen Frivolitäten läſen; und das wollten ſie ſich um alles in der Welt nicht nachſagen laſſen —

Alle ſehen mich an, und ſprechen kein Wort. Keines will das erſte ſeyn, ſeinen Vorwitz zu geſtehen, und doch ſeh ich ganz deutlich — —

Laſſen Sie uns aufrichtig gegen einander ſeyn, meine Damen und Herren; — Sie hörten meinen Traum gerne, das iſt gewiß; aber nicht gerner als ich ihn erzählte, das iſt eben ſo gewiß; — und alſo iſt uns beyden geholfen, wenn ich anfange.

So aufrichtig ſind nicht alle Schriftſteller — und dann werden ſie ſehen, daß es nur an mir lag, aus meinem Traum ein ſo gutes, ernſthaftes, und kunſtmäßig zugeſchnittenes Syſtem zu machen als irgend eines von allen denen, die binnen hier und einem Jahre gemacht werden mögen. Was für Airs hätte ich mir damit geben können! Was für eine Menge alte, mittlere und neuere Autoren hätte ich citieren können! Wie manchen hätte

ich widerlegen, wie manchen vertheidigen, wie manchen erklären, und wie manchen emendieren können! Denn warum ſollte ich das alles nicht eben ſo wohl können, als ſo viele, welche noch nicht gebohren waren, als ich den Plato ſtudierte um ein Poet, und den Homer, um ein Philoſoph zu werden? — Ich ſage dies præfiſcine, — bloß um die Herren und Damen geſtehen zu machen, daß ich der gutherzigſte Autor bin, der vielleicht ſeit unfürdenklichen Zeiten geſehen worden iſt. Andere geben ihre Träume für Realitäten, oder träumen wohl bey hellem Taglichte mit offnen Augen, und muthen uns zu, daß wir der Himmel weiß welche übermenſchliche Weisheit in ihren Träumereyen finden ſollen: Ich hingegen gebe meinen Traum für — einen Traum, d. i. eine Feige für eine Feige, und einen Kahn für einen Kahn; und das heißt doch, denke ich, Ehrerbietung für ſeine

Leſer tragen, und den Leuten zutrauen, daß ſie — Augen haben.

Alſo, meinen Traum, wenn es Ihnen angenehm iſt —

14.

Ich weiß nicht wie es zugieng, — ein Fall worinn ſich alle Träumer befinden, — genug ich befand mich auf einmal mitten auf einem hohen Gebürge, welches die Miene hatte keine andre Einwohner als Löwen und Drachen zu haben, und deſſen oberſter Theil, mit ewigem Schnee bedeckt, ſeine Stirne in den Wolken verbarg. —

„Das fängt zu poetiſch an“ — Sie haben Recht; ich muß ein wenig niedrer ſtimmen. — —

Aechzende Töne, durch kleine Pauſen unterbrochen, gleich dem Aechzen, welches die Heftigkeit des Schmerzens oder die lange

Dauer

Dauer eines mißbehaglichen Zuſtandes endlich der Geduld ſelbſt auspreßt, drangen durch die ſchreckliche Stille in meine Ohren; —

„Das iſt ja noch ärger; — wenn werden „doch unſre Proſaiſten den guten Ton“ — Sachte, Herr Kunſtrichter, nicht von unſern Proſaiſten; keine Miene, und keine Ausdrücke; welche ſo ausſehen und ſo klingen als ob Sie das caput repraeſentativum aller Leſer, oder wir um ihretwillen da wären, — welches mit ihrer Erlaubniß, propoſitio male ſonans, et haereſi proxima wäre, die man, ſo groß auch immer die Toleranz in der gelehrten Welt ſeyn ſoll und mag, nicht dulden könnte; — und, unter uns, ich höre ſie auch nicht gerne ſoviel vom guten Ton ſprechen; es hat ſeine Urſachen; — aber ich will ihnen keinen Verdruß machen; — ein jeder muß ſein Handwerk treiben; treiben ſie immer das ihrige, — nur mit ein wenig Beſcheidenheit,

wenn

wenn es ihnen möglich iſt; wo nicht, nun, ſo hat es auch nichts zu bedeuten. —

Wie man ſich vergeſſen kann! — Ich geſtehe meinen Fehler, dieß war ein wenig gegen den guten Ton.

Ein Autor ſoll ſich niemals merken laſſen, als ob er wiſſe, daß ſo ein Geſchöpfe, das man einen Kunſtrichter nennt, in der Welt ſey. — Aber vielleicht iſt auch in dieſer Regel, wie in vielen andern ziemlich viel willkührliches? — Wenigſtens ſehe ich ſie von ſehr guten Scribenten unter Alten und Neuern nicht allezeit beobachtet. Ich fand hier einen gewiſſen Kunſtrichter in meinem Wege; und weil ich vielleicht in meinem Leben dieſe Ehre nicht wieder habe, konnt' ich nicht umhin, ihm eine freundliche Erinnerung mit zu geben. Es iſt wahr, ich werde dadurch gleichſam zum Kunſtrichter des Kunſtrichters; eine Sache, welche ſich mit der Würde eines Autors nicht

allzuwohl

allzuwohl zu vertragen ſcheint; — Aber, in der That, meine werthen Leſer — ich denke, es iſt euch ſelbſt hundertmal ſo ergangen; es giebt gewiſſe Geſchöpfe denen man, indem ſie ſo an uns anlaufen, verſucht iſt, einen kleinen Schlag zu geben, wenn man gerade eine Spießgerte in der Hand hat; — man widerſteht zwanzig, dreißig, vierzigmal; denn in der That ſchickt ſich ſo was für keinen Mann; — endlich vergißt man ſich einmal; es iſt geſchehen, das arme Geſchöpfe läuft mit winſelndem Geſchrey davon, und auf dreyhundert Schritte in die Runde fangen alle ſeine Brüder an zu bellen. — In der That, man hat keine Ehre davon; auch gelob' ich es hiemit, — und rächet den Meyneid, ihr Grazien, wenn ich jemals meine Gelübde breche! — daß ich in meinem Leben keine Spießgerte mehr in die Hand nehmen will.

Ich habe mich nun, unglücklicher Weiſe, ſchon ſo weit verlaufen, daß ich eben ſo wohl thun werde, noch eine kleine Anmerkung beyzufügen.

Es iſt mit den ſo genannten Kunſtrichtern wie mit den Autorn und allen andern Profeſſionen. Gute und ſchlechte gehören zu der nehmlichen Innung. Begegnet es nun, wie es zuweilen geſchieht, daß die ſchlechten beynahe das ganze Handwerk ausmachen, ſo iſt gemeiniglich die Folge davon, daß die Profeſſion ſelbſt verächtlich wird; und wenn die Verachtung bey dem Publico einmal überhand genommen hat, ſo iſt es beynahe unmöglich, es mit der unglücklichen Profeſſion wieder auszuſöhnen. Rechtſchaffene Leute leiden darunter, obgleich niemand, wer gewohnt iſt, dem Verdienſt in jeder Claſſe ſein Recht wiederfahren zu laſſen, unterlaſſen wird, ſie von dem allgemeinen Bann, der auf der ihrigen liegt, loszuzählen.

zählen. Es iſt unglücklich für die Welt, wenn ein ſolches Schickſal nützliche Profeſſionen trifft; unter welche unſtreitig dieſer Zweig der Critik gehört, welcher ſich mit Beurtheilung neuer Bücher, beſonders der Producte des Genie, des Witzes, des Unwitzes, und des Aberwitzes beſchäfftiget.

Aber eben deswegen iſt es vonnöthen, diejenigen, welche die Profeſſion entehren, nicht ganz ungeſtraft hingehen zu laſſen; und die andern, welche ihre Ehre machen, haben ſehr unrecht, zu thun als ob ſie die geſammte ehrſame Innung in der Perſon eines ſolchen Gezüchtigten für beleidiget hielten. Die Ariſtarchen konnten es ganz wohl leiden, daß Horaz die elende Kunſtrichter ſeiner Zeit bey allen Gelegenheiten aus ſeinen Füſſen peitſcht.

Und Horaz, wiewohl ein Hofmann und ein Vertrauter des Günſtlings eines Auguſts, glaubte ſeine Satyren nicht dadurch zu beſu-

deln, daß er von einem cimex Pantilius dar=
inn ſpricht; und der cimex Pantilius konnte
in keiner Betrachtung verhindern, daß dieſe
Satyren nicht auf die Nachwelt gekommen
ſeyn ſollten.

15.

„Ich folgte dem Tone, wiewohl mir das
Herz pochte; und nun ſah ich auf einmal —
was meine ſcharfſinnigen Leſer, nach Gewohn=
heit des mehrbelobten Sultans, ſich eingebil=
det haben werden, ſo bald ich es ihnen ſa=
ge — den alten Prometheus, in dieſem
jammervollen Zuſtande, worinn ihn der tra=
giſche Aeſchylus an einen Felſen des Caucaſus
angeſchmiedet ſchildert.

Der Anblick eines Menſchen ſchien etwas
tröſtendes für ihn zu haben. Er rief mich zu
ſich, und wir wurden, wie es in Träumen
gebräuch=

gebräuchlich iſt, in einem Augenblicke die beſte Freunde.

Er fragte mich, wie es um die Menſchen ſtehe, und wie ſie ſich das Daſeyn zu nutze machten, welches ſie ſeiner plaſtiſchen Kunſt, und ſeiner Gutherzigkeit zu danken hätten? —

Der Gott der Träume trieb hier eines ſeiner gewöhnlichen Spiele mit mir. Ich erinnerte mich nicht etwan bloß der Fabel vom Urſprung der Menſchen, wie ich ſie in den alten Dichtern geleſen hatte; Sie wurde in dem nehmlichen Augenblicke zu Wahrheit.

Ich bildete mir feſt ein, den Urheber meiner Gattung vor mir zu ſehen, dieſen Prometheus, der aus Leim und Waſſer Menſchen gemacht, und Mittel gefunden hatte, ihnen, ich weiß nicht wie, dieſes wundervolle ich weiß nicht was zu geben, das ſie ihre Seele nennen.

Kurz, ich fühlte mich gänzlich in die fabelhaf=
ten Zeiten verſetzt, ohne darum weniger nach
den Begriffen eines Menſchen von meinem
Zeitalter zu ſprechen.

Ich befriedigte ſeine Neugier durch Nach=
richten — welche ich Bedenken trage öffentlich
bekannt zu machen; und das aus der ſimpel=
ſten Urſache von der Welt. Es giebt übelge=
ſinnte Leute, welche ſie für eine Satyre aus=
rufen würden, — und einfältige Leute, welche
fähig wären, mich, wegen deſſen was ich im
Traume geſagt hätte, zur Verantwortung zu
ziehen; — wiewohl ſie ſich aus ihrem Mon=
tesquieu belehren könnten, daß dieß etwas
ſehr unbilliges iſt. Indeſſen wirft man ſich
doch nicht gerne mit ſolchen Leuten ab. Man
wird mir alſo vergeben, daß ich weiter nichts
davon ſagen kann, als daß Prometheus den
Kopf ſchüttelte, und ich weiß nicht was in ſei=
nen Bart hinein murmelte, welches, denke ich,

Invectiven

Invectiven gegen ſeinen Vetter Jupiter waren, der ihm, wie er ſagte, die Freude nicht gegönnet habe, ſeine Geſchöpfe glücklich zu machen.

Ich ſagte ihm, unſre Philoſophen gäben ſich viele Mühe der Sache abzuhelfen, und es wäre noch nicht lange, daß uns einer hätte bereden wollen, es würde nicht beſſer mit uns werden, bis wir uns entſchlöſſen, in den Stand der Natur zurück zu treten.

Und was nennt dieſer Philoſoph den Stand der Natur, fragte Prometheus? —

Nackend, oder in eine Bärenhaut eingewickelt, unter einem Baume liegen. (verſetzte ich) Eicheln oder Wurzeln freſſen; Waſſer aus dem Bache trinken; ſich mit dem erſten beſten Weibchen, das einem aufſtößt, begatten, ohne ſich anfechten zu laſſen, was aus ihr und ihren Jungen werden könne; den beſten Theil ſeines Lebens verſchlafen; nichts denken, nichts

wünſchen, nichts thun, ſich nichts um andre, wenig um ſich ſelbſt, und am allerwenigſten um die Zukunft bekümmern; — dieß nennt der Weiſe, von dem ich dir ſagte, den Stand der Natur. In dieſem ſeligen Stande, ſpricht er, hätten wir keine Künſte, keine Wiſſenſchaften, kein Eigenthum, keinen Unterſchied der Stände, keine Geſetze, keine Obrigkeit, keine Prieſter, keine Philoſophen vonnöthen; — und ſo lange man dieſer Dinge vonnöthen hat, iſt, ſeiner Meynung nach, an keine Glückſeligkeit zu gedenken.

Prometheus, — ungeachtet ſein Zuſtand ſo elend war, daß nur ein Halbgott, wie er zu ſeyn die Ehre hatte, fähig ſeyn konnte ihn erträglich zu finden, — erhob über die Einfälle des anmaßlichen Philoſophen ein ſo herzliches Gelächter, daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm Geſellſchaft zu leiſten.

Ich ſehe, ſagte er, eure Philoſophen ſind noch immer was ihre Vorgänger waren, — Grillenfänger, welche Wolken für Göttinnen, Abſtractionen für Wahrheit umfangen, und niemals ſehen, was vor ihrer Naſe liegt, weil ſie ſich angewöhnt haben, immer wer weiß wie weit über ihre Naſe hinaus zu ſehen.

Nicht alle, ſagte ich; denn wir haben ihrer manche welche die ihrigen noch mit einem halben Dutzend Brillen bewaffnen, womit ſie zwar im Ganzen nichts, hingegen im Kleinen ſo ſcharf ſehen, daß ein gewiſſer Präſident einer gewiſſen Academie ſich große Hoffnung machte, wenn er den Hirnſchedel eines Patagons von zwanzig bis dreißig Ellen in ſeine Gewalt kriegen könnte, die Seele ſelbſt, ſo klein ſie immer ſeyn möchte, über dem Ausbrüten ihrer Ideen gewahr zu werden.

Eure Philoſophen haben barockiſche Einfälle, ſagte Prometheus —

Zuweilen, erwiederte ich, und nicht alle. Dafür aber haben auch unſere großen Herren, ſeitdem ſie Philoſophen um ſich haben, ihre Hofnarren abgeſchafft; und, unpartheyiſch zu reden, ich denke ſie haben beym Tauſche mehr verlohren als gewonnen —

Aber wieder auf deinen Sophiſten zu kommen, fuhr er fort; ich merke er hat vom goldenen Alter reden gehört. Vielleicht kam ihm die Idee zu poetiſch vor, und da abſtrahierte er, nach Gewohnheit dieſer Herren, ſo lange, bis ihm vom Menſchen nichts als das bloße Thier übrig blieb; eine Arbeit, die ihn ſehr leicht angekommen ſeyn mag! —

Aber, ich denke doch, ich, der die Menſchen gemacht hat, ſollte am beſten wiſſen, wie ich ſie gemacht habe. —

Das denke ich auch, verſetzte ich; und du würdeſt mir keine geringe Wohlthat erweiſen, wenn du mir Nachrichten geben wollteſt, wel-

che

che mich in den Stand ſetzten, gewiſſe Philoſophen zu demüthigen —

Wenn du keinen andern Beweggrund haſt, unterbrach mich der Menſchenmacher, ſo kann ich mir die Mühe erſparen. Deine Philoſophen ſcheinen mir die Leute nicht zu ſeyn, die ſich vom Prometheus belehren laſſen; und je ſimpler das wäre, was du ihnen aus meinem Munde ſagteſt, je fertiger würden ſie ſeyn, auszurufen: Iſts nichts als dieß? — Jupiter ſagte das nehmliche, da ich mit meinen Menſchen fertig war. Die albernen Dinge, rief er; ich wollte in einem Nektarrauſche was beſſers gemacht haben! — Doch, ich habe ſeit langer Zeit mit keinem andern Menſchen geſchwatzt; und du kannſt dir einbilden, ob einem die Weile zuletzt lange wird, wenn man etliche tauſend Jahre ſo allein an den Caucaſus angeſchmiedet iſt, ohne eine andre Geſellſchaft zu ſehen, als einen unſterblichen Geyer, der einem die Leber

aus dem Leibe pickt, und ſo bald er fertig iſt, ſich empfiehlt, bis wieder eine neue gewachſen iſt. Ich bin froh, daß du dich zu mir verirrt haſt, und ich habe gute Luſt, mich einmal wieder ſatt zu ſchwatzen, weil mir doch der verwünſchte Geyer eben Zeit dazu läßt. —

Ich bezeugte ihm mein Mitleiden, und meine Lernbegierde; und darauf ſieng Prometheus ſeine Erzählung alſo an: —

„Es iſt dir vielleicht nicht unbekannt, daß ich, ſo gut als Jupiter und ſeine Brüder, vom Geſchlechte der Titanen bin, denen Heſiodus den Himmel zum Vater und die Erde zur Mutter giebt.

Man hielt mich, ohne Ruhm zu melden, für den klügſten unter ihnen, vermuthlich weil die übrigen, auf ihre körperliche Vorzüge ſtolz, es nicht der Mühe werth hielten, Verſtand zu haben.

Damals

Damals war die Erde noch ohne Bewohner, und weil ich gerade nichts beſſers zu thun hatte, kam ich auf den Einfall, ſie mit lebenden Geſchöpfen zu bevölkern. Anfangs amüſierte ich mich, Thiere von allen Gattungen zu machen, unter denen manche grotesk genung ausſehen, um die Laune zu verrathen in der ich ſie machte. Unzufrieden mit meiner Arbeit, fiel mir kaum eine Gattung aus der Hand, als mir die Idee einer andern kam, welche beſſer gerathen ſollte. Dies gieng ſo lange fort, bis mir endlich die Luſt ankam, eine Gattung zu verſuchen, welche eine Mittelart zwiſchen uns Göttern und meinen Thieren ſeyn ſollte. Meine Abſicht war die unſchuldigſte von der Welt, es war ein bloßes Spiel; aber unter der Arbeit fühlte ich eine Art von Liebe zu meinem eigenen Werke entſtehen; und nun ſetzte ich mir vor, glückliche Geſchöpfe aus ihnen zu machen.

Ich glaubte, ſie wegen der Aehnlichkeit, die ſie mit den andern Thieren hatten, nicht genung ſchadlos halten zu können; und organiſierte ſie deswegen an den beyden Theilen, die an den Thieren gerade das ſchlechteſte ſind, ſo vollkommen, als es die Materie, worinn ich arbeitete, nur immer möglich seyn ließ. — Denn aus Leimen und Waſſer kann man freylich keine Götter machen! — Ich ſpannte die unendlich ſubtilen Sayten, aus denen ich ſie zuſammenwebte, ſo künſtlich auf, daß eine Art von muſicaliſchem Inſtrumente daraus wurde, welches die ſchönſte Harmonie von ſich gab, ſobald die Natur darauf zu ſpielen anfieng. Dieſe Inſtrumente ſtimmte ich ſo gut zuſammen, daß ſobald eines davon einen gewiſſen Ton von ſich gab, die nehmliche Sayte bey dem andern mit einem gleichtönenden Laut antwortete. Meine Menſchen waren die gutherzigſten Geſchöpfe, die

die man ſehen konnte. Lachte eins, ſo lachte das andre; weinte oder trauerte eins, ſo trauerte das andre auch; lief eins voran, ſo liefen alle andern hinter drein; kurz, ich trieb dieſe Zuſammenſtimmung ſo weit, daß ſo gar keines gähnen konnte, ohne alle übrigen gähnen zu machen. *)

Dieſe Idee von Harmonie hatte etwas ſo ergötzendes für mich, daß ich mitten unter meiner Arbeit immer auf neue Triebfedern dachte, ſie bey meinen Geſchöpfen ſo vollkommen zu machen als möglich.

Ich liebte damals eine von den Töchtern des Oceans, die ſchönſte Nymphe, die man

mit

*) Ariſtoteles treibt ſie noch weiter; er behauptet, daß kein Menſch den andern p*ſſ*n ſehen könne, ohne augenblicklich einen Reiz zu fühlen, auch ſo zu machen; und erklärt ſehr ſcharfſinnig wie dies zugehe, Problemat. Sect. VII. quæſt. 6.

mit Augen ſehen konnte. Dieſer Umſtand kam meinen Geſchöpfen ſehr zu gut. Um ſie in dieſem Stücke ſo glücklich zu machen als ich es ſelbſt war, gab ich dem weiblichen Geſchlechte zur Schönheit einen gewiſſen Reiz, dem auch derjenige unterliegen muß, dem die Schönheit nichts anhaben kann; — und meine Männer bildete ich ſo, daß der männlichſte, der tapferſte, edelmüthigſte, gerade der war, der ſich ihren Reizungen am leichteſten gefangen gab. Ich temperierte durch das ſanfte Weſen und die rührende Grazie des Weibes eine gewiſſe Doſe von Wildheit, welche die Männer haben mußten, um geſchickt zu ſeyn, im Nothfalle die Beſchützer der Gegenſtände ihrer ſüßeſten Regungen abzugeben. — Die Gewalt ihrer Reize zu verdoppeln, gab ich dem Weibe die Schaam, die holdſeligſte der Grazien, das anziehende Weigern, das ſanfte Sträuben, welches den

Werth jeder Gunſt erhöht; die ſüßen Thränen, deren wollüſtiges Ergießen dem von Empfindungen gepreßten Herzen leichter macht. Ich tauchte gleichſam ihr ganzes Weſen in Liebe ein, und machte, daß ſie ihre höchſte Glückſeligkeit darinn ſetzte, geliebt zu werden, und Liebe einzuflößen. Ich glaubte hierinn nicht zu viel thun zu können, da meine Abſicht war, den Mann dadurch von einer herumſchweifenden Liebe abzuhalten, und — wenigſtens ſo viel es meine andern Abſichten nothwendig machten — ſeine Zuneigung an eine einzige Schöne zu heften. Ich machte zu dieſem Ende, daß er, ſobald ein Mädchen ſein Herz eingenommen hatte, den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren Beſitz mit einem andern zu theilen. Ich kannte meine ehrlichen Geſchöpfe von Leimen und Waſſer (etliche Funken etheriſches Feuer mit eingerechnet) zu gut, als daß ich mir hätte einbilden ſollen,

len, ſie einer ewigen Liebe fähig zu machen, die vielleicht über und unter dem Monde eine Schimäre iſt. Aber zu meinen Abſichten hatte ich auch genung, wenn die erſte Liebe zwiſchen meinem Paare nur ſo lange daurte, bis das Mädchen Mutter wurde. Dieſer Umſtand mußte nothwendig (wenigſtens dacht' ich ſo) ein neues Band der Zuneigung, eine neue Quelle zärtlicher Gefühle, und einer Art von Liebe werden, welche, bey noch unausgearteten Menſchen, zwar nicht ſo heftig und ſchwärmend, aber dauerhafter iſt, als jene, die den Genuß zum Zweck hat, und im Schooße der Sättigung ihr Grab findet. Konnte der Vater die Mutter ſeines Kindes, oder die Mutter den Mann, der ihr dieſen ſüßen und ehrenvollen Nahmen verſchafft hatte, ohne zärtliche Empfindung anſehen? —“

Ich habe mir bisher immer Gewalt angethan, den ehrlichen Titan nicht zu unterbrechen;

brechen; aber länger kann ich nicht. — Ich ſehe, meine Herren, daß es ihnen auch ſo geht. Das Gewäſche des alten ſchwärmenden Graubarts kommt ihnen halbkindiſch vor — il radotte! — In der That, ich fange ſelbſt an zu muthmaßen, daß er ſich auf ſeinen Vorzug vor den übrigen Titanen ein wenig zu viel zu gute gethan haben könnte. — Doch, wir müſſen den Prometheus meines Traums nicht dafür reſponſabel machen, wenn ſeine Menſchen nicht die Menſchen zu Paris, London, Amſterdam, Berlin, Wien, Conſtantinopel u. ſ. w. ſind; das iſt auch wahr! — Die Menſchen, von denen Prometheus ſpricht, ſind längſt nicht mehr — oder wofern es noch hier und da einen verborgenen Saamen von dieſer wunderlichen Gattung von Geſchöpfen giebt, ſo machen ſie doch keine Zahl, und — non apparentium et non exiſtentium eadem eſt ratio, ſagt das Brocardicum.

cardicum. — Wir werden ihn, weil er einmal angefangen hat, ſchon weiter reden laſſen müſſen. — —

„Der Zug der Natur zu dieſen kleinen wimmernden Creaturen, die ihr Daſeyn von ihrer Liebe empfangen hatten, unterhielt dieſe Liebe, und empfieng hinwieder von ihr neue Stärke. Denn, das wofür ich in der erſten Anlage der Menſchheit am meiſten geſorget hatte, waren eben dieſe kleinen Geſchöpfe, von deren glücklicher Entfaltung die Dauer der menſchlichen Gattung abhieng, welche nun mein Lieblingsgegenſtand war. Ich machte ſie zu Kindern der Liebe; das hieß ſelbſt für die Keime der Menſchheit Sorge tragen. Konnten ſie anders als wohl gerathen, da die Liebe ſelbſt ihre erſte unſichtbare Pflegung auf ſich nahm? — Aber daran begnügt' ich mich nicht. Ich ſtrengte alle meine Erfindung, alle meine plaſtiſche

Kunſt

Kunſt an, aus dem Inſtinct der Mutter für ihr Kind, die ſtärkſte aller Empfindungen zu machen. Die Schmerzen ſelbſt womit ſie es gebahr, mußten dazu helfen; es mußt' ihr deſto theurer werden, je mehr es ſie gekoſtet hatte. Ich ſetzte die Bruſt der Mutter nicht bloß der Schönheit wegen dahin wo ſie iſt, oder damit der Säugling auf ihrem Arme liegend, ſeine Nahrung deſto bequemer finden möchte; ſondern weil ich wollte, daß die Nähe des Herzens, welches ich zum Triebrade der zärtlichen Gefühle des Menſchen gemacht hatte, die mütterliche Empfindung in den Augenblicken, wenn ſie ihr Kind ſtillet, deſto zärtlicher und inniger machen ſollte.

Die immer zunehmende Schönheit des Kindes; die ſanfte ſtufenweiſe Entfaltung der Menſchheit, deren angebohrner Adel, ſelbſt in dieſem animaliſchen Alter, faſt allen ſeinen Regungen eine gewiſſe Nüance von Sittlichkeit giebt; das ſüße Lächeln, womit es die mühvolle Fürſorge der

Mutter belohnt; — alles vereiniget ſich die müt⸗terliche Zuneigung zu einem ſo mächtigen Triebe zu machen, als es nöthig war, um in der Leiſtung aller der beſchwerlichen Dienſte, deren das kindliche Alter bedarf, ſogar Vergnügen zu finden. — —

Doch, ich vergeſſe — ſo angenehm iſt mir die Erinnerung an eine Arbeit, die aus einem bloßen Spiele mein angelegenſtes Geſchäffte wurde, — daß ich dich vielleicht nicht ſo gut unterhalte als mich ſelbſt.

Ich war, wie man ſich vorſtellen kann, ſo höflich, den Enkel des Himmels und der Erden zu verſichern, daß ich mir keine beſſere Unterhal⸗tung wünſchte.

16.

Ich weis nicht, fuhr er fort, was deine Brü⸗der, die Menſchen, angefangen haben, wenn ſie, wie ich höre, nicht glücklich ſind. Meine Abſicht

wenig⸗

wenigſtens war, daß ſie es ſeyn ſollten; und ich glaubte es ihnen ſo leicht gemacht zu haben, glück= lich zu ſeyn, und ſo ſchwer, ſich unglücklich zu machen, daß ich, bey meinem Vetter Anubis! nichts davon begreife, wenn ich meine Mühe an ihnen verlohren habe. — Aber die verwünſchte Büchſe der Pandora! Ohne ſie würden meine armen Menſchen noch ſo glückſelig ſeyn als in ihrem urſprünglichen Stande. —

Sie waren alſo einmal ſehr glücklich? — fragte ich. —

Ob ſie es waren? rief Prometheus mit ei= nem Tone, der mir zu erkennen gab, daß ihn meine Frage beleidiget habe. Wie hätten ſie es nicht ſeyn ſollen? Ich ſetzte ihr ganzes Weſen aus Triebfedern des Vergnügens zuſammen; und damit es unmöglich ſeyn möchte, daß der Schmerz jemals den Zugang zu ihnen fände, machte ich ihn zum Gefährten der Unmäßigkeit, der Miß= gunſt, der Boßheit, und aller andrer Laſter,

welche dem Menſchen ihrer Natur nach ſo verderblich ſind, und ſo wenig verführeriſches haben, daß ich mir nicht einfallen laſſen konnte, — aber die verdammte Büchſe der Pandora! das fatale Geſchenke! Tauſend in die Farbe des Vergnügens gekleidete Bedürfniſſe, in deren Unwiſſenheit ein Theil des Glücks meiner Menſchen beſtund, jede von einem Schwarme unruhiger Begierden umflattert, ſtürzten heraus, als der unbeſonnene Epimetheus ſie in einer unſeligen Stunde öffnete; und nun war es um meine Geſchöpfe geſchehen. Die armen ſorgloſen Kinder! Ich hatte ſie einfältig, unſchuldig, freundlich gemacht. Sie hatten ſo reines Blut in ihren Adern fließen, daß ſie nicht wußten was böſe Laune war. Ich gab ihnen gerade ſo viel Verſtand als ſie nöthig hatten, um glücklicher zu ſeyn, als ſie es durch die Sinnen allein geweſen wären. Meine Großmutter, die Erde, war ſo gefällig, ihren Buſen mit allem auszuſchmücken, womit ſie meinen Ge-

ſchöpfen

ſchöpfen Vergnügen zu machen glaubte. Sie wohnten unter Myrthen und Roſen; ſie ſchliefen auf Blumen; Stauden und Bäume eiferten in die Wette, ihnen eine zahlloſe Manchfaltigkeit von geſunden wohlſchmeckenden Früchten in den Schooß zu ſchütten. Das Schaf theilte ſeine Wolle mit ihnen, die Ziege ihre Milch, die Biene ihren Honig. Kunſtloſe Hütten, mit Palmblättern gedeckt, von Weinreben umſchlungen, ſchützten ſie vor den Beleidigungen der Witterung. Fruchtbare Hayne, oder Gärten voll eßbarer Gewächſe und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen, friſche Quellen durch ſie hinzuleiten, ihre Heerden zu weiden, Körbe zu flechten, die Wolle ihrer Lämmer zuzubereiten und zu Kleidern und Decken zu verarbeiten, — das waren, mit dem ſüßen Geſchäffte ihre Kinder zu erziehen, die leichten Arbeiten, in welche ſich die beyden Geſchlechter theilten. Ich hatte ihnen die Organe zu einer Sprache gegeben, wodurch ſie die engen

 Grenzen

Grenzen der Augenſprache, welche eigentlich die Sprache der Seelen iſt, erweitern, und dasjenige, was an der Sprache der Gebehrden, zweydeutig und unverſtändlich iſt, erſetzen ſollten. Ich hätte ſie den Gebrauch dieſer Organe lehren können; aber ich wollte das Vergnügen haben, zu ſehen wie ſie es ohne fremde Hülfe von der Natur ſelbſt lernen würden; und ſie ließen mich nicht lange auf dieſes Vergnügen warten. Sie lernten von der Nachtigall ſingen, und der Geſang leitete ſie auf die Sprache. Die ihrige war freylich ſehr einfältig, aber bey aller ihrer Armuth reich genung für ein Volk, das mehr Freuden als Bedürfniſſe, mehr Empfindungen als Ideen, mehr ſanfte Gefühle als Leidenſchaften und von allen euern Laſtern und gekünſtelten Tugenden gar keinen Begriff hat. Sie bedienten ſich derſelben zu Liedern, worinn ſie die Freude über ihr Daſeyn, die Vergnügen ihrer Sinne und ihres Herzens, die Ergießungen des Wohlwollens, der Liebe und

der

der geſelligen Fröhlichkeit in kunſtloſen Sätzen aus⸗druckten. Sie hatten keine Bilder dazu vonnö⸗then, wie eure Poeten; jedes Wort mahlte die Sache ſelbſt. Die Liebe machte einen Jüngling zum Erfinder der Leyer, einen andern zum erſten Flötenſpieler; und die jugendliche Freude, oder die Grazien ſelbſt, welche ſich unerkannt in ihre Reyhen miſchten, lehrten die Mädchen und die Knaben den hüpfenden Tanz, den keine Nachah⸗mung erkünſteln kann. — O! meine Menſchen waren glücklich; das kannſt du mir glauben! und wenn die Büchſe der Pandora —

Hier wurde Prometheus mitten in ſeiner Re⸗de durch einen verdrieslichen Zufall unterbro⸗chen; — ich erwachte.

17.

Ich berge nicht, daß mich dieſer Traum, oder, wenn man lieber will, dieſes Fragment von einem Traume, zu Betrachtungen leitete, womit ich

mir vielleicht die Freyheit nehmen werde, meine Leſer in der Folge zu unterhalten. — Denn itzt würde es unhöflich ſeyn, wenn wir eine kleine Neugier unbefriediget laſſen wollten, welche, wie wir gewahr werden, die Büchſe der Pandora*) bey unſern Leſerinnen zurückgelaſſen hat; — auf deren Vergnügen wir allezeit um ſo mehr bedacht ſind, je mehr uns daran gelegen iſt, den Beyfall nicht zu verliehren, womit ſie uns bisher beehrt haben; eine Ehre, gegen welche nur ſolche Schriftſteller unempfindlich ſeyn können, welche unfähig ſind, ſie zu verdienen.

Prometheus ſchreibt der Büchſe der Pandora alles Unglück ſeiner Menſchen zu; „ohne ſie, ſagt er, würden ſie noch immer ſo glückſelig ſeyn, als ſie es in ihrem urſprünglichen Zuſtande waren.“ — Was für eine Büchſe konnte das wohl ſeyn, die ſo viel Unglück anzurichten vermochte?

Die

*) Ich ſetze hier voraus, daß die Geſchichte dieſer Pandora aus den Fabeln des La Motte bekannt ſey.

Die Gelehrten, — ein Volk, welches über nichts in der Welt einig werden kann, — hegen auch über dieſen Punct ſehr verſchiedene Meynungen.

Einige glauben, daß unter der Geſchichte der Pandora nichts anders verborgen liege, als eine allegoriſche Vorſtellung der Wahrheit, „daß der Vorwitz, oder die Begierde mehr zu wiſſen als uns gut iſt, die erſte Quelle aller menſchlichen Uebel geweſen ſeyn.“ Die Büchſe der Pandora, ſagen ſie, war weder mehr noch weniger als die Büchſe des Pabſts Johannes des drey und zwanzigſten, mit welcher Se. Heiligkeit die Schweſtern zu Fontevrauld, da ſie das Privilegium, einander ſelbſt Beichte hören zu dürfen, von ihm erzwingen wollten, zu ihrer Beſchämung auf die Probe ſtellte.*)

Andere ſuchen unter der Büchſe der Pandora etwas noch geheimeres; es ſoll, ihrer Meynung nach, eben das dadurch bezeichnet werden, wovon

*) S. v. Hagedorns Fabeln und Erzählungen, 2. Buch. im 2ten Theile ſeiner Werke. S. 256.

der gelehrte Prieſter Porphyrius, unter dem Nahmen „die Grotte der Nymphen“ ſo myſteriöſe Dinge ſchreibt.*) Sie beziehen ſich unter andern auf einen gewiſſen Vers des Horaz,**) um dadurch zu erläutern, warum diese Büchſe der Pandora zur Quelle alles Uebels von den Alten gemacht worden ſey; — Aber wir geſtehen, daß uns ſowohl dieſe Auslegung als der angezogene Vers unſers Lieblingsdichters zu allen Zeiten ſehr mißfallen hat.

Noch andere wollen in dieſer berüchtigten Büchſe eine allegoriſche Vorſtellung der Einführung des Eigenthumsrechts unter den Menſchen finden, — wovon ſie ſich irriger Weiſe einbilden, daß ſie die Epoche der moraliſchen Verderbniß der menſchlichen Geſellſchaft geweſen ſey; — mehr andrer Meynungen zu geſchweigen, welche zum Theil noch gezwungener ſind als dieſe.

Ohne die Leſer mit einer wenig intereſſanten Prüfung aller dieſer Hypotheſen aufzuhalten, begnü- gen

*) S. *Porphyr.* de antro Nympharum.

**) *Horat.* Sat. L. I. Sat. 3. v. 107.

gen wir uns eine andre aus einem alten Buche ohne Titel, welches wir vor uns liegen haben, anzuführen, die uns deswegen am beſten gefällt, weil ſie die natürlichſte zu ſeyn ſcheint. Der unbekannte Autor verwirſt alle allegoriſche Erklärungen; die Büchſe der Pandora, ſagt er, war weder mehr noch weniger als eine würkliche Büchſe, im eigentlichen Wortverſtande, und zwar eine Schminkbüchſe; ein unglückliches Geſchenke, wodurch die betrügeriſche Pandora unendlich mehr Böſes geſtiftet hat, als der Vorwitz, das Eigenthum, und die Grotte der Nymphen. Seitdem die verderbliche Mode, die Lilien und Roſen, welche Jugend und Schönheit aus den Händen der Natur empfängt, aus einer Schminkbüchſe zu ziehen, ſeitdem, ſage ich, dieſe unſelige Mode unter den Töchtern der Eva überhand genommen hat, ſeitdem iſt es um die naive Unſchuld und Aufrichtigkeit der menſchlichen Natur geſchehen. In kurzem wurde die Mode allgemein. Scheinen und ſeyn, welches eins ſeyn ſollte, wurde

zweyerley; und weil es leichter war, gut, liebens-würdig, weiſe, tugendhaft, zu ſcheinen als würklich zu ſeyn, und weil es, zumal bey Kerzenlicht, den nehmlichen Effect that: ſo bekümmerte ſich niemand mehr darum, zu ſeyn, was er, mit Hülfe dieſer magiſchen Schminke, ſcheinen konnte. Bald ſahe man kein natürliches Geſichte, keinen natürlichen Character mehr; alles war geſchminkt und verfälſcht; geſchminkte Frömmigkeit, geſchminkte Freundſchaft, geſchminkter Patriotismus, geſchminkte Moral, geſchminkte Staatskunſt, geſchminkte Beredſamkeit; — Himmel! was wurde nicht geſchminkt? — Die menſchliche Geſellſchaft glich einer großen Maskerade; und ſo wie die Nothwendigkeit, die Kunſt, einander dieſer Mummerey ungeachtet ausfindig zu machen, zur erſten unter allen Künſten erhob; ſo fand man ſich durch die nehmliche Nothwendigkeit gezwungen, immer auf neue Künſte zu denken, dieſe Kunſt zu vereiteln. Falſchheit, Gleißnerey, betrügliche Höflichkeit,

nichts-

nichtsbedeutende Freundſchafts-Verſicherungen, heuchleriſche Unterwürſigkeit, — hier recitiert unſer Anonymus eine Litanie von Laſtern und Untugenden, die kein Ende nehmen will, und ergießt ſodann die Bitterkeit ſeines Herzens in eine eben ſo lange Strafpredigt, womit wir, weil ſie nichts weiter enthält, als was unſre Leſer in dem erſten beſten Predigtbuche finden können, ihren guten Willen nicht zur Unzeit ermüden wollen. —

Wer ſollte denken, daß ſo viel Böſes aus einer Schminkbüchſe hervorgehen könnte? —

18.

Bey dem allen halten wir uns verſichert, daß die Geſchöpfe des Prometheus nach und nach um ihre urſprüngliche Einfalt und Unſchuld gekommen seyn würden, wenn gleich Pandora und ihre Büchſe nie geweſen wären; — und in der That, man mußte ſo ſehr in ſein eigen Werk verliebt ſeyn als er es war, um nicht zu ſehen, wo der Fehler lag.

Geſchöpfe,

Geſchöpfe, deren Unſchuld und Glückſeligkeit von ihrer Unwiſſenheit abhängt, — wie er von den ſeinigen ſelbſt geſteht, — befinden ſich immer in einer ſehr unſichern Lage; — und alles wohl überlegt, war es kein großer Schade, daß die ganze Zucht einer ſo zerbrechlichen Art von Gemächten in Deukalions Ueberſchwemmung erſäuft wurde.

Ernſthaft von einer ernſthaften Sache zu reden, — die Philoſophen, Sophiſten, Redner, oder wie ſie ſich ſonſt am liebſten nennen hören, welche uns bereden wollen, daß —

„die Entfernung von der erſten Einfalt der Natur Entfernung von der Natur ſelbſt ſey“ —

„daß es der Natur gemäß geweſen wäre, wenn wir immer in einem Zuſtande von glücklicher Unwiſſenheit, wie ſie es nennen, geblieben wären“ — —

„daß die Erweiterung unſrer Bedürfniſſe die Mutter unſerer Laſter, — und

„der

„der Genuß aller Geſchenke der Natur, und die Verfeinerung aller Künſte, dasjenige ſey, was den Untergang der Staaten am meiſten befördere“ — reden entweder von Menſchen aus der Fabrik des Prometheus, oder von Menſchen, welche, wie die Minerva des Jupiters, aus ihrem eigenen Gehirne hervorgegangen, — oder wenn dieſe armſeligen Loci communes den würklichen Erdebewohnern gelten ſollen, ſo werden ſie uns erlauben zu ſagen, daß ſie die menſchliche Natur, von der ſie ſo viel reden, nicht beſſer zu kennen ſcheinen, als die Natur der Einwohner in den Monden des Saturnus.

Es giebt einzelne Menſchen, welche ſehr weiſe daran thun, wenn ſie wie Diogenes und Epiktet leben lernen;

Es giebt Fälle, wo ein allgemeiner Geiſt von Sparſamkeit einem ganzen Staate eine Zeitlang nützlich iſt;

Es giebt Fälle, wo ein Fürſt ſehr löblich daran thut, wenn er, wie der Kayſer Marcus Aurelius,

ſein

ſein Silbergeſchirr in die Münze ſchickt, um ſeine Armee damit zu bezahlen; —

Aber alle dieſe Fälle ſind bloße Ausnahmen, und der allgemeine Satz bleibt darum nicht weniger wahr, den wir in den erſten Capiteln unſers erſten Buches feſtgeſetzt haben:

„Daß die möglichſte Benutzung des Erdbodens und die möglichſte Vervollkommung und Verſchönerung des menſchlichen Lebens das große Ziel aller Beſtrebungen, welche die Natur in den Menſchen gelegt hat, und alſo im Grunde, der Natur eben ſo gemäß ſey, als die Einfalt, in ſo fern dieſe eine unzertrennliche Gefährtinn der erſten Periode des Lebens bey der ganzen Gattung, ſo wie bey dem einzelnen Menſchen iſt.

Ende des erſten Theils.

Beyträge
zur
Geheimen Geſchichte
des menſchlichen
Verſtandes und Herzens.

Aus den Archiven der Natur gezogen.

It is in Life as 'tis in painting:
Much may be right, yet much be wanting.
PRIOR.

Zweyter Theil.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich.
1770.

Beyträge

zur

Geheimen Geſchichte

des menſchlichen

Verſtandes und Herzens.

Viertes Buch.

Viertes Buch.

1.

Die Aufſchrift über der Pforte des delphiſchen Tempels

— — Lerne dich ſelbſt kennen! — —

enthielt ohne Zweifel ein wichtiges, und in der That nicht leichtes Gebot.

Aber, daß es, wie Herr Rouſſeau verſichert, „wichtiger und ſchwerer ſey, als „alles was die großen dicken Bücher der Mo„raliſten enthalten,“ iſt, mit ſeiner Erlaubniß — nichts geſagt.

Dieſe Moraliſten, von denen Hr. R. ſo wenig zu halten ſcheint, konnten doch wohl

keinen andern Zweck haben, als in ihren großen dicken Büchern den Inhalt dieſes nehmlichen γνωθι σεαυτον zu entwickeln. — Und daß unter ſo vielen, welche von Hermes Trismegiſtus an bis auf dieſen Tag an der Auflöſung dieſes Räthſels gearbeitet haben, auch nicht einer es errathen haben ſollte, — wahrlich, das würde den Moraliſten wenig Ehre machen!

Doch, geſetzt auch ſie hätten ſamt und ſonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabey verloren, ſo begreife ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — „was uns die delphiſche Pforte lehrt“, nehmlich, — daß es dem Menſchen gut ſey, ſich ſelbſt zu kennen. — Und was haben wir da gelernt? Der große Punct iſt, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieſer Erkenntniß zu gelangen? — und hierüber macht uns

die

die Pforte des Tempels zu Delphi nicht klüger, als der elendeſte Commentar, der jemals über die Ethik des Ariſtoteles geſchrieben worden iſt.

Dieſer Ausſpruch unſers Freundes Jean-Jaques iſt alſo, ſo viel er beym erſten Anblick zu ſagen ſcheint, um nichts weiſer, als wenn jemand ſagte, der erſte Vers des erſten Buchs Moſe enthalte unendlichmal mehr Wahrheit als die ſämmtlichen Werke aller Naturforſcher; weil am Ende doch alles, was uns dieſe Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein ſehr kleiner Theil von dem iſt, was Himmel und Erde in ſich faſſen, und (wie Shakeſpears Hamlet ſagt) noch gar viel in beyden iſt, wovon ſich unſre Philoſophen (ſelbſt den Neueſten, dem ſo viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen laſſen.

2.

Mit aller Ehrerbietung, die wir den Mode-Philoſophen unſrer Zeit ſchuldig ſind, ſey es geſagt, daß ihre beredten Schriften von dergleichen Gedanken wimmeln, welche nur ſo lange etwas feines oder großes oder neues ſagen, als die Leſer gefällig oder bequem oder unwiſſend genung ſind, ſie für das gelten zu laſſen, wofür ihr Gepräge ſie ausgiebt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierden etwas neues, novum, audax, indictum ore alio, zu ſagen, ſchon oft die feinſten Köpfe ſagen gemacht? — in Zeiten, wo Witz und Beredſamkeit einen Freybrief haben, die geſunde Vernunft zu mißhandeln, wenn es nur auf eine ſinnreiche Art geſchieht; wo Hippiaſſe und Carneaden durch rhetoriſche Taſchenſpielerkünſte die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen erſchleichen; und neuer Unſinn, in ſchöne Phraſen gekleidet, mit ſpielenden

Gegen-

Gegenſätzen verbrämt, und mit den Schellen des redneriſchen Wohlklangs behangen, will=kommner iſt, als die alte Vernunft in ihrem ſchlechten ſokratiſchen Mantel?

War es dieſe Begierde zu ſchimmern, oder war es Laune, oder Miſanthropie, — oder ſollen wir glauben, daß es würklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menſchliche Geſchlechte geweſen ſey, was den ſcharfſinnigen Schriftſteller, welchen wir vor=hin zu tadeln die Freyheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahr=hundert, die Philoſophie der alten Gymnoſo=phiſten wieder in Achtung bringen zu wollen, und ohne Hoffnung auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abentheurlichen Satz zu behaupten: daß der primitive Stand des Menſchen der Stand eines zahmen Thie=res geweſen; — und daß allen Nationen, unter denen ſich (nach ſeinem Ausdruck) die

Stimme des Himmels nicht habe hören laſſen, kein beſſerer Rath zu geben ſey, als in die Wälder zu den Orang-Utangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückzukehren, aus welchen ſie eine unſelige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke herausgezogen habe.

Man braucht die Schriften dieſes ſonderbaren Mannes nur mit einer mittelmäßigen Doſe von gutem Herzen zu leſen, um ſich gerne überreden zu laſſen, daß vielleicht niemals ein Schriftſteller von der Güte ſeiner Abſichten, und von der Wahrheit ſeiner Grillen ſo überzeugt geweſen als Rouſſeau. Man kann ſich nicht erwehren, dem Manne gut zu ſeyn, der die verhaßteſten Paradoxen mit einer ſo aufrichtigen Miene von Wohlmeynenheit vorbringt, mit einer ſo ehrlichen Miene die ſeltſamſten Paralogismen macht, und uns aus der vollen Evidenz ſeines Gefühls

fühls zuſchwört, daß alles gelb ſey, ohne den kleinſten Verdacht zu haben, daß er wohl vielleicht ſelbſt mit der Gelbſucht behaftet ſeyn könnte.

Und geſetzt auch, der Zuſammenhang ſeiner Grundſätze, und der dogmatiſche Ton, den er, ungeachtet aller ſeiner Proteſtationen, aus ſo vollem Munde anſtimmt, könnte einige Zweifel —

Doch, Nein! — wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit ſeiner Verſicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Loos aller Sterblichen erfahren, weil er ſich auf ſeinem Wege verirrt hat. Laſſen wir die verwegene Anmaßung, die Herzen der Schriftſteller aufzureißen, um die geheime Abſichten derſelben vor ihren unbefugten Richterſtuhl hervorzuziehen, dieſer verachtenswürdigen Art von Gleißnern,

welche

welche unter dem ſcheinbaren Vorwand, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtſcheuen Abſichten an der Philoſophie, und ihre Dummheit an dem Witze, wie der Affe ſeine Mißgeſtalt am Spiegel, rächen wollen. Die Freyheit zu philoſophieren (welche, ſo lange wir nicht mit dem Rouſſeauiſchen Menſchen in die Wälder oder welches noch ein wenig ſchlimmer wäre, ſo lange wir nicht in die Barbarey der Gothen und Wenden, unſerer Vorfahren, zurückzukehren gedenken, eine der ſtärkſten Stützen der menſchlichen Wohlfart iſt) muß ſich auf alle erſtrecken, welche von philoſophiſchen Gegenſtänden ihre Meynung mit Beſcheidenheit ſagen, ſo ſeltſam und widerſinniſch auch immer ihre Meynung ſcheinen mag. Wie oft hat ſich dasjenige in der Folge eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit befunden, was anfangs eine Welt voll Stimmen wider ſich hatte? —

Und

Und auch der Irthum ſelbſt, dieſe nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, giebt Gelegenheit, den Mitteln beſſer nachzuforſchen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wohlthätig für das menſchliche Geſchlecht.

3.

Ein Schauſpiel, das die Menſchlichkeit empört, wenn man es von der häßlichen Seite anſieht, — der Anblick der ausſchweifendeſten Ueppigkeit und zügelloſeſten Verderbniß der Sitten in einer von den Hauptſtädten Europens, in dieſem modernen Babylon, — welchem ein Philoſoph im ſiebenten Stockwerke, um ſeiner liebenswürdigen Narrheiten, um ſeiner artigen Talente, und auf den äußerſten Grad verfeinten Künſte willen ſeine Laſter nicht ſo leicht verzeihen kann, als der Philoſoph zu Ferney — wenn er das Glück

gehabt hat wohl zu verdauen — aus ſeinem kleinen bezauberten Schloſſe; — der Anblick des Uebermuths, mit welchem die verächtliche Claſſe der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, deſſen Werkzeuge ſie ſind, ſpotten; — der traurigmachende Anblick eines unterdrückten Volkes unter dem Beſten der Könige — iſt ſehr geſchickt, den Betrachtungen, welche der beſagte philoſophiſche Zuſchauer über unſre Verfaſſungen, Künſte und Wiſſenſchaften anſtellen kann, eine ſolche Stärke zu geben, ein ſchwermüthiges Helldunkel über ſie auszubreiten, — daß man nichts anders nöthig hat, um zu begreifen, wie dieſer Philoſoph mit einer enthuſiaſtiſchen Einbildungskraft, und einer mäßigen Doſe von Menſchenliebe auf den Einfall kommen konnte: „Es würde dieſem Volke beſſer ſeyn, gar keine Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften zu haben.“

Laßt

Laßt in dieſem Augenblick eine Academie die Frage aufwerfen: ob Wiſſenſchaft und Kunſt dem menſchlichen Geſchlechte mehr Schaden oder Nutzen gebracht habe? — Wird er in einer ſolchen Gemüthsſtimmung Bedenken tragen, Wiſſenſchaften und Künſte, die er als Sclavinnen des Glücks und der Ueppigkeit, als Quellen der ſittlichen Verderbniß, und Beförderinnen der Unterdrückung anſieht, für die wahre Urſache alles menſchlichen Elends zu erklären?

Und voll von den lebhaften Gemählden, mittelſt welcher ihm ſeine Phantaſie die Evidenz dieſer vermeynten Wahrheit anzuſchauen giebt, — wird er nicht, wenn eine andre Academie ſeinen Spleen durch die Frage herausfodert: „welches der Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen ſey, und in wie ferne ſelbige durch das natürliche Geſetz autoriſiert

ſiert werde?“ — die Auflöſung dieſes Problems ſchon gefunden zu haben glauben, und uns mit dem zuverſichtlichſten Tone der Ueberzeugung überreden wollen, daß alles Uebel, wovon das menſchliche Geſchlechte gedrückt wird, aus dieſer Ungleichheit, als der wahren Büchſe der Pandora hervorgegangen, und daß kein gewiſſeres Mittel ſey, davon befreyt zu werden, als alle Gewänder und Ausſchmückungen der Natur, alle unſre Wiſſenſchaften, Künſte, Policey, Bequemlichkeiten, Wollüſte und Bedürfniſſe von uns zu werfen, und nackend, gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferſtich ſeines Buches, zu unſrer urſprünglichen Geſellſchaft, den Thieren, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieſes nicht die geheime Geſchichte des Rouſſeauiſchen Syſtems geweſen ſeyn?

4. Dieſes

4.

Dieſes vorausgeſetzt ſcheint es einigermaßen begreiflich zu werden, wie Hr. R. auf den Einfall habe kommen können, ſich den primitiven Stand des Menſchen als einen ſolchen zu denken, worinn der Menſch von dem übrigen Vieh, außer einer vortheilhaftern Bildung, durch nichts — „als die unſelige Möglichkeit aus demſelben heraus zu gehen“ unterſchieden geweſen ſey.

„Betracht ich, ſpricht er, den Menſchen, wie er aus den Händen der Natur kam, ſo ſehe ich ein Thier, das zwar nicht ſo ſtark als einige, nicht ſo behend als andere, aber alles zuſammengenommen, doch unter allen am vortheilhafteſten organiſiert iſt; ich ſehe es ſein Futter unter einer Eiche ſuchen, aus dem erſten beſten Bache ſeinen Durſt löſchen, ſein Lager unter dem nehmlichen Baume nehmen,

der ihm zu freſſen gegeben hat: und ſo ſind ſeine Bedürfniſſe befriediget.“ —

Nicht gar alle. — Es giebt Augenblicke, — welche ich nicht ſo natürlich beſchreiben möchte, als es der eleganteſte Schriftſteller aus dem politen Zeitalter Auguſts gethan hat, und welche man, in London ſelbſt, nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzuſtellen wagt, wie es Ariſtophanes zu Athen, dem Sitz der Urbanität, wagen durfte; Augenblicke — doch, wir wollen unſern Schriftſteller ſelbſt davon reden laſſen —

„Zu freſſen haben, (fährt R. fort) ſchlafen, und — ſein Weibchen belegen, ſind die einzigen Glückſeligkeiten, von denen er einen Begriff hat.“ *)

Und damit wir uns nicht etwan einbilden, er lebe mit ſeinem Weibchen und mit ſeinen Jungen in einer Art von Familiengeſellſchaft, wovon

*) S. 24. und 157.

wovon wir ſogar bey einigen thieriſchen Gattungen Beyſpiele ſehen; ſetzt er, — nicht ohne den Grotiuſſen und Puffendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben, — hinzu: —

„Sich die erſten Menſchen in eine Familie vereiniget vorſtellen, das hieße den Fehler derjenigen begehen, welche, wenn ſie über den Stand der Natur raiſonnieren, die Ideen mit hineinbringen, welche ſie aus der Geſellſchaft entlehnt haben, — da doch in dieſem primitiven Stande, wo die Menſchen weder Häuſer, noch Hütten, noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein jeder ſich lagerte, wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben ſo zufälliger Weiſe, wie ſie einander ungefehr begegneten, und Gelegenheit oder Trieb es mit ſich brachte, ſich zuſammen thaten, ohne daß die Sprache

ein ſehr nothwendiger Dollmetſcher der Dinge war, die ſie einander zu ſagen hatten, und ſich mit eben ſo wenig Umſtänden wieder von einander verlieſen. *)“

Man kann ſich leicht einbilden, daß Leute, die ſo wenig Umſtände mit einander machen, und die ſüßen Werke der goldenen Venus auf eine ſo brutale Art treiben, nicht ſehr zärtliche Aeltern ſeyn werden. Auch bekümmiert ſich, nach Hrn. R. Verſicherung, der Vater um ſeine Kinder nichts; und wie ſollte er, da er ſie nicht kennt, und vielleicht Jahrtauſende vorbeygehen, bis endlich einer von dieſen maſchinenmäßigen Vätern den Verſtand hat, beym Anblick ſolcher kleiner Geſchöpfe die tiefſinnige Reflexion zu machen, — „daß er vielleicht, durch eine gewiſſe Operation, ohne es ſelbſt zu wiſſen, zu ihrem Daſeyn Gelegenheit gegeben habe?“ Was die

*) S. 28. 29.

die Mutter betrifft, ſo iſt es freylich ihre Schuld nicht, daß ſie ſich gezwungen ſieht, ſich eine Zeitlang mit ihrem Kinde abzugeben — „Sie ſäugt es anfangs ihres eigenen Bedürfniſſes wegen (ſpricht Herr R.) hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen dem Bedürfniß des Kindes ſelbſt. Aber ſobald die Kinder groß genung ſind, ſich ihr Futter ſelbſt zu ſuchen, ſo verlaufen ſie ſich von der Mutter, und ſo kömmt es bald dahin, daß ſie einander nicht mehr kennen.“ *)

Eh es dahin kömmt, hat alſo die Mutter, man weiß nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit ſich herum zu ſchleppen. — „Wahr iſts (ſagt unſer Philoſoph) wenn die Mutter umkömmt, ſo läuft das Kind Gefahr mit ihr umzukommen; aber (ſetzt er tröſtlich hinzu) dieſe Gefahr iſt hun-

*) S. 29.

dert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend ſind ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen.“ *)

Der natůrliche Menſch des Philoſophen Jean-Jaques iſt alſo (die verwůnſchte Perfectibilitåt ausgenommen) weder mehr noch weniger als ein andres Thier auch; und es iſt pure Hőflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Ariſtoteles, und den Schwanz, welchen die Reiſebeſchreiber Gemelli Carreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Inſeln Mindero und Formoſa zulegen, erlaſſen hat. **)

Der Rouſſeauiſche Menſch iſt es, der den Nahmen eines Wilden, — den die Spanier den Americanern zu Beſchőnigung ihrer widerrechtlichen Gewaltthåtigkeiten gegeben haben, — im eigentlichen Verſtande fůhrt. Er ůberlåßt ſich, ohne mindeſte Ahnung der Zukunft,

*) S. 12. **) S. 6.

kunſt, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; ſeine Begierden gehen nicht über ſeine phyſiſche Bedürfniſſe hinaus; das große Schauſpiel der Natur iſt unvermögend ihn aus ſeiner ſchlafſüchtigen Dummheit aufzuwecken, und es fällt ihm in ſeinem ganzen Leben nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch, das letztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört, in der That, beynahe eben ſo viel dazu, dieſe Fragen aus ſich ſelbſt zu thun, als ſie recht zu beantworten. Aber, was Herr R. in der menſchlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Anlaß gegeben, nichts natürlicher zu finden, als die Ungeſelligkeit, welche die Grundlage ſeines Syſtems über den primitiven Stand ausmacht: das iſt, was ich nicht begreife.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur „ſehr wenig dafür geſorgt die Menſchen durch

gegenſeitige Bedürfniſſe einander näher zu bringen, und ſo wenig als möglich zu den Verbindungen beygetragen, welche ſie, zum Untergang ihrer Freyheit und Glückſeligkeit, unter einander getroffen haben." *) —

Was für Wunderdinge Witz und Spleen einen Philoſophen ſagen machen können!

5.

Ungeachtet Herr R. gleich anfangs erklärt, daß es bey Unterſuchung der academiſchen Frage, über welche er ſchreibt, gar nicht auf Facta ankomme: ſo ſcheint er doch in der Folge das Unſchickliche davon ſelbſt empfunden zu haben, und beruft ſich daher einigemal auf die Hottentotten, die Caraiben und die Wilden in Nordamerica; doch, in der That niemals wo es auf Befeſtigung der Hauptſätze ſeines Syſtems ankömmt. Was hätten ſie ihm

*) S. 37.

ihm auch dazu helfen können? Keine einzige von allen dieſen kleinen Völkerſchaften, die man Wilde nennt, befindet ſich in dieſem viehiſchen Stande, den er zu unſerm Urſprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Geſellſchaft; ſie kennen Freundſchaft, ehliche und älterliche Liebe; ſie ſind nicht ohne alle Kunſt; und es iſt mehr als zu wahrſcheinlich, daß ſie erſt durch das unmenſchliche Verfahren der Caſtilianer in eine gewiſſe Wildheit hineingeſchreckt worden ſind, die ihnen nicht natürlich war.

Und geſetzt, die Wildheit aller dieſer würklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns ſo viel wundervolle Dinge erzählt, von den Cyclopen des alten Vater Homers bis zu den Californiern des Vater Venegas, wäre noch ein wenig größer als ſie beſchrieben wird: was könnte damit bewieſen werden, als daß „Menſchen zufälliger Weiſe ſehr nahe zu den

Thieren herunterſinken können, und daß, wenn es einmal ſo weit mit ihnen gekommen iſt, ein Zuſammenfluß von vielen günſtigen Umſtänden erfordert wird, um die Menſchheit wieder bey ihnen herzuſtellen;“ — und wem iſt jemals eingefallen, hieran zu zweifeln?

6.

Bey einer Unterſuchung des primitiven Standes der Menſchen ſcheint die Frage, „wo die erſten Menſchen hergekommen“ nicht ganz überflüßig zu seyn. Herr R. hat, wir wiſſen nicht warum, nicht für gut befunden, ihrer zu erwähnen. Man kann dieſe Unterlaſſung nicht damit rechtfertigen, daß dieſer Umſtand durch die Offenbarung ins Klare geſetzt ſey. Denn aus eben dieſem Grunde hätte ſich Herr R. ſeine ganze Unterſuchung erſparen können; und überhaupt bewies man vor neunhundert Jahren aus dieſem Grunde, „daß man über gar nichts

nichts philoſophieren müſſe, was der Mühe werth iſt.“ — Es iſt das nehmliche weiſe Argument, kraft deſſen der ſaraceniſche Caliphe Omar die Bibliothecken zu Alexandria, als dieſe Hauptſtadt Aegyptens in ſeine Gewalt fiel, zum Feuer verurtheilte. — Wenn es erlaubt iſt, über den urſprünglichen Stand des Menſchen zu philoſophieren, ſo muß ſich dieſe Freyheit auch auf ſeinen Urſprung ſelbſt erſtrecken; es iſt für eines ſo viel Grund als für das andere.

Geſetzt nun, wir wollten — welches ſehr weit von uns entfernt iſt — die Gefälligkeit für die alten Prieſter zu Memphis ſo weit treiben, und alle die Ueberſchwemmungen und Conflagrationen des Erdbodens, von denen ſie Nachrichten zu haben vorgaben,*) für wahr annehmen; ja geſetzt wir wollten den Urſprung der Menſchen ſo weit hinausſetzen als die

*) S. den Timäus des Plato.

die fabelhaften Japaner: So würden wir doch nicht umhin können, endlich einige anzunehmen, welche die erſten geweſen wären. Eine Reyhe, die keinen Anfang hat, mag, wenn man will, aus metaphyſiſchen Gründen, eben ſo möglich ſeyn, als eine unendlich theilbare Materie; aber gewiß iſt, daß ſie, wie ſehr viele andre transcendentaliſche Dinge, den Fehler hat, daß ſie ſich nicht denken läßt.

Dieſe Erſten alſo, woher kamen ſie?

Sind ſie aus dem Monde herabgefallen?

Oder, wie Manco-Capac, der Orpheus der Peruvianer, aus der Sonne herabgeſtiegen?

Oder nach der gemeinen Meynung der Alten, aus dem Boden hervorgewachſen? *)

Oder

*) Diod. Sicul. L. I. c. 10.

Oder ſind ſie, nach der ſinnreichen Hypotheſe des Philoſophen Anaximander aus einer Art von Fiſchen hervorgekrochen? *)

Oder hat vielleicht die Natur, wie Lukrez uns glauben machen will, **) eine Menge Verſuche machen müſſen, bis es ihr endlich gelungen, einen vollſtändigen Menſchen herauszubringen?

Wahrhaftig, meine Herren Manco-Capac, Demokritus, Anaximander, Lukrez, und wie ihr alle heißet, es möchte ſich wohl nicht der Mühe verlohnen, zu unterſuchen, welcher von euch die lächerlichſte Meynung habe; — der große Punct, — und der, den ihr alle zugeben müßt, iſt dieſer — „daß nur derjenige den Nahmen des erſten Menſchen verdienen konnte, welcher — der erſte Menſch war, das iſt, bey dem ſich zuerſt die vollſtändige Anlage alles

*) Plutarch. Sympoſiac. L. VIII. c. 8.

**) Lucret. L. V.

alles deſſen befunden, was den weſentlichen Unterſchied unſrer Gattung vor den übrigen Geſchöpfen ausmacht; — und wenn wir einmal ſo weit einig ſind, ſo werden wir, denke ich, kein Orakel entſcheiden laſſen müſſen, — „ob die Natur (wenn anders Intelligenz und Abſicht in ihren Würkungen iſt) nicht wenigſtens ein Paar ſolcher Menſchen, welches die Gattung zu vermehren geſchickt war, habe hervorbringen müſſen?

Nun läßt ſich wohl nichts anders denken, als daß der erſte Zuſtand dieſer Protoplaſten, ſo vollkommen wir auch ihre Organiſation vorausſetzen, wenig beſſer als eine Art von Kindheit ſeyn konnte; es wäre denn, daß wir ihnen angebohrne Ideen geben wollten, wozu wenigſtens die bloße Vernunft keine Stimme giebt. Alles bis auf ihren eigenen Leib war ihnen fremd und unbegreiflich. Verſchlungen in die Unermeßlichkeit der Natur, hatten ſie

ohne

ohne Zweifel einige Zeit vonnöthen, um ſich aus der erſten Betäubung ſo vieler auf ſie zuſammendrängender Eindrücke zu erhohlen. Allein Aufmerkſamkeit und Uebung mußten ſie bald den Gebrauch ihres Körpers, und der übrigen Dinge, welche zu Mitteln ihrer Erhaltung und ihres Vergnügens beſtimmt ſchienen, kennen lehren; und es brauchte, — wenn wir uns nicht zur Kurzweil Schwierigkeiten erſchaffen wollen, welche in der Natur nirgends ſind, — weder Jahrtauſende noch Jahrhunderte dazu.

7.

Herr R. iſt nicht dieſer Meynung. Er ſieht den Uebergang aus dem Stande der Natur in den Stand der Policierung als eine Sache an, die von allen Seiten mit unerſteiglichen Schwierigkeiten umgeben iſt. Er kann nicht begreifen, wie ein Menſch zuerſt habe auf den

Einfall

Einſall kommen können, ein Weibchen für ſich ſelbſt zu behalten, eine Hütte für ſie zu rechte zu machen, und der Vater von ſeinen Kindern zu ſeyn? Oder wie etliche Menſchen auf den Gedanken hätten gerathen können, Geſellſchaft mit einander zu machen, und anders als nach Verfluß vieler tauſend Jahre, eine ſo tiefſinnige Wahrheit zu ergründen, als dieſe iſt: daß vier Arme mehr vermögen als zween, und vierundzwanzig mehr als vier. In dieſem Stücke ſcheint es ihm, ohne Vergleichung, wie meinem hohen Gönner, dem Sultan Schah-Baham zu gehen, der immer über die alltäglichſte Sachen zu erſtaunen pflegte, und nichts ſo gut begreifen konnte, als was am unwahrſcheinlichſten war; ein Beyſpiel, daß Witz und Dummheit, auf ihrem äußerſten Grade, einerley Würkung thun. Herr R. hätte vieler Bemühung des Geiſtes bey dieſer Gelegenheit überhoben ſeyn können; denn

denn wer in der Welt wird ihm die Folgen ſtreitig machen, die er aus ſeiner Hypotheſe zieht? — Die Hypotheſe ſelbſt iſt es, was wir ihm gerade zu wegläugnen. Nichts richtigers, das wilde, ungeſellige, dumme, eichelnfreſſende Thier, das er ſeinen Menſchen nennt, würde in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons iſt. Wer wollte ſich die Mühe geben, einen ſolchen Satz erſt durch die tiefſinnigſten Erörterungen zu beweiſen? Das heißt die Gründe deducieren, warum vermöge der Geſetze der Mechanick ein Gichtbrüchiger ſchwerlich jemals auf dem Seile tanzen lernen wird. — Schade um alle die ſchönen Antitheſen, die er bey dieſer Gelegenheit ſpielen läßt! Doch — wir müſſen ihm nicht Unrecht thun; es iſt ſein ganzer Ernſt; er ſieht alle dieſe ungeheuern Schwierigkeiten würklich, von denen er ſpricht; und ſie müſſen

wohl gewiß entſetzlich in ſeinen Augen ſeyn, weil ſie ihn beynahe dahin bringen, ſeine Zuflucht zu einem Deo ex machina zu nehmen. *) Gleichwohl würden alle dieſe Phantomen auf einmal verſchwunden ſeyn, wenn er nur dieſe zween Sätze, die ſimpelſten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„daß die Menſchen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von Anfang an in Geſellſchaft gelebt, — und

„daß der Urheber der Natur, ohne der Ordnung derſelben Gewalt anzuthun, Mittel genung gehabt habe, dem Menſchen die Entwicklung ſeiner Fähigkeiten und die Erfindung der dazu nöthigen Mittel zu erleichtern.“

8.

Man könnte übrigens unſerm Philoſophen den Satz — „daß, der Perfectibilität ungeachtet,

*) S. 36.

achtet, die meiſten Fähigkeiten des Menſchen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können, eingeſtehen, ohne daß ſeine Hypotheſe viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvetius nicht ohne Grund eine Menge von pſychologiſchen Phänomenen erklärt, — die daher rührende Begnügſamkeit an jedem erträglichen Zuſtande, in welchem dieſer Trägheit am wenigſten Gewalt geſchieht, und die durch beydes verdoppelte Macht der Gewohnheit laſſen uns leicht begreifen, wie ein Volk, zumal in einem Clima, welches die Würkung dieſer Urſachen noch verſtärkt, Jahrtauſende durch, in ſo fern es immer ſich ſelbſt überlaſſen iſt, in einem ſehr unvollkommnen Zuſtande zurückbleiben könne.

Sittliche und politiſche Urſachen hemmen in China den Fortgang der Wiſſenſchaften, welche ſich in dieſem ungeheuern, und in

einigen Stücken ſehr policierten Reiche, noch immer in der Kindheit befinden. — Phyſiſche Urſachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrohrnen Länder um Hudſons-Bay ſeit undenklicher Zeit in einem ſo eingeſchränkten Kreiſe von Bedürfniſſen und von Thätigkeit, daß Reiſende, welche den Geiſt der Beobachtung nicht empfangen haben, und den ſittlichen Menſchen in einem Gewande von Pelzwerk und Seekalbsfellen nicht zu erkennen fähig ſind, kein Bedenken tragen, ihren Zuſtand für viehiſch zu erklären. Aber mit der Geſelligkeit, dieſem weſentlichen Zug der Menſchheit hat es eine ganz andere Bewandtniß. Der Menſch, — wenn wir auch bis in die erſten Augenblicke ſeines Daſeyns zurückgehen und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo ſeine Seele noch der unbeſchriebenen Tafel des Ariſtoteles gleicht, — der Menſch braucht nur ſeine Augen aufzuheben, und einen

nen andern Menſchen zu erblicken, um die ſüße Gewalt des ſympathetiſchen Triebes zu fühlen, der ihn zu ſeines gleichen zieht.

Und nur zu ſeines gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil an ſeiner Empfindſamkeit und Zuneigung. Dieſe Empfindſamkeit iſt die wahre Quelle dieſer aus Bewunderung, Freude und Dankbarkeit gemiſchten Empfindungen, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüßen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns ſeinen Schatten geliehen hat, und ſie beförderte vermuthlich den enthuſiaſtiſchen Glauben der älteſten Menſchen, allem in der Natur eine Seele zu geben, und ſich einzubilden, daß alles, was uns Empfindung einflößt, ſie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden,“ (ſagt der größeſte Kenner des menſchlichen Herzens der mir bekannt iſt) „mit dem Manne, der von Dan

„bis gen Beerſeba reiſen kann, und ausrufen:
„alles iſt öde! — Ich declariere, ſagte ich,
„indem ich meine Hände mit einer zärtlichen
„Bewegung zuſammen ſchlug, daß ich auch
„in einer Wüſte etwas ausfindig machen woll-
„te, über welches ich meine Zuneigung er-
„gießen könnte. — Könnt' ich nichts beſſers
„thun, ſo wollt' ich ſie an irgend eine holde
„Myrthe heften, oder mir irgend eine me-
„lancholiſche Cypreſſe ausſuchen, um eine Art
„von Freundſchaft mit ihr zu machen. — Ich
„wollte ihrem Schatten liebkoſen, und ſie
„zärtlich um ihren Schutz begrüßen. — Ich
„wollte meinen Nahmen in ſie ſchneiden, und
„ſchwören, ſie wären die liebenswürdigſten
„Bäume in der ganzen Wildniß. Welkte ihr
„Laub, ſo würd' ich mit ihnen trauren, und mich
„mit ihnen freuen, wenn ihr lachendes Aus-
„ſehen mich beredete, daß ſie ſich freueten.“ *)

Stellen

*) Sentimental Journey Vol. I. p. 85.

Stellen wir uns einen Menſchen vor, der aller Geſellſchaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geſchmachtet, und die Hoffnung, jemals wieder ein menſchliches Angeſicht zu ſehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrſcheinlich, daß in dieſem elenden Zuſtande ein kleiner Vogel, oder eine Maus, oder in Ermanglung irgend eines andern lebenden Geſchöpfes, ſo gar eine ekelhafte Spinne ein Gegenſtand für ſeine zärtlichſten Regungen werden könnte? — daß dieſe Spinne nach und nach in ſeinen Augen ſo ſchön werden könnte, als die reizendeſte toſcaniſche Amaryllis in den Augen ihres platoniſchen Schäfers; daß er ſie auf ſeinem Teller eſſen laſſen, daß er ganze Tage mit ihr ſpielen, daß er ſich, durch die anhaltendeſte Aufmerkſamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, ſich für ihre kleinſten Bewegungen intereſſieren, bey der mindeſten Gefahr

für ihr Leben zittern, und wenn er unglücklich genung wäre, ſie zu verliehren, ſie mit heiſſern Thränen beweinen und über ihren Verluſt untröſtbarer ſeyn würde, als er, in andern Umſtänden, über den Tod der geliebteſten Frau und des beſten Freundes geweſen wäre? —

Ich erinnere mich ehmals etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Lauſün geleſen zu haben; und ich zweifle nicht, daß Leute, welche in den Anekdoten der Baſtille, des Donjon von Vincennes, des Königſteins und anderer Einſiedlereyen von dieſer Claſſe erfahren zu ſeyn, Gelegenheit haben, ähnliche Beyſpiele zu erzählen wiſſen.

Man würde vergeblich einwenden, daß ſich von einzelnen Beyſpielen nicht auf die menſchliche Natur überhaupt ſchließen laſſe. Denn alles, was wir ſeit etlichen tauſend Jahren aus allgemeiner Erfahrung von unſerer

Gattung

Gattung wiſſen, bewegt uns den Trieb der Geſelligkeit und das Verlangen nach Gegenſtänden, denen wir uns mittheilen können, für ein weſentliches Stück der Menſchheit zu halten. Die Ausnahmen ſind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruß, Spleen, oder irgend einem andern innerlichen Beruf, ſich freywillig der menſchlichen Geſellſchaft begeben haben. —

Und wie wenig es auch dieſer kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich ſey, den geſelligen Trieb gänzlich zu ertödten, beweiſet die Geſchichte der alten thebaiſchen und andrer Einſiedler. Nicht ſelten fanden ſich liebreiche Einſiedlerinnen, um die Einſiedler in ihren Bekümmerniſſen zu tröſten. Und wenn alles fehlte, ſo ſehen wir aus den faſt täglichen Unterredungen, die viele unter ihnen mit dem T** pflegten, daß ſie lieber die allerſchlech-

teſte Unterhaltung, die man haben kann, als gar keine haben wollten.

Iſt aber der Trieb der Geſelligkeit dem Menſchen ſo natürlich, ſo haben diejenige, welche ſich die erſten Menſchen in eine Familie vereinigt vorſtellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Geſellſchaft in den Stand der Natur hineingetragen zu haben; ſo löſen ſich alle die Schwierigkeiten von ſelbſt auf, welche Herr R. in dem Uebergang aus dem Stande der Natur in den geſellſchaftlichen findet; ſo war es kein Uebergang in einen entgegengeſetzten, ſondern ein bloßer Fortgang in dem nehmlichen Stande; Ein Fortgang, deſſen relative Geſchwindigkeit zwar von tauſend verſchiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bey den Völkerſchaften, wo er am langſamſten geht, einem aufmerkſamen Beobachter merklich iſt.

9. Doch

9.

Doch, was würden alle unſre Einwendungen helfen, wenn (wie Herr R. ſehr wahrſcheinlich findet) „es würklich eine Art von „Menſchen gäbe, welche, von Alters her in „die Wälder zerſtreut, keine Gelegenheit ihre „virtuellen Fähigkeiten zu entwickeln gehabt, „keinen Grad von Vollkommenheit erworben „hätten, und ſich, mit einem Wort, noch „würklich in dem primitiven Stande der „Natur befänden?“ —

Wo er wohl dieſe für ihn ſo merkwürdige Menſchen aufgetrieben haben kann? — Wo anders als in den Wäldern von Mayomba in der africaniſchen Provinz Loango, und im Königreiche Congo, welches nach Dappers Bericht voll von Waldmenſchen iſt, — die allem Anſehen nach die nehmliche Art von Geſchöpfen ſind, welche überhaupt in Africa

Pongos oder Quojas = Morros, und in Oſt = Indien Oran = Utang genennt werden.

Dieſe Geſchöpfe ſind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Größe eines Menſchen, aber viel dicker, und ſo ſtark, „daß zehen Negern nicht genung wären, um „einen davon lebendig zu fangen.“ Sie gehen auf zween Beinen, bedienen ſich der Hände wie wir, ſind proportionierlich geſtaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit ſchwarzen Haaren bedeckt. Ihre Geſichtsbildung iſt von der Negern ihrer nicht gar ſehr verſchieden, außer „daß ihnen die Augen tief im Kopfe „liegen, und daß ihre Miene etwas wildes und „gräßliches hat.“

Ihre Weibchen haben eine volle Bruſt, — wiewohl nicht ganz ſo gewölbt, und vermuthlich auch nicht ſo weiß als die ſchönen Ober-Walliſerinnen, deren unſchuldige Dienſtfertigkeit dem Philoſophen St. Preux ſo beſchwerlich

lich war. *) — Dieſe Thiere ſind ſehr böſe, wenn man ihnen zu nahe kömmt, und ſo launiſch, daß ſie nicht einmal leiden können, wenn man ihnen ins Geſichte ſieht. Indeſſen ſind ſie doch große Liebhaber von den Weibern und Töchtern der Negern, — (ein Umſtand, aus welchem Herr R. hätte folgern können, daß ſie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigene Weibchen muß doch wohl jede Negerinn eine Venus ſeyn) — und die beſagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über dieſen Punct von ihnen. Man ſieht ſie truppenweiſe in den Wäldern ziehen, und dann ſind die reiſenden Schwarzen des Lebens nicht vor ihnen ſicher; ob ſie gleich keine andre Waffen führen, als ihre Fäuſte, oder einen Prügel. — Sie freſſen kein Fleiſch, ſondern nähren ſich — (wie andre Affen auch) — bloß von Früchten und

*) Nouv. Heloiſe Tom. I. p. 71.

wilden Nüſſen. Sie pflegen ſich um die Feuer, welche die Negern, wenn ſie durch die Wälder reiſen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu verſammeln, und gehen nicht eher vom Platze, bis das Feuer erloſchen iſt; „ohne den Verſtand zu haben, (ſagt Battel) Holz oder Reiſer herbeyzutragen, um es zu unterhalten.“ *)

Barbot, welcher in ſeiner Beſchreibung von Guinea dieſer Geſchöpfe nicht vergißt, thut von einer ähnlichen Art Meldung, welche in Sierra Leona den Nahmen Barrys führen. Dieſe Barrys lernen, wenn ſie jung gefangen werden, auf zwey Beinen gehen, und werden gebraucht, Korn zu ſtampfen, Waſſer zu tragen, und den Bratſpieß zu wenden. Die Negern laſſen ſich nicht ausreden, daß dieſe Paviane ſo gut reden könnten, als ſie ſelbſt, wenn

*) Allgem. Beſchreib. der Reiſen ꝛc. im III. Th. S. 264. 280. 320. ꝛc.

wenn ſie nur wollten; aber ſie wollen nicht, ſagen ſie, aus Furcht, man möchte ſie mit noch mehr Arbeiten beladen.

Ich ſehe nicht, warum Herr R., der ſo eifrig iſt, die Grenzen der Menſchheit bis auf die Pongos auszudehnen, dieſe ehrlichen Barrys vorbeygeht, welche in Anſehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen merklichen Vorzug vor jenen zu haben ſcheinen.

Und was hindert uns, aus ähnlichen Gründen, auch die großen Affen an der Sanaga, von denen Le Maire in ſeiner Reiſe nach den canariſchen Inſeln ſpricht, den Rouſſeauiſchen Menſchen beyzugeſellen? Sie thun ſich truppenweiſe zuſammen, wenn ſie auf die Nahrung ausgehen, und unterdeſſen, daß die übrigen Beute machen, ſteht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nehmliche

liche Weiſe auf dem Rücken, wie die Negern-weiber die ihrigen, und bezeugen eine Zärtlichkeit für ſie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewiſſen Kräutern, welche ſie erſt käuen, und dann auf die Wunde legen.

„Wer weiß wie viel andre Züge von Witz, Empfindung, Geſelligkeit, und Perfectibilität an dieſen Geſchöpfen noch zu entdecken wären, wenn ſie — von Leuten, welche alles ſehen was ſie ſehen wollen, — von Philoſophen, beobachtet würden?“

Doch Herr R. ſcheint ſich zu begnügen, einen neuen Zweig des menſchlichen Stammes in dem Orang-Utang oder Pongo entdeckt zu haben.

Indeſſen können wir nicht bergen, daß die Gründe, um deren willen er uns dieſe Ehre erweiſet, vieles, wo nicht das Ganze, von ihrer Stärke verliehren, ſo bald man

das

das Intereſſe nicht dabey hat, das den Erfinder einer neuen Hypotheſe begierig macht, Phänomene zu Beſtätigung derſelben aufzutreiben.

Die Nachrichten, ſpricht er, welche Battel, Purchaß und Dapper von ihnen geben, beweiſen, daß dieſe Herren keine guten Beobachter waren; ſie machen falſche Schlüſſe; man merkt, daß ihnen nur nicht in den Sinn gekommen iſt, daß dieſe edeln Geſchöpfe etwas beſſers als Affen ſeyn könnten. —

Alles wahr, aber was gewinnen die Pongos dabey?

Unſre Reiſebeſchreiber (fährt Herr R. ſinnreich fort) haben ſich in den Kopf geſetzt, dieſe Creaturen, welche von den Alten unter dem Nahmen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten wurden, zu Thieren herabzuwürdigen; nach beſſerer Unterſuchung wird man vielleicht finden, daß ſie Menſchen ſind; —

„denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwi=
ſchen beyden Extremis in der Mitte.“

Es gäbe ein gutes Mittel, meynt er,
wodurch auch die dümmſten Beobachter ſich
bis zur Demonſtration überzeugen könnten,
ob der Orang=Utang und ſeine Brüder zur
menſchlichen Gattung gehörten oder nicht. —
Was für ein Mittel mag das ſeyn? — Sei=
ne Sittſamkeit hat ihm nicht erlaubt ſich
hierüber deutlich zu erklären; — eine Scru=
puloſität, welche an einem Philoſophen, der
von natürlichen Dingen handelt, ein wenig
übertrieben ſcheinen möchte; — indeſſen giebt
er doch genugſam zu verſtehen, daß man eine
kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen
Negernmädchen anlegen müßte, um zu ſehen,
was daraus würde. —

Der Gedanke iſt der ſimpelſte von der
Welt, und wir bedauren nur, daß er, wie
Herr R. ſelbſt bemerkt, nicht practicabel

iſt;

iſt; — zwar nicht eben um des abermaligen Scrupels willen, der unſerm Philoſophen hier aufſtößt; ſondern hauptſächlich des beſchwehrlichen Umſtandes wegen, weil dieſe Pongos, ſeine Protegierten, die brutalſte Art von Liebhabern ſind, die man ſich einbilden kann. Nach den Erzählungen der Negern hätte ſich der Fall, den Herr R. andeutet, ſchon oft zutragen ſollen. Aber unglücklicher Weiſe iſt noch keine einzige Negerin, welche in ihre Hände fiel, aus ihren Umarmungen mit dem Leben davongekommen. — Und ſo iſt freylich das Project einer Colonie nicht practicabel.

Inzwiſchen, und bis man durch genauere Beobachtungen in den Stand geſetzt ſeyn werde, den Pavianen in Loango, Congo, Borneo und Java Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, glaubt Herr R. wenigſtens eben ſo viel Grund zu haben, über dieſen Artikel ſich an

den Capuziner Merolla, — „einen gelehrten Religioſen, welcher in dieſer Sache ein Augenzeuge, und bey aller ſeiner Naivitát dennoch ein Mann von feinem Verſtande geweſen ſey“ — zu halten, als an den Kaufmann Battel, an Dapper, Purchaß, und andre Compilatoren.

Und was ſagt denn Merolla, auf deſſen Zeugniß nun die gánze Sache beruhet?

Merolla ſagt: die Schwarzen fiengen zuweilen auf ihren Jagden wilde Mánner und Weiber — das iſt alles was ihn Herr R. ſagen láßt, und das iſt wenig. Er hátte hinzuſetzen können: Merolla erzáhle, er habe von einem gewiſſen Leonard gehórt, ein gewiſſer Capuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem Portugieſiſchen Statthalter zu Loanda ein Geſchenke gemacht habe; — und das iſt auch nicht viel mehr als gar nichts. Alles, was

wir

wir zur Sache dienliches daraus nehmen kön-
nen, iſt, „daß die Einwohner zu Borneo und die Negern eine gewiſſe Art von Affen wilde Männer nennen“ und dies ſagen zehen andre Reiſebeſchreiber, Batteln, Dappern und Purchaſſen mit eingerechnet, auch.

Ich würde mich bey dieſer Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein ſtärkeres Beyſpiel wüßte, „was für Wunder die Liebe zu einer Hypotheſe thun kann.“

Herr R. glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Exiſtenz ſeines wilden Menſchen gebrauchen zu können. Auf einmal geht in ſeiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidianiſchen weit hinter ſich zurücke läßt, und beynahe noch wunderbarer iſt, als die Erhebung eines Affen in den Menſchenſtand. Merolla, der abergläubigſte und einfältigſte Mann, der vielleicht jemals einen ſpitzigen Caputz getragen hat,

 wird

wird auf einmal ein gelehrtrr Mann, und — fidem voſtram, Quirites! — ein homme d'eſprit. — Ein ſehr entſcheidendes Beyſpiel wird diejenigen, welche ſich überwinden können, die untenſtehende Erzählung zu leſen, benachrichtigen, was für eine Art von homme d'eſprit der ehrliche Merolla war. *) Man

*) Ein gewiſſer ſogenannter Graf von Songo, ein eifriger Anhänger der Miſſionarien in dem Africaniſchen Königreiche **Congo**, hatte nach dem Abſterben des Königs **Don Alvarez** einen von den Thron-Prätendenten, Nahmens **Simantamba**, unter betrüglichem Verſprechen, ihm ſeine Schweſter zur Ehe zu geben, und ihm zur Crone zu verhelfen, in einem Hinterhalt mit dem gröſſeſten Theile ſeines Gefolges ermorden laſſen. Des Ermordeten Bruder fiel, die That zu rächen, in des Grafen Länder ein. Dieſer brachte gleichfalls ein großes Heer auf, (ſagt **Merolla**, der damals in Congo war) und gieng gerade auf ſeines Gegners Hauptſtadt los. Er fand

10.

Man könnte ſich wundern, warum Herr R. — welchem aus einer kleinen Partheylich-

 keit

fand ſie leer; alle Einwohner waren davon gelaufen. Seinen Soldaten blieb alſo kein ander Mittel übrig, den Feinden Abbruch zu thun, als alles aufzueſſen, was ſie zurückgelaſſen hatten. Unter andern bemächtigten ſie ſich auch eines ungewöhnlich großen Hahns, der einen großen eiſernen Ring um den einen Fuß hatte. Dieſer Ring kam **einem von den Klügſten** (ſagt der ehrwürdige Pater) verdächtig vor. Er verſicherte ſeine Cameraden, der Hahn ſey bezaubert, und warnte ſie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein dieſe rohen Leute declarierten ihm, daß ſie den Hahn eſſen würden, und wenn er zehnmal den T.. im Leibe hätte. Der Hahn wurde alſo erwürgt, zerſtückt, und in einem großen Topfe ſo lange gekocht, bis er faſt ſehr zerſotten war. Hierauf ſchütteten ſie ihn in eine Schüſſel, ſprachen ihr Tiſchgebet, (denn es waren ſo gute Chriſten als es die neubekehrten Negern zu ſeyn pflegen) und ſetzten ſich heißhun-

grig

keit für die Oran-Utangs die ſchwächſten Zeugniſſe und Vermuthungen, die ſeiner gu-

ten

grig um den Tiſch herum. Aber da ſie nun in die Schüſſel greifen wollten, Siehe! da fiengen die geſottenen Stücke des Hahns an, eines nach dem andern, aus der Schüſſel herauszuſteigen und ſich flugs wieder ſo gut zuſammen zu fügen, als ob ſie nie getrennt geweſen wären. Kurz der Hahn ſtand in wenigen Augenblicken friſch und geſund auf ſeinen Füſſen, gieng etliche mal im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächſten Baum, ſchlug dreymal mit den Flügeln, machte ein entſetzliches Getöſe, — und verſchwand. Ob mit Hinterlaſſung des gewöhnlichen Wahrzeichens hat der Ehrwürdige Pater vergeſſen zu berichten. „Jedermann,“ (ſetzt er, nachdem er dieſe Geſchichte mit aller möglichen Naivität und Ernſthaftigkeit erzählt hat, hinzu) „kann ſich leicht einbilden, was für ein „Schrecken die Anweſenden bey dieſem Anblick „überfallen mußte, welche unter tauſend Ave „Maria vom Platze liefen, und den meiſten Um-

ſtänden

ten Meynung von ihnen günſtig ſind, wichtig genug ſcheinen, — einen Umſtand von der größeſten Wichtigkeit vorbeygegangen, den er in dem nehmlichen Buche, woraus er ſeine Nachrichten gezogen, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz andrer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieſer iſt Franz **Moore**, Factor drr Königl. africaniſchen Geſellſchaft in England, ein Mann von ſchätzbarem Character, deſſen Nachrichten überdies die neueſten ſind, welche wir von den Ländern haben, wo der ſogenannte **wilde Mann** angetroffen wird.

„ſtänden dieſer ſchrecklichen Begebenheit nur von „ferne zuſahen. Sie ſchrieben ihre Erhaltung „lediglich dem Gebete zu, das ſie vor Tiſche ge„ſprochen hatten, ſonſt wären ſie gewiß alle „umgekommen, oder vom Teufel beſeſſen wor„den.“ Soviel der **P. Merolla**. — Das nenn' ich einen Augenzeugen! einen Gelehrten! einen homme d'eſprit!

Er erzählt, als er den 6ten April 1735. unweit der Factorey zu Joar ſpatzieren gegangen, hätte er von einem Thiere, deſſen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuß gefunden, der dem Fuß eines Pavians ziemlich gleich geſehen, und mit Haaren eines Zolles lang bedeckt, hingegen ſo dick als eines Mannes ſeiner geweſen ſey. Er hätte einige Negern darüber befragt, und von ihnen vernommen: „es wäre der Fuß von einem Thiere, welches ſie in ihrer Sprache den „wilden Mann nennten; es gäbe deren viele „in dieſem Lande (nehmlich, um den Fluß „Gambra) ſie würden aber ſelten gefunden, „ſie wären ſo geſchlank als ein Menſch, giengen eben ſo wie wir auf zwey Beinen, und „bedienten ſich einer Art von Sprache.“

Dieſes letzte wäre, wofern es damit ſeine Richtigkeit hätte, ein Umſtand, der uns über

unſre

unſre Verwandtſchaft mit dieſen Geſchöpfen wenig Zweifel übrig ließe. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon ſagen, als was er von einigen Negern gehört; und was ſie ihm davon ſagten, (und vermuthlich alles was ſie ihm ſagen konnten) iſt zu unbeſtimmt, als daß man darauf bauen könnte. Wir haben ſchon aus dem **Barbot** angeführt, daß die Negern in Sierra Leona von den Barrys das nehmliche glaubten; und alles mit einander verglichen, iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Barrys zu eben derſelben Gattung gehören, welche Moore **wilde Männer**, die Einwohner von Loango **Pongos**, und die zu **Borneo Orang-Utang** nennen. Die Sprache, welche die Negern dieſen Affen zuſchreiben, ſcheint ſich mehr auf **Schlüſſe** als auf **Beobachtung** zu gründen; und ſo gerne wir beſagten Negern glauben wollen, wenn ſie von dem reden, was ſie ſehen oder hören; (in ſo fern es nur einigermaßen

germaßen glaublich iſt) ſo billig iſt das Miß-trauen, das wir in ihre Schlüſſe ſetzen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit allen dieſen verworrenen, und zu Feſt-ſetzung eines ſichern Begriffs ganz unzulängli-chen Zeugniſſen haben mag, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß zu ſeyn, daß wir nicht nöthig ha-ben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugſamer moraliſchen Gewißheit be-haupten zu können, daß dieſe Menſchenähn-liche Affen keine Menſchen ſind. Wä-ren ſie es, warum ſollten ſie ſich nicht ſchon längſt zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben? — oder warum ſollte ein junger Oran-Utang, dergleichen ſchon einige gefangen worden ſind, unter po-licierten Menſchen nicht eben die Progreſſen machen, die ein junger Caraibe oder Hotten-totte macht, wenn er auf Europäiſche Art er-zogen wird?

Doch

Doch genung, und vielleicht ſchon zu viel von Hypotheſen, welche man an jedem minder ernſthaften Manne als Herr R. iſt, für Ironie halten müßte.

II.

Die Theorie des Philoſophen Jean-Jaques, ſo wenig Ehre ſie der Menſchheit macht, iſt doch am Ende weiter nichts als lächerlich; aber diejenige, welche uns Swift in Gullivers Reiſen aufdringen will, iſt haſſenswürdig. Die Freunde dieſes außerordentlichen Mannes — vor deſſen Genius ſich der unſrige ſo tief bückt, daß wir es kaum wagen, ihn zu tadeln, ſo ſehr er's auch in dieſem Stücke verdient, — möchten ſeine Yahoos gerne dadurch rechtfertigen, daß ſie uns bereden wollen, ſie für eine ſatyriſche Erfindung zu halten, wodurch er bloß die Häßlichkeit des Laſters, und die wichtige moraliſche Wahrheit, daß der

Menſch dadurch unter das Vieh ſelbſt degra=
diert werde, in das helleſte Licht habe ſetzen
wollen. Aber niemand, der den dritten Theil
der Reiſen Güllivers mit einiger Aufmerkſam=
keit geleſen hat, wird ſich eine Sache überre=
den laſſen, welcher der Augenſchein auf allen
Blättern widerſpricht. Swift, deſſen einge=
wurzelter Menſchenhaß, außerdem, durch ſo
viele eigene Geſtändniſſe in ſeinen vertrau=
ten Briefen, nur allzuwohl conſtatiert iſt,
ſcheint nichts angelegeners gehabt zu haben, als
ſeinen Leſern auch nicht die Möglichkeit eines
Zweifels übrig zu laſſen, daß die beſagte Erfin=
dung aus einem andern Geiſte gefloſſen ſey,
als dem Haß der menſchlichen Natur — ei=
ner ſo unnatürlichen Leidenſchaft an einem
Menſchen, daß Swift vermuthlich, ſo wie er
der erſte iſt, der einzige bleiben wird, der
dieſen abſcheulichen Triumph über die Natur
zu erhalten fähig war. Denn mit dieſer, nicht

mit

mit der zufälligen Verderbniß derſelben, hat er es zu thun. Seine Yahoos ſind **von Natur** die übelartigſten, boshafteſten und unflätigſten von allen Thieren; und dieſe Yahoos ſind ihm gerade das, was Rouſſeau natürliche oder wilde Menſchen heißt. Unſer ganzer Vorzug vor ihnen beſteht darinn, daß wir uns, durch Kunſt und mit der Länge der Zeit, einiger Funken von Vernunft bemächtiget haben, die uns aber zu nichts dienen, als unſre natürliche Untugenden zu vergrößern, und ſie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche die Natur uns nicht gegeben hat. *)

Rouſſeau iſt alſo, in Vergleichung mit Swift, noch ſehr gnädig mit uns zu Werke gegangen. Sein Menſch iſt **von Natur** ein harmloſes gutartiges Thier, wenigſtens ſo gutartig als irgend ein anderes, von der grasfreſſenden Art; die Geſellſchaft allein iſt

die

*) Voyage to the Houyhnhnms ch. VII.

die Quelle ſeiner Verderbniſſe. Der Swiftiſche Yahoo hingegen iſt das abſcheulichſte unter allen Ungeheuern, von Natur, und durch Kunſt; die letztere vergrößert ſeine angebohrne Häßlichkeit, indem ſie ſie ſchminken will. Rouſſeau formiert ſeinen Wilden, indem er ſo lange von einem Menſchen herunter ſchnitzelt, bis nichts übrig bleibt als das Thier: Swift ſeinen Yahoo, indem er dem Menſchen alles Schöne abſtreift, alles Gute bis auf die zarteſten Faſern aus ſeinem Herzen herausreißt, und aus allen möglichen Laſtern und Häßlichkeiten, welche er von den verdorbenſten unſrer Gattung (von Ungeheuern, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern ſeltne Phänomene geweſen ſind) abſtrahiert hat, eine Carricatur zuſammen ſetzt, deren Exiſtenz, wenn ſie erwieſen werden könnte, ein unüberwindliches Argument gegen das Daſeyn Gottes wäre. Rouſſeau will uns überreden, zu den

Thieren in den Wald zu gehen, weil er ſich in den Kopf geſetzt hat, daß er uns dadurch glücklich machen würde; Swift macht uns zu Scheuſalen, deren ſich die Natur ſchämt, die der Abſcheu der ganzen Schöpfung ſind, die ſich ſelbſt eines in dem andern verabſcheuen, — und wenn er eine menſchenfreundliche Abſicht dabey gehabt hat, — nun, wahrlich, ſo hat er ein Mittel dazu gewählt, wobey es unmöglich war, ſeinen Zweck — nicht zu verfehlen!

Doch, es kann keine Frage ſeyn, was ſeine Abſicht war. Seinen Spleen, ſeinen von vielen Jahren her geſammelten vatinianiſchen Haß gegen ſeine Landesleute, und beſonders gegen die Hofparthey unter Georg dem Erſten auszulaſſen, und auf einmal für tauſend würkliche und eingebildete Beleidigungen ſich zu rächen, das war ſeine Abſicht; aber nur

ein Herz wie das ſeinige war fähig, dieſe Rache an der menſchlichen Natur zu nehmen.

Unglücklicher Weiſe für ihn ſelbſt hat er dieſer unwürdigen Leidenſchaft nicht Genüge thun können, ohne ſeinem eigenen Nachruhm mit dem nehmlichen Streiche, den er auf ſeine ganze Gattung führt, eine tödliche Wunde beyzubringen. Er mußte ungerecht gegen ſeine Mitmenſchen, und blasphem gegen die Natur werden, um ein Geſchöpfe, an dem, bey allen ſeinen Schwachheiten, Thorheiten und Mängeln, ein Sterne ſo viel liebenswürdiges ſieht, zu einem ſo monſtroſen Mittelding von Affe und Teufel umzuſchaffen; er mußte erſt alle Proportionen der menſchlichen Form zerſtören, alle ihre Züge und Lineamenten verzerren, alle die feinen Nüancen verwiſchen, durch welche die Natur unſre Vollkommenheiten und unſre Mängel, wie ein geſchickter Coloriſt abſtechende Farben, mit

einander verbindet, und durch tauſend faſt unmerkliche Miſchungen im Ganzen die reizendſte Harmonie zuwegebringt; mit einem Wort, er mußte das ſchönſte Werk der Natur, um einem Yahoo daraus zu machen, verſtümmeln, zerkratzen, überſudeln; — und wie hätte er ſeinen Genie, ſeinen Witz, ſeine Kenntniſſe, welche vielleicht noch kein Schriftſteller in ſolchem Maße beyſammen gehabt hat, anders anwenden können, wenn ſeine Abſicht geweſen wäre, ſich ſelbſt mitten unter dem menſchlichen Geſchlecht eine unzerſtörbare Schandſäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des Philoſophen Jean-Jaques der mindeſten Zweydeutigkeit unterworfen wäre, ſo könnte man ſich kaum verwehren, zu denken, er habe eine Swiftiſche Abſicht dabey gehabt, da er ſeinen primitiven Menſchen in den Pongos von Mayomba und Congo gefunden zu haben glaubt. Denn, in

der That, wenn etwas in der Natur ſeyn ſoll, das dem Menſchenhaſſer Gulliver eine Idee zu ſeinen Yahoos geben konnte, ſo müßten es dieſe Paviane ſeyn, von deren Brutalität die Reiſebeſchreiber aus dem Munde der Negern Beyſpiele erzählen, welche ſie dieſes Nahmens würdig machen. — Aber der ganze Zuſammmenhang der Rouſſeauiſchen Theorie beweiſet, daß er keinen ſolchen Gedanken hatte.

12.

Sich in eine Zergliederung der Swiftiſchen Huyhnhnm's und Yahoos einzulaſſen, um dadurch zu beweiſen, wie ſehr er ſich durch beyde an der menſchlichen Natur verſündiget habe, würde eine würkliche Beleidigung der letztern ſeyn.

Es bedarf keines mühſamen Beweiſes gegen Herrn Rouſſeau, daß die Wilden in Neu-

Holland

Holland nur Embryonen von Menſchen ſind, und daß ein Embryo von der Natur nicht dazu beſtimmt iſt, ewig Embryo zu bleiben. — Aber es bedarf noch weniger eines Beweiſes, daß Homer ſeine Helden, und Plutarch die ſeinigen, Xenophon ſeinen Sokrates, ſeinen Cyrus, und ſeine Panthea, — und die Phidias, Alcamenes und Apelles der Griechen, ihren Apollon, ihre Venus, ihre Grazien, von keinen Yahoos abcopiert haben.

Indeſſen konnten wir doch nicht umhin, das Unrecht, welches zween ſo berühmte Misanthropen, — der eine wiſſentlich und mit der muthwilligſten Abſicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt ſeines Herzens, — dem geſammten Menſchengeſchlecht angethan haben, im Vorbeygehen zu rügen. Denn wir können und wollen nicht länger bergen, daß die Hauptabſicht dieſes

Buches iſt, uns der Menſchheit gegen alle diejenigen anzunehmen, welche ihre wahre Züge verunſtalten und mißzeichnen, es ſey nun, daß ſie den Menſchen zu ſehr erniedrigen, oder zu ſehr erhöhen; und daß wir uns, dieſer Abſicht zu folge, bemühen werden, ſo evident, als uns nur immer möglich ſeyn wird, zu machen:

Daß wir keine Urſache haben, uns verdrießen zu laſſen, keine Pongo's, keine platoniſche Ideen, keine arcadiſche Schäfer, keine ſtoiſche Weiſen, keine Feen-Helden, keine Engel, und keine Huyhnhnm's, ſondern — Menſchen zu ſeyn; aber daß wir ſehr wichtige Urſache haben, unſre Maßregeln gegen alle und jede zu nehmen, welche uns zu etwas beſſerm oder ſchlechterm als Menſchen machen wollen; —

Daß die Natur Recht daran gethan habe, uns gerade ſo zu machen, wie wir ſind, und daß

es

es ihre Schuld nicht ſey, wenn gewiſſe Leu-
te, — aus einem ihnen ſelbſt unbewußten Fehler ihrer Augen, — tauſend Schönheiten in dem vollkommenſten der ſichtbaren Werke Gottes überſchielen, — oder, was nur gar zu ofte begegnet, würkliche Schönheiten für Fehler anſehen; —

Daß ein gut Theil mehr dazu gehöre, die Natur corrigieren zu wollen, als die Eigenſchaften, welche einen guten Mönchen, und die Talente, welche einen ſubtilen Dialektikus, oder einen Phantaſie-reichen Schwätzer ausmachen; —

Daß man die beſagte Natur mit ſehr geſunden und ſehr ſcharfen Augen, beobachtet, und ſehr lange, ſehr fleißig, nicht in Syſtemen, oder verfälſchten Urkunden, ſondern in der Natur ſelbſt ſtudiert haben müſſe, eh man ſich anmaßen dürfe, ihre Auswüchſe und üppige Schößlinge abſchneiden zu wollen; —

Daß Verſtümmelungen keine Verbeſſerungen, gothiſche Zierrathen keine Verſchönerungen ſeyen; —

Daß eine moraliſche Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Geſtalt und wahre Proportionen der menſchlichen Natur unſichtbar werden, wider die allgemeine Geſetze des Schönen eben ſo gröblich verſtoße, als die Vertügaden, Wülſte und Halskragen des ſechzehnten Jahrhunderts, welche der Figur einer Diana das Anſehen eines Ungeheuers gaben, ohne daß ſie der Tugend, deren Bollwerke ſie vielleicht ſeyn ſollten, zu ſonderlichem Schutze dienen konnten; —

Daß die Fehler der menſchlichen Natur großentheils mit ihren Schönheiten zu ſehr verwebt ſeyen, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an dieſen zu verderben; und daß ſie liebenswürdige Schwachheiten habe, welche man ihr laſſen ſoll, weil ſie

dienen

dienen können, gewiſſen Tugenden eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend ſelbſt ſich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann; —

Daß alle Verderbniſſe der Menſchheit aus zween Hauptwurzeln entſpringen, — der Unterdrückung, und der Ausgelaſſenheit; — wovon jene Muthloſigkeit, Feigheit, Trübſinn, Aberglauben, Heucheley, Niederträchtigkeit, Hinterliſt, Ränkſucht, Neid und Grauſamkeit, — dieſe alle Arten von Ueppigkeit und Unmäßigkeit, Muthwillen, fanatiſche Schwärmerey, Herrſchſucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt; —

Daß die Verderbniſſe von der zweyten Claſſe von ſelbſt wegfallen, wenn denen von der erſten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weiſe Staatseinrichtung und Geſetzgebung, vorgebauet worden iſt; aber, daß es ungereimt ſey, einigen reellen Nutzen

von den Maßnehmungen zu erwarten, welche man gegen dieſen oder jenen Zweig der ſittlichen Verderbniß beſonders nimmt, ſo lange man das Uebel nicht in der Wurzel angreift, oder angreifen darf; das iſt, ſo lange die menſchliche Natur unter den Feſſeln ſeufzt, die ihr die Tyrannie in gewiſſen Jahrhunderten und in gewiſſen Strichen des Erdbodens angeworfen haben; —

Daß bis dahin alles was die Philoſophie, — es ſey nun auf einem Throne, oder auf einem Lehrſtuhl, aus dem Cabinet eines Miniſters oder eines Schriftſtellers, — zum Beſten des menſchlichen Geſchlechtes, oder eines jeden Volkes, welches noch, mehr oder weniger, die Ketten des Aberglaubens und der willkührlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Palliativen (welche das Uebel nur ſo lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und größerer Gefahr

ausbricht)

ausbricht) oder in Zubereitungen beſteht, wodurch die Sachen, mit einer klugen Abwechslung von piano und forte, einer gründlichen Verbeſſerung näher gebracht werden; —

Daß dieſe gründliche Verbeſſerung, bey einem jeden Volke, demjenigen Fürſten aufbehalten ſey, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genung haben werde, eine Geſetzgebung zu bewerkſtelligen, wo die wahren Triebfedern der menſchlichen Natur auch die Triebfedern des Staats ſind; wo die möglichſte Freyheit mit der wenigſten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Intereſſe hat, als das Intereſſe des gemeinen Weſens; wo die verſchiedenen Stände und Claſſen der Nation zu ihrer Beſtimmung durch die weiſeſten Inſtitute gebildet werden, und die Geſetze nicht als Geſetze ſondern als Gewohnheiten ihre Würkung thun; wo die Religion den großen

Zweck

Zweck der allgemeinen Glückſeligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepfleget werden, aber, gleich den Männchen im Bienenſtaate, keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend aufzumuntern als zu bezahlen, und dem Laſter ſo gut vorgebauet iſt, daß die Gerechtigkeit nur ſelten ſtrafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fälle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunſt, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens den Sitten unnachtheilig, und nicht bloß der Antheil einer kleinen Anzahl privilegierter Glücklichen iſt; mit einem Worte, wo dieſer letzte Wunſch eines jeden Menſchenfreundes FELICITAS PVBLICA nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten, ſondern in den Geſichtern aller Bürger geſchrieben ſteht: — — eine Geſetzgebung, de-

ren

ren Möglichkeit nur ſolche läugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt ſind, zu ihrer Realiſierung mitzuwürken; —

Talia ſaecla, ſuis dixerunt, currite, fuſis,
Concordes ſtabili fatorum numine Parcae.

Daß, dieſes Befehls der Parzen an ihre Spindeln ungeachtet, keine Hoffnung ſey, dieſe goldne Zeiten, durch einen plötzlichen Fall vom Himmel, oder wie man in den Schulen ſpricht, per ſaltum, kommen zu ſehen; daß der Anfang der Zubereitungen dazu zwar ſeit dem funfzehnten Jahrhunderte in Europa gemacht, und in dieſen verfloſſenen dreyhundert Jahren mancher Schritt auf dieſem Wege gethan worden; daß es aber vonnöthen ſey, die Füße im Fortſchreiten etwas weiter aus einander zu ſetzen, wenn man vor dem nächſten platoniſchen Jahre beym Ziele zu ſeyn geſonnen wäre; und daß eine jede Pauſe uns um etliche Schritte zu-

rück-

rückwerfe, welches niemand unbegreiflich finden wird, der jemals in einem ſchwerbepackten und ſchlecht beſpannten Wagen einen ſteilen Berg hinaufgefahren iſt; —

Daß alſo — aber, in der That, es iſt Zeit, allen dieſen daß ein Ende zu machen. — Der geneigte Leſer hat vielleicht, ohne unſer Erinnern, bemerkt, daß wir uns ſelbſt keine ganz unerhebliche Arbeit aufgeladen haben. Alles müßte uns betrügen, oder dieſe Sätze, welche, unſrer demüthigen Meynung nach, unter die kleine Anzahl der Wahrheiten gehören, an denen dem menſchlichen Geſchlechte gelegen iſt, — ſind nicht ſo allgemein erkannt und angenommen, nicht ſo ſehr κυριαι δοξαι, daß es eine überflüßige Bemühung ſeyn ſollte, ſie, durch genauere Entwicklung und Beſtimmung, allen denjenigen evident zu machen, welche Augen, zu ſehen, haben. Und eben ſo wenig können wir

uns

uns durch den ewigen refrein gewiſſer klein=müthiger Seelen abſchrecken laſſen, welche, bey allen Arbeiten von dieſer Art, mit einer vielſagenden Miene und einem ominoſen Tone, ausrufen: wozu wird es nützen? Ich wollte in der That lieber Holz hacken, oder — um von der ſimpelſten aller Künſte zu einer der ſchwerſten überzugehen, lieber die Portraits vom ganzen Serail des Sultan Schah=Baham decoupieren — als ein Buch ſchreiben, das zu nichts nützte. Aber ich bin über dieſen Punct ohne Sorge. Ich habe der Sache lange nachgedacht, und — vorausgeſetzt, daß ich nicht ohne alle Talente zur Ausführung meines Vorhabens ſey — ſteh ich in der gänzlichen Ueberzeugung, daß dieſe meine geringe Bemühung mich um eine Gattung von Geſchöpfen, die ich ſo herzlich liebe, einigermaßen verdient zu machen, dieſen Zweck zum wenigſten eben ſo gut erreichen werde, als —

die

die neulich herausgekommene Ueberſetzung der Contes de ma Mere l'oye, welche, unter anderm, wegen ihrer vortreflichen Sittenlehre zur Bildung eines edeln Herzens in der Jugend, *) unter dem Titel Hiſtorien oder Erzählungen der Mutter Loye von den vergangenen Zeiten, im 1769ſten Jahr dieſes unſers philoſophiſchen und geſchmackvollen Jahrhunderts, in unſre deutſche Mutter- und Heldenſprache gedollmetſchet worden ſind.

*) S. das Avertiſſement des Verlegers dieſes nützlichen Werkes im 195ſten Stück der Hamburg. Neu. Zeitung.

Beyträge

Beyträge
zur
Geheimen Geſchichte
des menſchlichen
Verſtandes und Herzens.

Fünftes Buch.

Fünftes Buch.

I.

In der Hoffnung, daß es unſern Leſern nicht zuwider ſeyn werde, den Philoſophen Tlantlaquacapatli wider in ihrem Wege zu finden, — eine Hoffnung, welche ſich auf die Sympathie gründet, die ein jeder Autor zwiſchen ſich und ſeinen Leſern vorausſetzt; — deſto ſchlimmer für den Autor, oder für den Leſer, oder für beyde, wenn er ſich darinn betrügt; denn —

„Gut, Herr Autor; da haben wir Sie auf der That ertappt! Läugnen Sie es nun

wenn ſie können, daß Sie ein Nachahmer, ein offenbarer Nachahmer von Triſtram Shandy ſind! Die Digreſſionen, die Affectation von wunderlichen Wendungen, die Parenthesen, die, wie die Becher der Taſchenſpieler, dutzentweiſe in einander ſtecken, die vielen Queerſtiche, welche der Himmel weiß was bedeuten ſollen, und nichts bedeuten, kurz, alles was ſich am leichteſten nachahmen läßt, verräth beym erſten Anblick, daß ihr Buch eine Art von Triſtram ſeyn ſoll; oder vielleicht ſo ein Ding,

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere ſi velit, &c.

vom Kopfe bis zur Bruſt, Helvetius, von der Bruſt bis zum Nabel, Yorick, und vom Nabel bis zum Fiſchſchwanz Montagne, oder Brantome, oder ſo was! Sehen Sie, daß wir Sie ausfindig gemacht haben? Und wie konnten Sie Sich auch einbilden, daß Leute,

Leute, wie wir, ſo einfältig ſeyn würden, Sie für ein Original zu halten? —"

Für ein Original? Original vous-même! Lernen Sie, wenn ich bitten darf, daß ein kleiner Unterſchied zwiſchen original ſeyn, und ein Original ſeyn iſt! — Doch, wir wollen nicht um Worte zanken. In der That, meine Herren, ich fühle das quisque ſuos patimur manes, und demüthige mich vor ihrem Beobachtungsgeiſte; Und um Ihnen zu zeigen, daß ich kein Autor mit einer ehernen Stirne bin, will ich Ihnen, unter uns, geſtehen: —

„daß keine Zeile, die ich jemals geſchrieben habe oder künftig ſchreiben werde, weder quoad materiale noch formale, oder (um mich ihrer Lieblings-Phraſen zu bedienen) weder in Erfindung noch Diſpoſition; noch Zeichnung, noch Haltung, noch Ausdruck, noch Farbengebung, noch Licht und Schat-

 ten,

ten, original iſt; ja, daß ich nicht einmal Rahmen, Schnitzwerk und Vergoldung für meine eigene Erfindung geben kann.“—

Und in ganzem Ernſte, —

Wenn die vier Elemente, Feuer, Waſſer, Luft und Erde, nebſt Sonne, Mond, und Sternen, die Cometen, und ihre Schwänze mitgerechnet, — ferner Bacchus, Ceres, Pales und Pomona, mit allen ihren Subdelegierten, welche mich mit Speiſe und Trank — und die Gänſe, welche mich mit Federſpulen verſehen, — nicht weniger,

Wenn alle die Götter, Halbgötter, Helden, Könige, Fürſten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte, die irrenden und ihre Stallmeiſter mit eingeſchloſſen, nebſt allen den Philoſophen, Rednern, Poeten, Geſchichtſchreibern, Romanſchreibern, Legendenſchrei-

ſchreibern, Zeitungsſchreibern, und allen andern Arten von Schreibern in der Welt, ſammt allen übrigen Claſſen, Ständen, Zünften, Innungen, Diviſionen und Subdiviſionen der Menſchen, beyderley Geſchlechts, — deren Leben und Thaten, Tugenden und Laſter, Syſteme, Compilationen, Projecte, Hypotheſen, Träume, Reiſen zu Waſſer und zu Lande, auf dem Pegaſus, Onocephalus, Hippogryphen und Steckenpferde, ſtudierte und extemporiſierte Werke, Reden, Apophtegmata, Einfälle, Thorheiten, Leidenſchaften, Schwachheiten, u. ſ. w. mir jemals Stoff und Nahrung für das, was einige Leute meinen Geiſt zu nennen belieben, gegeben haben, — wenn ſage ich, alle dieſe vorſpecificierte lebloſe und belebte, vernünftige und unvernünftige Geſchöpfe jeder das Seinige wieder zurückfodern ſollten, So muß ich bekennen, daß mein vorbeſagter Geiſt kahler

und nackter daſtehen würde, als die welt=bekannte Krähe in der Fabel.

Auch, und inſonderheit, will ich Ihnen, meine lieben Herren, hiermit unverhalten laſſen, daß —

So ferne Sie Sich die Mühe geben wollen, von Homers Batrachomyomachie und den Fröſchen des Ariſtophanes an, bis auf die neulich zum erſtenmal publicierte Republik des Diogenes — alle launiſche Schriftſteller (von denen, wie Sie wiſſen, immer einer den andern nachgeahmt hat) und vom Beroſus und Sanchuniathon bis zum Ueberſetzer der Erzählungen meiner Mutter Gans, alle Verfaſſer von Helden= Ritter= Gelehrten= Staats= Liebes= und Wundergeſchichten, — nebſt einer beträchtlichen Anzahl von ſehr ernſthaften Philoſophen, Moraliſten, Politikern, Rechtsgelehrten, Naturforſchern,

Anti=

Antiquariern, Theoſophen, Cabbaliſten, Roſenkreuzern, u. ſ. w. nach meinem demüthigen Beyſpiele, durchzuleſen, — Sie bey angeſtellter Vergleichung finden werden,

„daß in meinem ganzen Buche keine Beobachtung, kein factum, keine Gedanke, keine Empfindung, kein Ausdruck, keine Wendung, keine Conſtruction, ja kein Wort, Strich, noch Tüpfelchen iſt, welches nicht in irgend einem der bemeldten Schriftſteller, — und vermuthlich auch in der ungeheuren Menge von Schriftſtellern majorum und minorum gentium, die ich nicht geleſen, noch jemals mit Augen geſehen habe, — explicite oder implicite, actualiter oder virtualiter, hundert- tauſend- ja millionenmal anzutreffen wäre;“

Alſo, und dergeſtalt, daß ich allerdings faſt eitel, unbeſonnen und lächerlich wäre, wenn ich mir ſchmeicheln wollte, etwas ſo

 kluges

kluges oder ungereimtes ſagen zu können, welches noch von niemand vor mir, wenigſtens von einem aus Ihrem Mittel, geſagt worden wäre. —

Laſſen Sie mich einen Augenblick zu Athem kommen; ich geſtehe Ihnen, daß mir dieſe beyden Perioden ſauer geworden ſind. —

Und nun, traute Herren und Freunde, ſollte dieſes mein offenherziges Geſtändniß nicht vermögend ſeyn, mir bey Ihnen ſo viel Gunſt zu erwerben, daß Sie mich als einen reum confeſſum, mit fernern Vorwürfen, der beſagten Nachahmung halben, verſchonen wollten: So bliebe mir nichts anders übrig, als — meinen Weg fortzuſchlendern, und weder mehr noch weniger zu thun, als ob gar nichts zwiſchen Ihnen und mir vorgegangen wäre.

Aber, — eh ichs vergeſſe — wollten Sie nicht von der Güte ſeyn, und uns mit ihrer

beſten

beſſen Gelegenheit erklären, woher es wohl kommen möge, daß dieſer nehmliche Vorwurf der Nachahmung und Nichtoriginalität den Virgilen, Horatzen, Boileauen, Racinen, Popen, u. ſ. w. von den **Baven** und **Carbilen**, und **Pantilen**, und **Perilen**, **Cotinen**, **Pradonen**, **Denniſſen** und **Cibbern** ihrer Zeit auch gemacht worden iſt?

2.

In der vorbeſagten Hoffnung alſo ſetze ich die Auszüge aus dem Werke des mexicaniſchen Philoſophen **Tlantlaquacapatli**, fort, womit ich die Leſer zu Anfang dieſes Werkes zu unterhalten geſucht habe.

Ich nenne ihn einen **Philoſophen**, ungeachtet er (wie ich theuer verſichern kann) weder ein Platoniſt, noch Peripatetiker noch Stoiker, noch Averroiſt, noch Chaldäer, noch Manichäer, weder ein Thomiſt, noch Scotiſt,

noch

noch Occamiſt, noch Ramiſt, weder ein Carteſianer, noch Poiretianer, noch Leibnizianer, noch Newtonianer, noch Wolfianer, noch Cruſianer, — ſondern in der That nichts als Tlantlaquacapatli, des Mixquitlipicotſohoitls Sohn, und Rath des Kayſers Motezuma des erſten, war; wiewohl die Geſchichte verſichert, daß ſich dieſer Prinz ſeines Raths in ſeinem ganzen Leben nur ein einzigesmal bedient habe. Bey welcher Veranlaßung dieſes geſchehen ſey, muß ich (um nicht wider Willen in eine abermalige Digreſſion zu gerathen) auf die erſte Gelegenheit verſparen, wo ich von der Kunſt handeln werde, großen Uebeln durch kleine Hausmittelchen zu begegnen.

Ich ſage alſo, — ich nenne ihn einen Philoſophen, gerade darum, weil er weder ein iker, noch iſt, noch äer, noch aner, ſondern er ſelbſt war; ein Mann, der weder durch Brillen, noch irgend eine andre Art von Gläſern, ſondern

dern aus ſeinen eigenen Augen ſah, weder über alles lachte, noch über alles weinte, von Spleen und Hypochonder frey, und in Abſicht der Damen weder ein Devirgineur noch ein Combab war, und daher in der Liebe immer das Mittel zwiſchen der Platoniſchen und Büffoniſchen hielt; überhaupt die Menſchen liebte ohne ſie hochzuachten; viel beobachtete, und ſelten decidierte; und überdies die wenig gewöhnliche Gabe hatte, gleich gut in der Nähe und in die Ferne zu ſehen.

Wenn dieſe Züge nicht hinlänglich ſind, mich zu entſchuldigen, daß ich ihn einen Philoſophen nenne, ſo bitte ich die aner, iker, äer und iſten demüthig um Vergebung, und verſpreche ihnen, daß ich auf einen andern Nahmen für die Leute ſeines gleichen, die ſo wenig mit ihnen ähnlich haben, denken will.

3.

Koxkox und Kikequetzal, die Stammeltern der Mexicaner, waren nun ein Paar, oder richtiger zu reden, machten nun ein Ganzes aus, welches aus zwoen Hälften beſtund, die von dem Augenblick an, da ſie ſich gefunden hatten, ſich ſo wohl bey einander befanden, daß nichts als eine überlegene Gewalt fähig geweſen wäre, ſie wieder von einander zu reißen.

Sie hatten einander nie zuvor geſehen; — Koxkox wußte ſo wenig was ein Mädchen, als Kikequetzal was ein Knabe war; — Sie ſtammten aus zwoen verſchiedenen Völkerſchaften ab, welche keine Gemeinſchaft mit einander gehabt hatten: Sogar ihre Sprache war ſo verſchieden, daß ſie einander kein Wort verſtehen konnten; —

Es iſt alſo offenbar, daß ſie nichts dazu beytragen konnten, einander ſo liebzuhaben. Die Natur hatte alles gethan. Die

Die Art, wie ſie einander ihre Empfindungen ausdrückten, war beyden ſo angenehm, daß ſie nicht aufhören konnten, bis ſie — mußten. Auch dies war Natur, ſagt Tlantlaquacapatli.

Ein ſüßer Schlaf überraſchte den ehrlichen Koxkox in den Armen der zärtlichen Kikequetzal. Sie ſchliefen bis der Morgengeſang der Vögel ſie weckte. Und da giengen die Liebkoſungen von neuem an, bis ſie es müde wurden. Pure Natur, ruft Tlantlaquacapatli aus!

Nun ſahen ſie einander mit ſo vergnügten Augen an, waren einander ſo herzlich gewogen, drückten jedes ſein Geſicht mit ſo vieler Empfindung wechſelsweiſe an des andern Bruſt, daß ſogar ein Teufel, der ihnen zugeſehen hätte, ſich nicht hätte erwehren können, Vergnügen darüber zu haben, — ſagt Tlantlaquacapatli.

Sie fiengen beyde an zu hungern. Aber Koxkox war noch immer nicht recht bey ſich ſelbſt; er tanzte um das Mädchen herum, ſang, und jauchzte, machte Burzelbäume, und that zwanzig andre Dinge vor Freude, die nicht klüger waren, als was Don Quixotte, auf dem ſchwarzen Gebürge, aus Traurigkeit that.

Das Mädchen fühlte kaum, daß ſie hungerte, als ſie dachte, es werde dem guten Koxkox auch ſo ſeyn. Sie hüpfte davon, ſuchte Früchte, pflückte Blumen, flog wieder zurück, ſteckte die Blumen in des Jünglings lockichtes Haar, ſuchte die ſchönſten Früchte aus, und reichte ſie ihm mit einem ſo lieblichen Lächeln und mit ſo reizendem Anſtand hin, — wie Hebe ihrem Herkules die Schale voll Nectar reicht, — würde mein Philoſoph geſagt haben, wenn er ein Poet und ein Grieche geweſen wäre. Allein da er ein Mexicaner

und kein Poet war, ſagte er die Sache ohne Bild, geradezu; aber mit einer Stärke und Proprietät des Ausdrucks, die ich nicht in unſre Sprache überzutragen vermag; — wiewohl ich geſtehe, daß die Schuld eben ſo leicht an mir als an unſrer Sprache ſeyn kann.

Meine ſchönen Leſerinnen werden empfunden haben, was für ein Compliment ihnen Tlantlaquacapatli durch den angeführten Umſtand macht. — Doch, ich denke nicht, daß es ein Compliment ſeyn ſollte; es iſt würklich bloße Wahrheit, und einer von den Zügen, welche beweiſen, wie gut er die Natur gekannt hat.

Koxkox beſann ſich nun, daß er eine Grotte hatte, um welche ein kleiner Wald von fruchtbaren Bäumen und Gewächſen einen halben Mond zog. Er führte ſeine Geliebte dahin. Wie reizend däucht' ihm itzt

dieſer Ort, da er ihn an ihrem Arm betrat! Er fühlte ſich kaum vor Freude. Alle Augenblicke überhäufte er ſie mit neuen Liebesbezeugungen; und ſo ſchlüpfte den Glücklichen ein Tag nach dem andern vorbey.

Dieſe Blühte von Glückſeligkeit daurte — ſo lange ſie konnte, ſagt unſer Autor. Es war, nachdem ſie etliche Wochen beyſammen geweſen waren, unmöglich, daß ihnen noch eben ſo hätte zumuthe ſeyn ſollen, wie damals, da ſie ſich zum erſtenmal ſahen.

Die Freude des Jünglings wurde gelaßner; er konnte ſich wieder mit etwas anderm als ſeinem Mädchen beſchäfftigen; er ſchwatzte ſogar wieder mit ſeinem Papagayen: ja, unſer Autor ſagt, daß es Tage gegeben habe, wo er vonnöthen gehabt, durch die ſanften Liebkoſungen ſeiner jungen Freundinn aus dieſer Indolenz erweckt zu werden, in welche unſre Seele zu fallen

pflegt,

pflegt, wenn wir nicht wiſſen, was wir mit uns ſelbſt machen ſollen.

Alles dies iſt in der Natur, ſagt Tlantlaquacapatli. Sie liebten ſich darum nicht weniger herzlich, weil dieſe Trunkenheit der erſten Liebe und des erſten Genuſſes aufgehört hatte. Ihre Liebe zog ſich nach und nach aus den Sinnen in das Herz zurück. Das bloße Vergnügen bey einander zu ſeyn, ſich anzuſehen, oder Hand in Hand durch Hayne und Gefilde zu irren, war ihnen für ganze Tage genung. Unvermerkt konnten ſie auch kleine Entfernungen ertragen; die Freude, wenn ſie ſich wiederfanden, hielt ſie ſchadloß: ſie hatte etwas von dem Entzücken des Augenblicks, da ſie ſich zum erſtenmal fanden; ihre Umarmungen waren deſto feuriger, je länger die Abweſenheit gedaurt hatte. — Aber daß ſie ſich aus dieſen Erfahrungen die allgemeinen Regeln hätten abſtrahieren ſollen,

welche St. Evremond und Ninon den Liebenden geben: das war ihre Sache noch nicht. Die Natur, der Inſtinct, das Herz that alles bey ihnen; die Vernunft beynahe nichts.

Aus dieſer Sympathie ihrer Sinnen und Herzen, aus der unvergeßlichen Erinnerung, wie glücklich ſie einander gemacht hatten, aus dem Vergnügen welches ſie noch immer eines im andern fanden, aus der Gewohnheit mit einander zu leben, und ſich wechſelsweiſe Hülfe zu leiſten, — formierte ſich, (ſagt unſer Philoſoph) die Identification, welche macht, daß wir den geliebten Gegenſtand, als einen weſentlichen Theil von uns ſelbſt, eben ſo **herzlich**, aber auch eben ſo ruhig, und **mechaniſch** lieben als uns ſelbſt, und „daß es uns eben ſo unmöglich wird, uns ohne dieſen geliebten Gegenſtand, als ohne uns ſelbſt, zu denken.“ Ein Zuſtand, der in

in gewiſſem Sinn der höchſte Grad der Liebe iſt, aber natürlicher Weiſe, auch eine gewiſſe Unvollkommenheit mit ſich führt, deren wahre Quelle gemeiniglich mißkannt wird; — nehmlich, daß es in dieſem Zuſtande eben ſo leicht wird über einem neuen Gegenſtande den alten zu vergeſſen, als wir bey jedem lebhaftern Eindruck äußerlicher Objecte uns ſelbſt zu vergeſſen pflegen, — ſo lieb wir uns auch haben.

4.

Wir übergehen verſchiedne kleine Particularitäten, aus dem einſamen Leben dieſes erſten mexicaniſchen Paars, über welche ſich Tlantlaquacapatli nach ſeiner Gewohnheit weitläuffig ausbreitet, — weil er für Mexicaner ſchrieb, — um uns bey einem Umſtande zu verweilen, der uns weniger unerheblich ſcheint.

Unſer Philoſoph hat, wie alle Leute, die mit ihrem eigenen Kopfe denken, zuweilen ſonderbare und etwas ſeltſame Meynungen. Uns däucht es iſt eine davon, wenn er die Frage aufwirft: Ob es für die Menſchen nicht beſſer geweſen wäre ohne eine künſtliche, aus articulierten Tönen zuſammengeſetzte Sprache zu bleiben? Es iſt wahr, er behauptet den bejahenden Satz nicht ſchlechterdings; jedoch ſcheint er ſich ziemlich ſtark auf dieſe Seite zu neigen, indem er aller ſeiner Wohlredenheit aufbeut, um uns die Glückſeligkeit anzupreiſen, worinn die Stammelten ſeiner Nation etliche Jahre mit einander gelebt hätten, ohne ſich einer andern Sprache als der allgemeinen Sprache der Natur, gegen einander zu bedienen.

Anfangs ſchien mir das Factum ſelbſt, worauf er ſich beziehet, verdächtig zu ſeyn. Allein bey mehrerem Nachdenken glaubte ich

nicht

nicht nur die Möglichkeit davon, ſondern auch die Wahrſcheinlichkeit ganz deutlich einzuſehen.

Sie hatten, däuchte mir keine künſtliche und conventionelle Sprache vonnöthen, weder um einander ihre Begriffe, noch ihre Empfindungen mitzutheilen.

Ich raiſonnierte — oder deraiſonnierte — entſcheidet ſelbſt, meine Leſer — folgender Geſtalt:

Wenn wir von unſern ausgebildeten Sprachen alles dasjenige abzögen, was Dinge oder Begriffe bezeichnet, wovon ſich Koxkox und Kikequetzal und jedes andre Paar, das ſich jemals in ihren Umſtänden befunden hat, nichts träumen laſſen konnten, alle Wörter und Redensarten, welche ſich auf unſre häusliche und bürgerliche Einrichtung, auf unſre Geſetze, Policey, Gebräuche und Sitten, auf unſre Künſte und Wiſſenſchaften,

und auf unzähliche Bedürfniſſe, welche der rohen Natur fremde ſind, beziehen: So würde der Ueberreſt eine ſo arme Sprache ausmachen, als irgend ein wildes Völckchen in der wildeſten Inſel des Südmeers haben kann.

Aber auch dieſe arme Sprache wäre noch mehr als die erſten Mexicaner ſchlechterdings vonnöthen hatten. Sie würde ſchwehrlich andre Wörter haben, als für Gegenſtände, welche man einander eben ſo gut zeigen, und für Empfindungen, welche man in der Sprache der Natur eben ſo gut oder noch beſſer ausdrücken kann.

Eine künſtlichere Sprache würde ihnen gerade ſo viel genützt haben, als gemünztes Geld. Was ſollten ſie mit Zeichen anfangen, eh ſie Ideen hatten, und wie ſollten ſie Ideen von Dingen haben, deren Beziehung auf ihre Erhaltung und Glückſeligkeit ihnen noch

unbe-

unbekannt war. Mit ſo wenigen Bedürfniſſen als ſie hatten, und in einer Lage, wo die Natur alles für ſie that, konnten ſie ſich gänzlich den angenehmen Rührungen ihrer Sinnen, dem ſüßen Gefühl ihres Daſeyns, und den Ergieſſungen ihres Herzens überlaſſen, ohne daß ihnen einfiel, ihre Empfindungen zu zergliedern, den Urſachen derſelben nachzuforſchen, oder ſie mit Nahmen belegen zu wollen. Ihre Tage floſſen ungezählt und ungemeſſen in dieſer ſeligen Indolenz dahin, welche der menſchlichen Natur ſo angenehm iſt, daß ihr würklicher Genuß das höchſte Gut der Wilden, und der letzte Zweck der unruhigen und mühvollen Beſtrebungen des gröſeſten Theils aller übrigen Menſchen iſt, welche, von einer betrüglichen Hoffnung im Lauf erhalten, immer dieſem eingebildeten Gute nachjagen, ohne daß die wenigſten von ihnen es jemals erreichen können.

5.

Die Philoſophen, welche der menſchlichen Seele einen immer regen Trieb und angebohrnen unerſättlichen Hunger nach Ideen zuſchreiben, haben die Natur vielleicht nicht genung in ihr ſelbſt, oder doch nicht ohne vorgefaßte Meynungen ſtudiert. Wenn es ſo wäre wie ſie ſagen, warum fänden wir ſo wenig Begierde ihre Kenntniß zu vermehren oder aufzuklären, bey den unzählichen Völkern, welche noch unter dem Nahmen der Wilden und Barbaren den größeſten Theil des Erdbodens bedecken? Warum wäre dieſer heftige Wiſſenstrieb, ſelbſt unter geſitteten Nationen, nur der Antheil einer kleinen Zahl von Leuten, in denen er nicht anders als durch einen Zuſammenfluß beſonderer Umſtände erregt und unterhalten wird? Mir däucht, diejenige, die ſich, dieſes angeblichen Grundtriebes wegen, auf Wahrnehmungen

an Kindern berufen, vermengen eine Activität, deren Grund lediglich in der Organiſation des Körpers liegt, mit einer andern, wovon die Quelle in der Seele seyn ſoll, und die Begierde nach angenehmen ſinnlichen Eindrücken, mit dem Verlangen nach, Ideen, welches zwey ſehr verſchiedene Dinge zu ſeyn ſcheinen. Beſondere ſeltene Inſtanzen, die hievon eine Ausnahme machen, oder zu machen ſcheinen, vermögen nichts gegen einen Erfahrungsſatz, der ſich auf unzähliche einſtimmige Wahrnehmungen gründet. Die Menſchen genoſſen Jahrtauſende lang die Früchte der Stauden und Bäume, eh es einem von ihnen einfiel, Pflanzen zu zergliedern, und zu unterſuchen, was die Vegetation ſey; und wie viele Veranlaſſungen, Bemerkungen und Unterſuchungen mußten vorhergehen, bis es auch dem ſpeculativſten Kopfe unter ihnen einfallen konnte? Selbſt nachdem unter ſcharf-

ſinnigern

ſinnigern Völkern die Philoſophie auf derglei-
chen Gegenſtände ausgedehnt wurde, wie
lange behalf man ſich nicht mit willkührlichen
Begriffen und kindiſchen Hypotheſen? — weil
es bequemer war, ſchimäriſche Welten in ſei-
nem Cabinette nach ſelbſterfundenen Geſetzen
zu bauen, als mühſame und langwierige Be-
trachtungen anzuſtellen, um zu erfahren nach
welchen Geſetzen die würkliche Welt gebaut
ſey. — Das Syſtem der Menſchheit hat die
ſeinigen, wie jedes andere Particular-Syſtem
in der Natur. Eines davon ſcheint zu ſeyn,
daß nichts als Bedürfniß oder Leidenſchaft
den Menſchen zwingen kann, aus dieſem müſ-
ſigen Zuſtande herauszugehen, worinn er,
ohne irgend eine Anſtrengung ſeiner ſelbſt,
ſeine Sinnen den äußern Eindrücken und ſeine
Seele dem launiſchen Vergnügen von einer
Phantaſie zur andern ohne Ordnung und Ab-
ſicht herumzuirren, oder beydes — dem
Schäferglück,

An

An Chloens Bruſt von Nichtsthun aus-
zuruhn,

überlaſſen kann; — es wäre dann, daß durch einen Concurs beſonderer Umſtände, (wobey jedoch Bedürfniß oder Leidenſchaft allezeit das Triebrad bleibt) endlich eine mechaniſche Gewohnheit, unſern Geiſt auf eine regel- und zweckmäßige Art zu beſchäfftigen, in uns hervorgebracht würde; ein Zufall, der ſich außer der bürgerlichen Geſellſchaft nicht wohl denken läßt. Denn nur in dieſer, wo die Erwerbung nützlicher oder intereſſanter Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten ein Verdienſt iſt, welches, ordentlicher Weiſe, zu Glück oder Anſehen oder beydem führt, wecken die Leidenſchaften den ſchlummernden Wiſſenstrieb; — und wie ſollten in einem Stande, wo die Natur ſelbſt den wenigen Bedürfniſſen noch unentwickelter Menſchen zuvorkommt, dieſe Bedürfniſſe ihn erwecken?

Von

Von dieſer Seite war alſo, wie mir däuchte, kein Grund, warum unſre erſten Mexicaner eine Sprache vonnöthen gehabt haben ſollten.

6.

Aber vielleicht hatten ſie derſelben zum Ausdruck ihrer Empfindungen vonnöthen?

Ich denke, nein; es wäre denn, daß wir uns den ehrlichen Koxkox wie einen romantiſchen Seladon zu den Füſſen ſeiner Aſtrda liegend vorſtellen wollten, wie er ihr in einer ſüßen nonſenſicaliſchen Sprache quinteſſenziirte Empfindungen vorſchwaßt, bey denen er wahrſcheinlicher Weiſe nicht mehr denkt als ſie davon verſteht; welches, wofern die Natur ſich nicht auf eine oder andere Art ins Spiel einmiſchte, ungefehr der albernſte Zeitvertreib wäre, den man ſich im Stande der Natur, oder in irgend einem

Stande

Stande von der Welt, nur immer einbilden könnte.

Die Empfindungen bey unſerm erſten mexicaniſchen Paare mußten etwas ganz anders ſeyn, eine ganz andre Wahrheit und Stärke haben, als diejenige womit man zu unſern Zeiten, in einem Stande der ſich ſo weit vom Natürlichen entfernt hat, ſo viel Geräuſche zu machen pflegt. Solche Empfindungen, wie ſie hatten, auszudrücken, iſt nur die Sprache der Natur fähig; dieſe allgemeine Sprache, die, von keinem Grammatiker gelehrt, aber von allen Menſchen verſtanden wird, und, in Sachen, wo es allein auf die Mittheilung unſrer Empfindungen und Begierden ankommt, weniger der Mißdeutung unterworfen iſt, als die vollkommenſte Wörterſprache von der Welt.

Diejenige, welche dieſe allgemeine Sprache, dieſen beynahe unmittelbaren Ausdruck

der Gemüthsbewegungen in den Augen, in den Geſichtszügen und Gebehrden, entweder in der Natur ſelbſt, oder in den Wundern der Pantomimik ſtudiert haben, wiſſen, in welcher bewundernswürdiger Vollkommenheit das Angeſicht und überhaupt der ganze Körper des Menſchen zu dieſer Abſicht organiſiert iſt. Wieviel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Geſichts, ein Blick, ein air de tête ſagen! Mit welcher Deutlichkeit, mit welcher Stärke, mit welcher Feinheit und Geſchmeidigkeit werden dadurch auch die ſubtilſten Züge der Empfindungen, ihre verlohrenſten Nüancen, ihre leiſeſten Uebergänge und geheimeſte Verwandtſchaften ſichtbar! Durch ſie, und durch ſie allein, können Seelen ſich, wie unmitelbar, mit Seelen beſprechen, einander berühren, durchdringen, begeiſtern, und mit ſtürmiſcher Gewalt dahinreißen. Durch ſie bringt

der

der Redner oft in einem Augenblicke Würkungen hervor, welche die vereinigte Macht der Dialektik und Beredſamkeit mit den ausgeſuchteſten Worten nicht zuwege gebracht hätte; und mit ihrem Beyſtande hat der theatraliſche Dichter (wie Diderot durch Gründe und Beyſpiele gezeigt hat) in mancher Scene kaum noch einzelner Töne und Sylben vonnöthen, um bey den Zuſchauern die gewaltigſten Erſchütterungen hervorzubringen. Kurz, dieſe Sprache der Natur iſt die wahre Sprache des Herzens; und dieſemnach ſehe ich nicht, warum unſre jungen Mexikaner, im Anfang ihrer Bekanntſchaft wenigſtens, eine andre nöthig gehabt haben ſollten, um einander Empfindungen mitzutheilen, an welchen Kunſt und Raffinement ſo wenig Antheil hatten.

Mit einem ganzen Volke hat es freylich eine andere Bewandtniß. Denn, ungeach-

tet aller Ungemächlichkeiten, Zweydeutigkeiten, Mißverſtändniſſe, Irthümer, Wortkriege, u. ſ. w. welche mit einer aus willkührlichen Zeichen beſtehenden Sprache unvermeidlich verbunden ſind, und es deſto mehr ſind, je reicher, biegſamer und verfeinerter ſie iſt, — ſcheint doch nichts gewiſſer zu ſeyn, als daß ein ganzes Volk von ſolchen natürlichen Pantomimen alle dieſe Ungelegenheiten in einem viel höhern Grade erfahren, und gar bald gezwungen ſeyn würde, auf ein bequemeres Mittel einer gegenſeitigen Gemeinſchaft zu verfallen. Auch bey der einfältigſten Lebensart laſſen ſich hundert Fälle denken, wo es nicht darauf ankömmt mit dem Herzen des andern zu reden, ſondern mit ſeinem Kopfe, und wo dasjenige, was man ihm zu ſagen hat, durch Gebehrden entweder gar nicht oder nur auf eine zweydeutige und mühſame Art zu verſtehen gegeben werden kann.

Ich halte es daher für ſehr wahrſcheinlich, daß Koxkox ſelbſt, nachdem die Trunkenheit der erſten Liebe vorbey war, ſich die Mühe gegeben haben werde, ſeine Freundinn in ſeiner Mutterſprache zu unterrichten; und daß dieſe Sprache, durch die vereinigten Bemühungen des Jünglings, des Mädchens und des Papagayen, nach und nach immer reicher und vollkommner geworden ſey.

Die große Schwierigkeit bey Erfindung einer Sprache, wie bey allen Künſten, war nicht ſie zu einem gewiſſen Grade von Vollkommenheit zu bringen, ſondern den erſten Grund zu legen. Eben ſo war der große Punct bey Erfindung der Mahlerey einen Menſchen auf den Einfall zu bringen, eine Kohle zu ergreifen, und den Conturn eines menſchlichen Schattens an eine Wand hinzureiſſen. Aber die Natur ſorgte gemeiniglich ſelbſt für dieſe erſten Einfälle, welche den

Künſten den Urſprung gaben. Der erſte Zeichner war ein Liebhaber, oder, wie Plinius zur Ehre des ſchönen Geſchlechts verſichert, eine Liebhaberinn.

Ich zweifle daher gar nicht, daß Korkor und Kikequetzal, wenn ſie nicht bereits eine Art von Sprache durch ihre Erziehung gelehrt worden wären, ſich ſelbſt eine erfunden hätten. Das natürliche Verhältniß zwiſchen gewiſſen Tönen und gewiſſen Empfindungen oder Gemüthsregungen konnte ihnen nicht lange unbemerkt bleiben; und dieſes hätte ſie eben ſo natürlich auf den Gedanken gebracht, daß Töne geſchickt ſeyen Zeichen abzugeben. Nach und nach hätten ſie bemerkt, daß ſie fähig ſeyen, eine Menge manchfaltiger Töne hervorzubringen. Sie hätten ſich angewöhnt, die geläufigſten dieſer Töne zu Bezeichnung derjenigen Dinge, womit ſie am meiſten zu thun hatten, zu gebrauchen. Dieſer erſte

Fund

Fund einer conventionellen Sprache würde nach und nach mit den unentbehrlichſten Zeichen ihrer Bedürfniſſe, Handlungen und Leidenſchaften vermehrt worden ſeyn. Die natürlichen Gegenſtände des Gehörs, das Murmeln eines Bachs, das Säuſeln oder Brauſen des Windes, das Gebrüll des Löwen, der rollende Donner, würde durch Worte ausgedrückt worden ſeyn, welche den Schall, den ſie bezeichnen ſollten, nachgeahmt hätten. Aehnliche Töne würden vielleicht gebraucht worden ſeyn, ähnliche Beſchaffenheiten an den Gegenſtänden andrer Sinnen zu benennen. So wären ſie nach und nach, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die Erfinder einer Sprache geworden, — und ſo iſt es vermuthlich mit dem Urſprung einer jeden Sprache hergegangen, deren Erfinder keinen andern Lehrmeiſter gehabt haben, als die Natur.

7.

Die Liebe (ſagt der weiſe Tlantlaquaca-patli) iſt unſtreitig der beſte und wohlthätigſte unter allen unſern Trieben, ſo wie ſie der ſüßeſte iſt; — er redet von der Liebe in der weitläufigſten Bedeutung dieſes Wortes. Sie iſt die wahre Seele des Menſchen, welche alle ſeine Empfindungen entwickelt, alle ſeine Fähigkeiten in Bewegung ſetzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die ſympathetiſche Neigungen, ohne die Liebe des Vergnügens überhaupt, würde der natürliche Menſch nichts zu thun haben, als zu eſſen, zu ſchlafen, und ſein Geſchlechte zu vermehren, wie jedes andre Thier; er würde der König der Affen ſeyn, — aber auch dieſer Vorzug würde ihm von den ſtärkern und muthigern Pongos ſtreitig gemacht werden.

Nicht bloß die Noth, auch die Liebe iſt die Mutter der Künſte. Der Menſch, der die unent-

unentbehrlichſten Bedürfniſſe des Lebens, Speiſe und Trank, eine Höhle und eine Geſellinn hat, wird darauf bedacht ſeyn, wie er dieſe Güther auf die bequemſte und angenehmſte Weiſe genießen möge. Die Natur ſelbſt fodert ihn gleichſam dazu auf, und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

Mexico iſt eines von den Ländern, über welche die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegoſſen, und ſeinen Bewohnern wenig mehr übrig gelaſſen zu haben ſcheint, als ihre Gaben zu genießen. Die Witterung iſt ſo gemäßigt, daß Kleider in dieſem Lande nicht unter die unentbehrlichen Dinge gehören. Eine unzähliche Manchfaltigkeit von angenehmen und nahrhaften Früchten, welche zu allem Jahrszeiten freywillig hervorkommen, erſparte, oder erleichterte wenigſtens, den erſten Einwohnern die Sorge für ihre Erhaltung ſo ſehr, daß ſelbſt in den folgenden Zeiten,

da ſich ihre Nachkommen unendlich vermehrt hatten, nur die leichteſte Anbauung nöthig war, um eine gedoppelte, öfters dreyfache Erndte zu erhalten.

Bey allen dieſen beſondern Vortheilen wieſen doch zufällige Umſtände und Bedürfniſſe, oder wenigſtens die Begierde gemächlicher und angenehmer zu leben, den erſten Bewohnern ihre Geſchäffte an. Sie bauten ſich Hütten; ſie pflanzten Obſt- und Blumengärten; ein Zufall entdeckte ihnen den Gebrauch der Baumwolle, und die Kunſt ſie zu ſpinnen, und zu Decken und Gewändern zu verarbeiten. Tlantlaquacapatli ſchreibt die erſte Erfindung dieſer und aller andern Künſte der Mexicaner dem ſinnreichen Koxkox und der zärtlichen Kikequetzal zu. Wenn wir ihm glauben, ſo erfand jener auch die Flöte, und dieſe die Kunſt aus den bunten Federn des Colibri und des Senſütl Kleidungsſtücke und

andre feine Arbeiten zu verfertigen; eine Kunſt, welche von ihren Nachkommen auf einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit getrieben wurde, daß Acoſta und andre Geſchichtſchreiber uns Wunderdinge davon erzählen. Die Begierde ihre natürlichen Reizungen durch einen künſtllchen Putz zu erheben iſt, nach der Meynung unſers Philoſophen, bey den Schönen ein Inſtinct, deſſen Würkung ſich auch bey den wildeſten Völkerſchaften äußert. Blumen, ſchöne Federn, ſchimmernde Steine ſcheinen ihnen zu keinem andern Endzweck da zu ſeyn. Eine Schöne, ſagt er, putzt ſich unſtreitig deſto lieber und deſto ſorgfältiger, wenn ſie einem Manne dadurch zu gefallen hoffen kann; aber auch wenn ſie keine andere Geſellſchaft hätte als ihr eigenes Bild in einem klaren Brunnen, würde ſie ſich für ihre eignen Augen putzen.

Auch vom Geſang und vom Tanze war die ſchöne Kikequetzal die Erfinderinn. Jenen lernte ſie dem Vogel Senſütl ab, dem die Mexicaner ſeines lebhaften und tonreichen Geſangs wegen einen Nahmen gegeben haben, der fünfhundert Stimmen bedeutet: dieſen wurde ſie, wenn Koxkox an einem ſchönen Abend die Lieder dieſes muſicaliſchen Vogels auf ſeiner Flöte nachahmte, oder ihrer eignen begleitete, von der Natur ſelbſt gelehrt.

Welch ein glückliches Paar, ruft Tlantlaquacapatli aus! bey einem Leben welches ein Gewebe von Unſchuld, Liebe und Vergnügen war; — wie glücklich wenn ich mir ſie unter dem ſüßduftenden Schatten ſelbſtgepflanzter Lauben, von ihren leichten Geſchäfften ausruhend denke — ihn ſein braunes Geſicht an ihren Buſen gelehnt, beyde mit älterlicher Wolluſt den fröhlichen Spielen ihrer Kinder zuſehend,

zuſehend, die in den anmuthigſten Gruppen ein manchfaltiges Bild der ſchönen Natur und der ſüßeſten Unſchuld darſtellen! — Ich geſteh es, ſetzt er hinzu, daß ich die Gemählde, die mir meine Phantaſie von dieſen glücklichen Menſchen macht, bis zur Schwachheit liebe; und wenn ich mich dieſem reizenden Traum eine Weile überlaſſen habe, und dann meine Augen aufhebe, und die Urbilder dazu unter den Menſchen um mich her ſuche, und — nicht finde; ſo kann ich mich nicht erwehren, in meinem erſten Unmuth, auf unſere Verfaſſung, Geſetze und Policey, und, wenn ich der Sache länger nachgedacht habe, auf die Natur ſelbſt ungehalten zu werden, welche uns ſo gemacht hat, daß ein ſo beneidenswürdiger Zuſtand nur einer einzelnen kleinen Familie möglich war.

8.

Auf die Natur ſelbſt ungehalten zu werden? —

Da möchte Tlantlaquacapatli wohl eben ſo wenig Recht haben als Plinius, den es verdroß, daß wir keinen Pelz oder nicht wenigſtens ein hübſches warmes Schwanenfell mit auf die Welt bringen.

Und warum ſollte Unſchuld der Sitten, Friede, Eintracht, Genügſamkeit, und alles was das wahre Glück des Lebens ausmacht, nicht das Antheil eines ganzen Volkes ſeyn können? —

Ich rede nicht von Utopia, oder einer neuen Atlantis, oder dem Lande der Sevaramben, oder demjenigen, wornach uns der Dichter der Baſiliade gelüſtig machen möchte. Es giebt würklich ein Volk in der Welt, welches ſchon Jahrhunderte in einem ſo glücklichen Zuſtande lebt, und, wenn ſich kein mißgünſtiger

ſtiger Dämon in ſeine Sachen miſcht, noch Jahrhunderte eben ſo glücklich bleiben kann; — ein beneidenswürdiges und unbeneidetes Volk, welches die holden Träume der Dichter von goldnen Zeiten und unſchuldigen Arcadiern realiſiert, — und von dem wir unſren Leſern künftig mehr zu ſagen gedenken.

Aber, ein einzelnes Beyſpiel vermag nichts über unſern Philoſophen, — zumal wenn er einen Anſtoß von Spleen hat. Ich kann mir freylich einen Zuſammenhang von günſtigen Umſtänden denken, ſagt er, unter welchen Koxkox und Kikequetzal mit ihren Nachkommen, vielleicht bis in die zehnte Generation, unſchuldig und glücklich hätten bleiben können; und wer wird mir läugnen, daß ein ſolcher Zuſammenhang, unter einer Million andrer Combinationen, in einer Million von Jahren, einmal würklich werden kann? — Aber was hilft uns das (fährt er fort) ſo lang es nur

einen

einen einzigen Umſtand braucht, um eine Unſchuld zu zerſtören, die ihre ganze Stärke von Unwiſſenheit und Gewohnheit erhält?

Koxkox und Kikequetzal waren ein Paar sehr unſchuldige gute Leute, ſo lange ſie allein waren. Sie liebten einander; wie hätten ſie anders können? Sie thaten einander gutes — weil ſie ſich liebten; und was hätten ſie davon gehabt, einander zu plagen? Ich wollte nicht dafür ſtehen, daß es nicht zuweilen kleine Zwiſtigkeiten unter ihnen gegeben hätte: aber dieſe machten nur den Schatten im Gemählde ihrer Glückſeligkeit; und das Vergnügen der Ausſöhnung war deſto lebhafter. — Sie liebten ihre Kinder, — denn da konnte noch keine unbillige Theilung der älterlichen Zuneigung, keine ehrgeitzige oder eigennützige Begünſtigung des einen auf Unkoſten der übrigen, keine Eiferſucht einer eiteln Mutter über die wachſenden Reizungen einer Tochter, in

denen

denen ſie erblickt, was ſie nicht mehr iſt, ſtatt finden. — Sie liebten ihre Kinder, und dieſe Kinder waren unſchuldig, ſo lange ſie — Kinder waren. — Aber was half ſie alles das? Ein einziger Umſtand — wir wollen die Sache, ſo weit es möglich ſeyn wird, mit Tlantlaquacapatli's eignen Worten erzählen.

9.

Neun oder zehen Jahre ungefehr hatte die Glückſeligkeit der erſten Aeltern in Mexico gedaurt; als Xixequetzal einsmals, mit ihrem kleinſten Kind an der Bruſt, ſich etwas weiter als gewöhnlich von ihrer Wohnung entfernte. Es war in der wärmſten Jahrszeit. Ermüdet warf ſie ſich an den Rand eines kleinen Baches, legte das ſchlafende Kind auf Moos und weiche Blätter, und gieng hin, Früchte von naheſtehenden Acaciaſtauden zu pflücken.

Indem

Indem ſie an nichts weniger dachte, kam ein Mann aus dem Gebüſche hervor. — Ihr erſter Gedanke war, daß Koxkox ſie habe überraſchen wollen. Sie lief ihm mit ofnen Armen entgegen — aber da ſie ihm beynahe in die ſeinigen gelaufen wäre, wurde ſie mit Schrecken gewahr, daß es nicht Koxkox war.

Ein ſpitzfündiger Leſer wird es vielleicht unwahrſcheinlich finden, daß Kikequetzal, welche ſo gute Augen hatte, zu ſehen, daß es ein Mann war, nicht zugleich geſehen haben ſollte, daß es nicht Koxkox war. Wir antworten ihm aber:

1.) daß wir uns auf die größten Optiker unſrer Zeit berufen, ob eine Unmöglichkeit in dem Falle, wie wir ihn erzählt haben, zu erweiſen ſey; und

2.) hatte ſich die gute Frau keine Zeit genommen ihn genau zu betrachten; ſie erblickte von fern eine menſchliche Geſtalt; daß es ihr

Mann

Mann ſey, ſagte ihr in dem nehmlichen Augenblicke ihr Herz, und ſo lief ſie auf ihn zu, ohne eine andere Gewißheit davon zu haben; welches ihr deſto billiger zu vergeben iſt, da ſie

3.) keinen Gedanken hatte, daß außer ihr und Korkoxen noch eine andere menſchliche Creatur der Ueberſchwemmung entronnen ſey.

In dieſem Puncte hatte ſie ſich geirrt, wie wir ſehen. Denn dieſer Mann war einer von den wenigen Entronnenen, und, was noch ſeltſamer war, von ihrer eigenen Nation, — wie ſich in der Folge zeigen wird. Dem Anſehen nach mocht' er wenig unter vierzig Jahren ſeyn. Es war ein ſtarker mächtiger Mann, welcher die Miene hatte, ſich vor keinem von den zwölf oder dreyzehn Abentheuern des Herkules zu fürchten; und, wie Herkules, war er nur mit einer Löwenhaut bekleidet. Es war in allen Betrachtungen ein

fürchterlicher, wiewohl eben kein häßlicher Mann.

Wenige Leute in der Welt, — einſame Talapoinen ausgenommen, welchen, nach einer zwanzigjährigen pünctlichen Beobachtung ihrer Gelübde, im vierzigſten Jahr ihres Alters ein ſolcher Zufall in einer Einöde begegnete, — können ſich, auf dem gehörigen Grade von Wahrheit, einbilden, was für eine heftige Revolution, bey Erblickung der ſchönen Kikequetzal, in dem ganzen animaliſchen Syſtem dieſes Mannes vorgieng. Der Hunger, mit welchem ein geſunder Menſch, der drey Tage lang wider ſeinen Willen gefaſtet hätte, auf einen wohl oder übel zugerichteten Rindsbraten zufiele, iſt — ein unedles Bild, wir geſtehen es; es iſt auch nichts weniger als neu: aber es iſt doch das einzige, welches einigermaßen die Natur und die Heftigkeit der Begierde ausdrückt, mit

welcher

welcher er ſeine nervichten Arme ausſtreckte, um die freywillig anlauffende Beute zu erhaſchen.

Aber, wie geſagt, ſie entdeckte noch zu rechter Zeit, daß es nicht Koxkox war.

Ungeachtet der Mann nicht häßlich war, und, nach mexicaniſcher Landesart, nicht mehr Bart hatte als Koxkox, das iſt, wenig mehr als nichts, ſo hatte er doch in dieſem Moment etwas ſo gräßliches in ſeiner Miene, ſo funkelnde Augen, einen ſo ſtarken Ausdruck von heishungrigem Verlangen in ſeiner ganzen Perſon, — daß die gute Frau mit einem lauten Schrey zurückfuhr. So laut ſchrie ſie, daß Koxkox es hätte hören müſſen, wenn ſie näher als eine Stunde weit von ihm entfernt geweſen wäre. Aber Koxkox lag ruhig in ſeiner Hütte, ihre Wiederkunft erwartend, mit ſeinen Kindern, und dachte an nichts.

Weil der Mann auf ſie zugieng, und, ich weiß nicht was, ſagte, worauf ſie in der Angſt nicht acht gab, ſo ſuchte ſie ihre Rettung in der Flucht. Sie lief wie die virgiliſche Camilla,

Kaum wurden von ihren geflügelten Solen
Die Spitzen des Graſes im Laufen berührt.

Sie würde um eine halbe Stunde früher als der nacheilende Mann in ihrer Hütte angekommen ſeyn, wenn ſie ſo fortgelaufen wäre. Aber mitten in ihrem Lauf hielt ſie inn, blieb etliche Augenblicke ſtehen, und lief hierauf eben ſo ſchnell wieder zurück, als ſie davon geflogen war.

Der ſtrengſte Caſuiſt wird ihren Beweggrund nicht mißbilligen können. Sie erinnerte ſich auf einmal ihres Kindes, welches ſie auf Moos und Baumblättern ſchlafend am Bache zurückgelaſſen hatte; und nun wich auf einmal der Furcht, ihr Kind zu verliehren, alle andre Furcht. Tlantlaquacapatli

behauptet,

behauptet, daß dieſes im Charakter einer Mutter, und eines ſo unſchuldigen Geſchöpfes ſey, als Xikequetzal war.

Der Mann machte ſich dieſen Umſtand zu Nutze. Er erhaſchte ſie in einem Gebüſche — ſie ſträubte ſich mit der Stärke einer Perſon, deren ganzer Ernſt es iſt loßzukommen; aber ſie war keine Minerva; der Mann wurde Meiſter.

Dieſer Mann hatte — die ſchöne Declamation des berühmten Herrn von Büffon gegen das ſittliche in der Liebe nicht geleſen;*) aber er handelte ſo vollkommen nach dem Grundſatz dieſes modernen Plinius, als man es von einem Wilden erwarten kann, der vierzehn Jahre lang die ganze Nord- und Weſtſeite von Mexico durchirret hatte, um zu ſuchen, was ihn, nachdem er längſt alle

*) Allgem. Hiſtorie der Natur 2. Th. II. B. S. 37 u. f. nach der deutſchen Ueberſetz.

Hoffnung aufgegeben, ein glücklicher Zufall in dieſem Gebüſche finden ließ.

Unſer Autor meynt, — vermuthlich aus Partheylichkeit gegen ſeine Stammmutter, — daß es nicht in der Natur geweſen wäre, den Unwillen lange zu behalten, in welchem ſie in den erſten Augenblicken ihrer Niederlage gegen den Mann entbrannt war. Es hatte ihn einen guten Theil ſeiner Haare gekoſtet; und Kikequetzal war doch ſonſt das ſanftmüthigſte und weichherzigſte Geſchöpfe von der Welt. Aber eine ſolche Begegnung — wir halten uns verſichert, daß ihr keine Dame in der Welt die Wuth übel nehmen wird, worinn ſie bey einer ſolchen Begegnung gerieth — —

Aber daß ſie ſich beſänftigen ließ — Wird auch wohl mehr als eine ſeyn, welche Stärke des Geiſtes und Billigkeit genung hat, ſich, mit gänzlicher Abſtraction von allem was ſie

ihrer

ihrer Erziehung, den Geſetzen und Sitten ihres Vaterlandes, und vielleicht ihrer Religion zu danken hat, an die Stelle dieſer armen wilden Mexicanerinn zu ſetzen, und wenigſtens ſich ſelbſt zu geſtehen — —?

Das beſte iſt, die Damen — (welches Wort ich hier wie allezeit in einer ſehr weiten Bedeutung genommen haben will) — überſchlagen das folgende Capitel gänzlich. Sie würden mich durch dieſe Gefälligkeit ſehr verbinden. Ein einziges Blatt umzuſchlagen iſt doch keine Sache. — Ich weiß zwar wohl, daß man es, nach Hagedorns Meynung, einem Frauenzimmer nicht verbieten ſoll, wenn man will, daß ſie nicht im Entenpfuhl herumwatte.*) Aber niemand kann eine edlere Meynung von Ihrem liebenswürdigen Geſchlechte haben als ich. Sollte ich hierinn

*) Hagedorns. Poet. Werke II. Theil. S. 256.

von der einen oder andern meiner ſchönen Leſerinnen zu ſchmeichelhaft denken, — ſollten einige ſich durch meine Warnung verleiten laſſen, das folgende Capitel eben darum zu leſen, weil ich's Ihnen verboten habe, nun, ſo mögen Sie Sichs ſelbſten zuſchreiben, wenn ſie leſen was ihnen nicht gefällt! Ich waſche meine Hände, — oder vielmehr, ich habe ſie im 17ten Capitel des erſten Buches ein für allemal gewaſchen.

10.

Der Mann war durch den Anblick der ſchönen Mexicanerinn, in den Umſtänden worinn er, beſagter Maßen, ſich befand, in einen ſolchen Paroxysmus geſetzt worden, daß er in dieſer ganzen Sache bisher bloß mechaniſch und animaliſch zu Werke gegangen war; worüber ihn der Herr von Büffon rechtfertigen mag, wenn es ihm beliebt. Tlantla-

quaca-

quacapatli zuckt die Achſeln und fährt in ſei-
ner Erzählung alſo fort: —

Durch die ganze Natur pflegt auf einen heftigen Sturm eine Stille zu folgen.

Xikequetzal, — voll Unmuth und Galle, daß ſie den Mann nicht ſo ſehr haſſen konnte als ſie gerne gewollt hätte, — bediente ſich des erſten günſtigen Augenblicks, ſich loszureiſſen.

Der Mann fühlte vermuthlich in dieſem Augenblicke, troz dem Büffoniſchen Syſtem, eine ſittliche Regung, welche ihm ſagte, daß er einer ſo liebenswürdigen Creatur nicht wie ein Mann, ſondern wie ein Pavian begegnet habe. In dem Augenblick, da ſie ihm entfliehen wollte, warf er ſich zu ihren Füſſen, umfaßte ihre Knie, und bat in einer Sprache, die ihr wohl bekannt war, ſo dringend und ſo demüthig um Vergebung, daß es — einen Stein hätte erbarmen mögen.

Sie war entſchloſſen, ihm nicht zu verge- ben; aber vor Erſtaunen, ihre Mutterſpra- che reden zu hören, blieb ſie etliche Augenbli- cke ſtehen, und betrachtete den Mann zum erſtenmal mit Aufmerkſamkeit.

„So klein dieſer Fehler ſcheint, ſagt Tlant- laquacapatli, ſo war es doch — der einzige den ſie in dieſer ganzen Sache machte. Die folgenden machten ſich von ſelbſt, ohne daß ſie etwas dazu konnte. — Es war ein ſehr großer Fehler, meine liebe Landsmän- ninnen!“

Die Figur eines Herkules oder Gladiators iſt nicht allen Schönen ſo gefährlich, als ſie es der Gemahlin des Kayſers Marcus Antoninus war;*) — aber Fauſtina iſt doch auch ge- wiß nicht die einzige von zehen, denen ſie ge- fährlich iſt; und — wenn eine ſolche Figur, nach

*) S. *de Servies* Hiſtoire des femmes des Empereurs Tom. III. p. 122. ſeqq.

nach einem ſolchen Auftritt, in keiner exactern Kleidung als eine Löwenhaut über den Rücken, und mit ſo ungeſtümen Begierden, als die ſeinige waren, zu euern Füßen liegt, — ſo iſt alles was der übertriebenſte Schmeichler euers Geſchlechts ſagen kann, daß in dieſem Falle unter fünfen wenigſtens vier Fauſtinen ſeyn würden. —

Das Beſte, meine werthen Freundinnen, iſt, daß es heutiges Tages, wenigſtens in den politeſten Theilen von Europa, keine Herculeſſe, und noch weniger ſo ungeſtüme giebt; — und, wofern es auch unter der unedlern Claſſe von Menſchen einen gäbe, daß es ganz unfehlbar eure eigene Schuld wäre, wenn er ſich jemals in einer ſolchen Poſitur zu euern Füſſen befände.

Aber der guten Mexicanerinn Schuld war es nicht, daß ſie ſich in dieſem Falle befand. Die arme unſchuldige Creatur! Sie

machte

machte die Augen wieder zu. Aber es war zu ſpat!

II.

Tlantlaquacapatli läßt ſich ſehr angelegen ſeyn, ſeine erſte Mutter zu rechtfertigen. Seiner Meynung nach hatte ihr Betragen in dieſer ganzen Begebenheit nichts, das nicht ſehr natürlich wäre. Er führt eine lange Reyhe von Gründen an, wodurch er dieſe ſeine Meynung zu unterſtützen vermeynt. Er behauptet, die gute Dame Kikequetzal ſey in dieſem Falle, unvorbereitet und unbewaffnet, gerade auf der Seite attaquiert worden, wo die Natur ihr Geſchlecht am wenigſten befeſtiget habe; und dieſes leitet ihn auf eine, wie uns däucht, ſehr gründliche Betrachtung über „die Unvollkommenheit des Standes „der rohen Natur, und über die Nothwendigkeit, das moraliſche Gefühl zu deutlichen

„Begriffen

„Begriffen und Grundſätzen zu erheben, und „den Schwachheiten und Blößen der menſch„lichen Natur durch die Philoſophie zu Hülfe „zu kommen, deren höchſtes Meiſterſtück eine „weiſe Geſetzgebung iſt.“ — Doch wir müſſen unſre Erzählung fortſetzen.

Kikequetzal hatte gar keinen Begriff davon, daß Koxkox bey ihrer dermaligen Angelegenheit mit dem Manne im geringſten intereſſiert ſeyn könne; und ſie war weit davon entfernt, einige ſchlimme Folgen davon vorher zu ſehen. Sobald es alſo der Mann dahin gebracht hatte, daß ſie ihm den Schrecken vergeben konnte, den er ihr verurſacht, ſo hatte er alles gewonnen. Sie vergab ihm nicht nur, ſie endigte gar damit, ihn liebenswürdig zu finden.

Warum hatte ſie Koxkoxen geliebt, als — weil er ein Mann war, und weil er ihrem Herzen, und Sinnen angenehme Empfin-

dungen

dungen gemacht hatte? Hier war der nehmliche Fall. Der Mann bezeugte ihr ſo viel Liebe, daß ſie ſehr undankbar zu ſeyn geglaubt hätte, ihm die Empfindlichkeit zu verbergen, die ſie dafür hatte. Ihr gutes Herz machte ſie ein jedes Weſen, welches ihr Vergnügen machte, für ihren Wohlthäter anſehen; und nach dieſem Grundſatz hatte der Mann in der That ein außerordentliches Recht an ihre Erkenntlichkeit.

Es iſt leicht zu ſehen, daß ſie hierinn einen gedoppelten theoretiſchen Fehler begieng; — einmal darinn, daß ſie dem ſinnlichen Vergnügen einen allzuhohen Werth beylegte; und dann, daß ſie auf Seiten des Mannes für Liebe hielt was bloßer Inſtinct war, und ihm für das Gute verbunden zu ſeyn glaubte, das er ſich ſelbſt that. Unſer Autor entſchuldigt ſeine Stammmutter mit einer Unwiſſenheit, welche in ihren Umſtän-

den ihre Schuld würklich ſehr vermindert. Aber wenn unter den politeſten Nationen, und bey allen Vortheilen der Erziehung und der Verfeinerung, unter zwanzig Perſonen ihres Geſchlechts auch nur ſieben wären, welche eben ſo falſche Schlüſſe machten, — womit ſollten wir ſie entſchuldigen können?

Der Mann und die Schöne machten einander nunmehr eine kurze Erzählung ihrer Geſchichte und Umſtände; und da dieſe eben ſo wenig Luſt zu haben ſchien, jenen zurück zu laſſen, als er Luſt hatte ſich von ihr zu entfernen, ſo wurde beſchloſſen, daß er ſie in ihre Hütte begleiten ſollte.

Sie langten alſo mit einander bey dem guten Koxkox an, welcher über den Anblick eines Dritten verwundert war, ohne den geringſten Verdruß darüber zu empfinden. Mit Vergnügen theilte er ſeinen Vorrath mit ihm; Kikequetzal verſah das Amt eines

Dollmet-

Dollmetſchers; und da der Fremde ſehr viel Vergnügen darüber bezeugte, in einem Lande, wo er der einzige Menſch zu ſeyn geglaubt hatte, Geſchöpfe ſeiner Gattung anzutreffen, ſo brachten ſie etliche Tage ganz vergnügt mit einander zu. Der ehrliche Koxkox, der allen Weſen gut war, die ihm nichts Uebels thaten, hatte eine ſo große Freude über ſeinen neuen Freund, daß er, ohne Ausnahme, bereit war, alles was er hatte mit ihm zu theilen; und die ſchöne Kikequetzal ſchien ſich hierinn ohne Mühe nach ſeiner Denkungsart zu bequemen.

12.

Der mexicaniſche Philoſoph behauptet, daß die Eiferſucht, in der engern Bedeutung dieſes Wortes, nur unter gewiſſen beſondern Umſtänden eine natürliche Leidenſchaft ſey; nehmlich —

1. In einer Geſellſchaft, wo das Eigenthum der Weiber entweder durch Geſetze oder Gewohnheit eingeführt iſt; und außer dem nur alsdann, wenn

2. Die Gleichheit bey der Gemeinſchaft aufgehoben wird, und entweder der Mitbeſitzer ſich beſonderer Vorrechte anmaßt, oder die Dame dem einen einen Vorzug giebt, der mit einer Geringſchätzung des andern verbunden iſt, welche dieſem allezeit unbillig ſcheinen muß.

Unglücklicher Weiſe glaubte der gutherzige Koxkox nach Verfluß einiger Tage deutliche Spuren gewahr zu werden, daß er ſich über eine ſolche Unbilligkeit zu beklagen habe.

Geradezu von der Sache zu reden, die ſchöne Kikequetzal bewies eine Unbeſtändigkeit in ihrer Zuneigung, welche ſich zwar, wie unſer Autor ſagt, lediglich auf ihre Stand-

haftigkeit in einer gewiſſen eigennützigen Neigung gründete, aber doch, bey allem dem, der Schönheit ihrer Seele wenig Ehre machte.

Tlantlaquacapatli ſelbſt giebt alle Hoffnung auf, ſie über dieſen Punct zu rechtfertigen. — Es iſt wahr, ſagt er, Tlaquatzin (ſo hieß der Mann) hatte gewiſſe Vorzüge vor dem guten Koxkox; — aber, was für einen Werth haben Vorzüge, welche zu nennen man ſich ſchämen müßte?

Ihre Liebe zu Koxkoxen hieng, ſo zu ſagen, nur noch an zween ſchwachen Faden; an der Erinnerung des Vergangenen, und an dem Verhältniß, welches er gegen ihre Kinder hatte; denn, daß er Vater dazu war, konnte nicht in Zweifel gezogen werden.

Aber die Unbeſtändige hatte wenig Mühe auch dieſe Faden abzureiſſen. War die Erinnerung des Vergangenen für Koxkoxen, ſo

ſo ſprach die Empfindung des Gegenwärtigen für Tlaquatzin; — war jener der Vater der Kinder, die ſie hatte; ſo unterließ dieſer nichts, um es von denen zu werden, die ſie künftig haben würde. Die Wage neigte ſich alſo immer auf Tlaquatzins Seite.

So viel Kaltſinn von einer Perſon, die die Wolluſt ſeines Herzens geweſen war, und die kleinen Proben, die er ſtündlich davon erhielt, übermochten endlich ſeine Geduld; und es kam zuletzt zu einem gänzlichen Bruch. Die anſcheinende Geringfügigkeit der Veranlaſſung, iſt der ſtärkſte Beweis, wie geneigt man auf beyden Seiten zu einer Trennung war.

Xikequetzal pflegte allezeit einen Kopfputz von himmelblauen Federn zu tragen, weil dieſes die Lieblingsfarbe Xoxkoxens war. Allein Tlaquatzin war für die hochgelbe Farbe. Die Dame hatte alſo nichts eilfertigers zu

thun, als ſich einen Kopfputz von gelben Federn zu machen. Er war in etlichen Stunden fertig, und der himmelblaue wurde in einen Winkel geworfen. Sie machte ſich noch eine Schürze von gelben Federn, in welche kleine Blumen von allen Farben, nur keine himmelblaue, eingewebt waren. Koxkox ließ ſich einfallen, dieſe Partheylichkeit für die gelbe Farbe, und dieſe Unbilligkeit gegen die himmelblaue ſehr übel zu finden. Es kam zu einem bittern Wortwechſel zwiſchen ihm und der ſchönen Kikequetzal. Tlaquatzin blieb kein müßiger Zuſchauer dabey. Er rechtfertigte den Geſchmack der Dame, aber in einem ſo beleidigenden Ton, daß Koxkox alle Mäßigung vergaß. Ein derber Schlag über die breiten Schultern des undankbaren Tlaquatzin kündigte den erſten Krieg an, der ſeit mehr als vierzehn Jahren den Frieden der ſchuldloſen Gefilde von Mexico ſtörte.

Koxkox

Koxkox blieb ſeinem furchtbaren Gegner kei⸗
nen Streich ſchuldig; er wehrte ſich wie eine
Tygerkatze. Endlich gelang es doch der Schö⸗
nen, welche den unglücklichen Anlaß zu die⸗
ſem Zweykampf gegeben hatte, die Streiter
aus einander zu bringen. Es war hohe Zeit;
denn Koxkox, der ſeine letzte Kräfte zuſam⸗
mengerafft hatte, würde es nicht mehr lange
gegen ſeinen überlegenern Rivalen ausgehal⸗
ten haben. Kikequetzal weinte bitterlich über
dieſen Zufall, und es ſchien ſie zu ſchmerzen,
daß ſie unbillig und undankbar gegen einen
Freund geweſen war, der das erſte Recht an
ihr Herz hatte. Aber nichts war vermögend
den Eindruck auszulöſchen, den der gelbe
Kopfſchmuck auf ihn machte; und als Tla⸗
quatzin und die Dame des folgenden Morgens
aufſtunden, war kein Koxkox in der ganzen
Gegend mehr zu finden.

13.

Er war vor Aufgang der Sonne von ſeinem zum erſtenmal ſchlafloſen Lager aufgeſtanden, und gieng ſo weit ihn ſeine Füße trugen, — um in andern Gegenden Menſchen zu ſuchen, bey denen er die ungetreue Kikequetzal vergeſſen könnte. Ungern und traurig verließ er die Hütten, die er ſelbſt aufgerichtet, die Gärten, die er mit eigner Hand gepflanzt, die Lauben von Jasmin und Acacia, die er über rieſelnde Quellen hergewölbt hatte, — und die Kinder, zu denen er Vater war. Aber ein ſehnliches Verlangen ſich zu rächen erhitzte ſeine Lebensgeiſter; er hoffte Gehülfen zu finden, mit deren Beyſtand er den Mann, der ihm ſeine Frau und ſeine Pflanzſtätte uſurpierte, wieder vertreiben könnte.

Wir übergehen die beſondern Umſtände ſeiner langen Wanderungen, weil ſie nicht zu unſerm Vorhaben gehören. Genung, er fand endlich,

endlich, zu ſeinem großen Troſte, in einer Höle, worinn er einsmals übernachten wollte, zwo Mädchen, von denen die älteſte nicht über zwanzig zu ſeyn ſchien, welche ihm in ſeiner eigenen Sprache Antwort gaben, und nicht daran dachten, die Freude, zu welcher ſie, nach der erſten Beſtürzung, über ſeinen Anblick übergiengen, vor ihm zu verbergen. Die ſeinige verminderte ſich ein wenig, als bald darauf eine Frau von ungefehr vierzig Jahren in die Höle trat, welche, man weiß nicht eigentlich ob die Mutter oder die Tante der jungen Nymphen war. Sie war von der Claſſe der Pentheſileen, groß, ſtark von Gliedern, mit einer Tygerhaut angethan, und trug eine Keule auf der Schulter, die ihr, von ferne, das Anſehen einer verkleideten Dejanira gab; — in den Augen eines Antiquars nehmlich; denn Koxkox bemerkte weiter nichts, als daß ſie ſich ſelber glich, und die Miene

hatte, es in jeder Art von Zweykampf nicht wohlfeil zu geben.

Wie dem auch ſeyn mochte, ein Mann, und ein ſo feiner Mann wie Korkor zu ſeyn ſchien, war dieſer kleinen weiblichen Geſellſchaft unendlich willkommen; man bemühte ſich um die Wette ihn durch die freundlichſte Begegnung davon zu überzeugen, und Korkor fand, wir wiſſen nicht wie, Mittel und Wege, die Tante und die Nichten über ſeine Dankbarkeit und die Annehmlichkeiten ſeiner Geſellſchaft gleich vergnügt zu machen.

Nichts deſto weniger hatte dieſer glückliche Zuſtand nur wenige Wochen gedaurt, als Korkor anfieng, ſich in ſeine vorige Heimat und zu ſeiner noch immer geliebten Kikequetzal zurückzuſehnen; welche bey der Vergleichung, die er ſich nicht enthalten konnte, zwiſchen ihr und dieſen dreyen Waldnymphen anzuſtellen, von Tag zu Tag mehr gewann. Sein

Herz

Herz ſchmeichelte ihm, daß ſie ſich vielleicht eben ſo ſehr nach ſeiner Zurückkunft ſehne, und er hoffte den mächtigen Tlaquatzin ohne große Mühe zum Tauſch einer einzigen Frau gegen ihrer drey zu bewegen, zumal da die Tante im Nothfall für zwo gelten konnte. Er ſäumte ſich alſo nicht, ſeinen Freundinnen zu eröffnen, daß noch mehr Perſonen von ſeinem und und ihrem Geſchlechte das Glück gehabt hätten, der großen Fluth zu entgehen; daß er den Weg zu ihrer Wohnung wiſſe; daß dieſe Leute ſehr willig ſeyn würden, ſie in ihre Geſellſchaft aufzunehmen; und daß ſie dort viele kleine Annehmlichkeiten des Lebens finden würden, deren ſie bisher hätten ermangeln müſſen. Man hatte nicht das mindeſte gegen ſeinen Vorſchlag einzuwenden, und ſchon des nächſten Tages, mit Anbruch der Morgenröthe, waren die drey Schönen reiſefertig, um mit ihm in ein Land zu ziehen, wo es — mehr Männer gab.

14.

Die ſchöne und unbeſtändige Kikequetzal hatte inzwiſchen ihres Orts auch Zeit gehabt, ſich den Vorzug mehr als einmal gereuen zu laſſen, den ſie dem breitſchultrichten Tlaquatzin vor dem ſanftern Koxkox gegeben hatte. Seine rauhe Gemüthsart machte einen ſehr ſtarken Abſatz mit der zärtlichen Begegnung, an welche ſie von Koxkoxen gewöhnt worden war, und wie dieſer durch ſeinen Fleiß, und ſeine Neigung zum Pflanzen, die Gegend um ihre Wohnung zu einem kleinen Paradieſe gemacht hatte, ſo war ſie hingegen durch die Trägheit ihres neuen Mannes, der ſich allein mit der Jagd beſchäfftigte, unvermerkt wieder eine Wildniß geworden. — Ihre Freude über Koxkoxens Wiederkunft würde alſo unbeſchreiblich groß geweſen ſeyn, wenn ſie nicht durch den Anblick ſeiner Begleiterinnen in etwas wäre gemäßiget worden. Indeſſen war doch auch

in der Vorſtellung, Perſonen von ihrem eige-
nen Geſchlechte zum Umgang zu haben, etwas
angenehmes, das ihr auf einer andern Seite
die Ungemächlichkeiten der Theilung zu erſetzen
ſchien. Auch der herkuliſche Tlaquatzin hatte
eine gedoppelte Urſache, ſich die Wiederkunft
ſeines alten Freundes wohl gefallen zu laſſen;
denn erſtlich, ſah er ihn für einen Menſchen
an, der für ihn arbeiten würde; und zwey-
tens, war es ihm ganz angenehm, ein klei-
nes Serail zu ſeiner Diſpoſition zu haben.

Er machte nicht die geringſte Schwierig-
keit, den Vortrag einzugehen, den ihm Koxkox
anbot; denn er verließ ſich darauf, daß er den
Schlüſſel zu Kikequetzals Herzen habe, ſo oft
es ihm einfallen würde Gebrauch davon zu
machen. Er hielt ſich ſelbſt Wort. Aber
Koxkox, welcher ſo einfältig nicht war als er
ausſah, beruhigte ſich damit, daß Kikequetzal
wieder einen himmelblauen Kopfputz trug, und

daß

daß ihm die beyden Schweſtern, und die Tante ſelbſt, ſo viele Gelegenheit zur Rache gaben, als er nur wollte.

15.

Die Gemeinſchaft der Weiber, welche der weiſe Plato in ſeiner ſehr idealiſchen Republik einzuführen beliebt hat, dörfte außer derſelben ſo viele Ungemächlichkeiten nach ſich ziehen, und daher ſo vieler Einſchränkungen und Präſervative vonnöthen haben, daß wir keinem Geſetzgeber rathen wollten, die platoniſche Republik in dieſem Puncte zum Modell zu nehmen.

Tlantlaquacapatli hält dieſe Gemeinſchaft der Weiber, — welche, wie wir nicht läugnen können, in unſrer mexicaniſchen Colonie herrſchte, und von den Eltern auf die Kinder erbte, — für die hauptſächlichſte Quelle der Verderbniß und Verwilderung der

älteſten Mexicaner. Sie zog, ſagt er, eine Menge ſchlimmer Folgen nach ſich.

Die Werke der goldenen Venus, — wie es Homer nennt oder, wie es unſer Autor gerade zu nennt, das Geſchäffte der Fortpflanzung, welches, nach den Abſichten der Natur die Bande der zärtlichſten Liebe zwiſchen beyden Aeltern ſo wohl als zwiſchen den Aeltern und Kindern enger zuſammenziehen ſollte, — wurde durch dieſe Vielmännerey und Vielweiberey zu einem bloßen animaliſchen Spiele, wobey eine flüchtige Luſt der einzige Zweck und das einzige Gute war, das man davon hatte.

Die Liebe im edlern Verſtande, die Liebe die eine Empfindung des Herzens iſt, hörte auf.

Eine Frau war für einen Mann — was die Hindin für den Hirſch iſt; und vice verſà.

Die Kinder waren nicht mehr das Liebſte, was die Aeltern in der Welt hatten; ein Kind

hatte gar keinen Vater, eben darum weil ſo viele Männer gleiches Recht an dieſen Nahmen hatten.

Die Kinder wurden alſo, mit ſehr vieler Gleichgültigkeit, der Natur und dem Zufall überlaſſen; und weil ſich die Mütter ſelbſt ſo wenig als möglich mit ihrer Erziehung zu thun machen wollten, ſo entſtand nach und nach die unmenſchliche Gewohnheit, kränkliche oder gebrechliche Kinder wegzuſetzen.

Die natürliche Liebe der Kinder gegen die Aeltern, welche ohnehin keiner der ſtärkſten Naturtriebe iſt, verlohr ſich faſt gänzlich; man war ſeinen Aeltern ſo wenig ſchuldig, daß man ſich weder verbunden noch geneigt fühlte, ſie mehr zu lieben als fremde. Daher die eben ſo unmenſchliche Gewohnheit, abgelebte Leute, welche ſich ihren Unterhalt nicht mehr ſelbſt verſchaffen konnten, Hungers ſterben zu laſſen.

Die Ausgelaſſenheit der Mütter hatte, außerdem daß ſie der Vermehrung nachtheilig war, auch natürlicher Weiſe die ſchlimme Folge, daß die Kinder eine deſto ſtärkere Diſpoſition zu der nehmlichen Neigung erbten, welcher die Mütter am liebſten nachhiengen. Daher eine gewiſſe Salacität, womit ihre Nachkommen angeſteckt wurden, und welche ſich bey der unverdorbnen Natur nicht findet.

Auch die natürliche Liebe eines Menſchen zum andern wurde von Grad zu Grade deſto ſchwächer, da ihre Lebhaftigkeit hauptſächlich von der Zuneigung für die Glieder der Familie, in deren Schoos wir erzogen werden, abhängt; von der Gewohnheit geliebt zu werden, und wieder zu lieben, welche unſerm Herzen mechaniſch und zu einem der dringendeſten Bedürfniſſe wird; von den Beyſpielen der Liebe, der Zärtlichkeit, der gegenſeitigen Aufmerkſamkeit und Dienſtleiſtung, welche uns

von der Kindheit an umgeben; lauter Bedingungen, welche in einer Geſellſchaft keine ſtatt haben, die nur durch den copulativen Inſtinct beyder Geſchlechter, und den Trieb Heerdenweiſe mit einander zu laufen, der den meiſten zahmen Thieren natürlich iſt, zuſammengehalten wird.

Bey einer ſo großen Schwäche der natürlichen Zuneigungen, hatten die eigennützigen Leidenſchaften, die Begierlichkeit, der Zorn, die Rachſucht, kein andres Gegengewicht als das phyſiſche Unvermögen. Ein jeder that alles was ihn gelüſtete, außer wenn er — nicht konnte. Daher Gewaltthätigkeiten und Fehden ohne Zahl, welche ſich, nachdem die Mexicaner zu vielen kleinen Horden aufgewachſen waren, in einen unverſöhnlichen Haß einer Horde gegen die andre, und in ewige Kriege endigten, die ſo lange daurten, als von

jeder

jeder feindſeligen Völkerſchaft noch eine lebende Seele übrig war.

Der emſige und erfindſame Fleiß, die Neigung zum Pflanzen und zum Feldbau, die Begierde Gemächlichkeiten zu erfinden und ſich ein angenehmeres Leben zu verſchaffen, welche die Mutter der Künſte iſt, — wurden im erſten Keim erſtickt. Die Liebe für eine Frau, die wir als die Hälfte unſers Weſens anſehen, die Liebe zu Kindern, in denen wir uns ſelbſt wieder hervorgebracht und vervielfältigt ſehen, — dieſe Liebe iſt fähig, uns der Trägheit zu entreiſſen, welche den einzelnen Menſchen mit jedem erträglichen Zuſtande zufrieden macht; — ſie macht uns auf die kleinſten Bedürfniſſe dieſer geliebten Gegenſtände aufmerkſam, und ſetzt alle unſere Fähigkeiten in Bewegung ihnen abzuhelfen, ihnen zuvorzukommen. Nicht zufrieden, daß dieſe werthen Geſchöpfe nur leben ſollen, wollen wir, daß

ſie angenehm leben. Wir arbeiten, wir erfinden, wir beſſern unſre Erfindungen aus, und gefallen uns in einer Geſchäfftigkeit, welche diejenige, die wir lieben, glücklicher macht. Alles dies hörte auf, ſo bald die zärtlichen Familienbande aufgelöſet waren. Nach und nach ſanken die Nachkommen von Koxkox und Tlaquatzin zu einer gefühlloſen Trägheit herab. Sie behalfen ſich mit wilden Früchten und Wurzeln, wohnten in Grüften oder holen Bäumen, und ſuchten in einem gedanken- und arbeitloſen Müßiggang das höchſte Gut des Lebens.

So ſchildert uns, ſagt Tlantlaquacapatli, die Geſchichte die Sitten unſrer älteſten Vorfahren. — Wie ungleich jener liebenswürdigen Unſchuld, welche den guten Koxkox in den Armen ſeiner zärtlichen Kikequetzal beſeligte, als ſie noch die einzigen Bewohner der fruchtbaren Thäler waren, die ſich am

Fuße

Fuße des Gebürges Kulhuakan verbreiten! — Als Kikequetzal ſich noch nicht träumen ließ, daß ein andrer Mann mehr Mann ſeyn könne, als Koxkox; und dieſer noch nicht gelernt hatte, ſich für unangenehme Augenblicke in ſeinem Hauſe in den Armen einer andern ſchadlos zu halten; als jedes dem andern noch die ganze Welt war; als Kikequetzal, wenn ſie mit Emſigkeit an einem Bette von den weichſten Federn arbeitete, ſich mit dem Gedanken aufmunterte: er wird deſto ſüßer ruhen; und Koxkox, wenn er die Bäume wachſen ſah, die er gepflanzt hatte, ſich an der Vorſtellung ergötzte, daß ſeine Kinder in ihrem Schatten ſpielen würden. — Und wie wenig (ſetzt er mit einem Seufzer hinzu) wie wenig brauchte es, dieſe Unſchuld zu zernichten! der verwünſchte Tlaquatzin! Warum mußt' er ſich in dieſe Gegend verirren! —

Doch Tlantlaquacapatli iſt Philoſoph genung, um ſich bald wieder zu recolligieren, und zu geſtehen, daß wenn gleich Tlaquatzin mit der Tante und ihren zwoen Nichten, nicht

geweſen wäre, hundert andere zufällige Begebenheiten, früher oder ſpäter, die nehmliche Würkung hätten hervorbringen können; und er endiget ſeine Erzählung mit einer Betrachtung, welche wir aus voller Ueberzeugung unterſchreiben. Die Unſchnld des goldnen Alters, ſpricht er, wovon die Dichter aller Nationen ſo reizende Gemählde machen, iſt unſtreitig eine ſchöne Sache; aber ſie iſt im Grunde doch weder mehr noch weniger als die Unſchuld der erſten Kindheit. Wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen an die ſchuldloſen Freuden ſeines kindiſchen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind ſeyn? Die Menſchen ſind nicht dazu gemacht Kinder zu bleiben; und wenn es in der Natur iſt, daß ſie ordentlicher Weiſe, nicht anders als durch einen Mittelſtand von Irthum, Selbſtbetrug, unordentlichen Leidenſchaften, und daher fließendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können — wer will darüber mit der Natur hadern?

Beyträge

zur

Geheimen Geſchichte

des menſchlichen

Verſtandes und Herzens.

Sechstes Buch.

Sechſtes Buch.

I.

Das menſchliche Herz iſt in immerwährender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es iſt ein unerſättlicher Abgrund; ſeine Begierden gehen ins Unendliche, u. ſ. f. — Von wie vielen ſinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerley Art iſt dies nicht geſagt worden! — und wer hat es beſſer geſagt als Blaiſe Paſcal?

Es giebt wenige gelehrte Gemein-Plätze (wenn uns erlaubt iſt, das was man locos communes nennt, durch dieſes Wort im Deut-

ſchen zu bezeichnen) welche, ungeachtet der große Haufe der Gelehrten ſich ſchon ſo viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, ſo erſchöpft, zertreten und ausgenutzt ſeyn ſollten, daß ſie, durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Geſtalt gewinnen, und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten. Vermuthlich hat es mit dem obangezognen die nehmliche Bewandtniß; und wiewohl dieſe Meynung von der Beſchaffenheit unſrer Begierden ſeit unfürdenklichen Zeiten zu ſo vielen ſchimmernden Antitheſen und ſpruchreichen Declamationen Anlaß gegeben hat, ſo könnte doch wohl ſeyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche, und Geheimnißvolle, welches einige deswegen auf die menſchliche Natur geworfen haben, bey genauerer Unterſuchung, verſchwände, und es auch hier ergienge, wie es, nach Tlantlaquacapatli's Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umſehen, ſo haben wir Mühe, dieſen Menſchen zu finden, den die beſagten ſcharfſinnigen und beredten Leute für unſer allgemeines Ebenbild ausgegeben; und ſollte er auch vielleicht in einer kleinen Anzahl ſonderbarer Menſchen zu finden ſeyn, ſo iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Democritus oder Sokrates dieſen letztern, eh ſie ſich mit ihnen eingelaſſen hätten, zuvor eine gute Doſe von Nießewurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umſehen, ſagte ich? Das iſt freylich, was man ſchlechterdings thun muß, um den Menſchen kennen zu lernen; und kennen ſollte man ihn doch, um über ihn zu raiſonnieren. Aber wo iſt derjenige, der, in dieſem wichtigen Geſchäffte, ſich nicht genöthiget ſieht, über das Vergangene durchaus, und über das Gegenwärtige gröſtentheils, aus fremden Augen

zu ſehen? Die wenigen Philoſophen, welche ſeit dem griechiſchen Thales, aus Wiſſenstrieb ausgezogen ſind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu beſehen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenoſſen ſehen können; und Gemelli Carreri, der einzige, meines Wiſſens, der aus beſagtem Triebe, den ganzen Erdboden durchwandert, und alle Meere durchirret zu haben vorgiebt, — dieſer Gemelli, ſo eine wichtige Miene er macht, war gewiß kein Philoſoph.

2.

Es iſt, im Vorbeygehen zu ſagen, verdrieslich, daß alle die herrlichen Dinge, welche uns Plotinus, Proklus, Agrippa, die ehrwürdige Brüderſchaft vom Roſenkreutze, und der Graf von Gabalis von einer geheimen Philoſophie, welche ſich die ganze Natur durch den edelſten Theil derſelben, die

Geiſter,

Geiſter, unterwerfen könne, vorſagen, allem Anſehen nach, bloße Speculationen ſind. Ein bequemer Wagen, von einem Paare fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylphe oder ein Sclave der wunderbaren Lampe zur Bedienung, wäre eine vortreffliche Sache, um einen Mann in den Stand zu ſetzen, die Oberfläche unſers Planeten, mit allem was darauf lebet, webet und iſt, ſo gut kennen zu lernen als ſeine Studierſtube; mit einbedungen, daß er ſich auch der Gabe der Sprachen bemächtigen müßte, ohne welche uns die Condaminen ſelbſt nur ſehr unvollkommne Nachrichten von Menſchen geben können, die ſie nur im Vorbeygehen geſehen haben; wenig beſſer geſehen haben, als wie man die ſchönen Schattenwerke in einem Savojardenkaſten ſieht. Wie viel würde dasjenige was Bacon von Verulam die Schatzkammer der menſchlichen Erkennt-

niſſe

niſſe nennt, dabey gewinnen, wenn ein Philoſoph, der irgend ein verwickeltes moraliſches Problem aufzulöſen hätte, — anſtatt auf etliche unvollſtändige und wenig ſichre Data hin, oder welches beynahe eben ſo viel iſt, auf gerathewohl zu raiſonnieren, oder, welches nicht um den Werth einer hohlen Nuß beſſer iſt, aus willkührlichen Erklärungen und Vorausſetzungen, Deductionen zu machen, welche immer in Gefahr ſchweben, von einer einzigen neuen Beobachtung wie Cartenhäuschen umgeblaſen zu werden, — ſich nur in ſeinen Wagen ſetzen, und ſich in gerader Linie dahinführen laſſen dürfte, wo er das Orakel der Natur ſelbſt befragen könnte; das iſt, wo er weiter nichts zu thun hätte, als die Augen aufzuthun, um zu ſehen was was iſt, ohne ſich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieſes was, und die Bedingniſſe dieſer Möglichkeit und die beſondern Beſtimmungen

mungen dieſer Bedingniſſe a priori ausfündig zu machen.

Ich will hier dahingeſtellt ſeyn laſſen, wie viel oder wenig Hoffnung man ſich zu machen habe, daß unſre Nachkommen einen ſo glücklichen Zeitpunkt für die ſpeculativen Wiſſenſchaften dereinſt erleben werden. Gewiß iſt, daß wir uns bis dahin, gern oder ungern, bequemen müſſen, durch andrer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umſehen wollen. Und dieſe Nothwendigkeit vorausgeſetzt, kann man, wie es ſcheint, mit hinlänglichem Grunde, ſagen, daß dieſer Menſch, deſſen Begierden immer ins Unendliche gehen, und ſich an nichts Irdiſchem erſättigen, unter den Erdebewohnern, ſo wie ſie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beywohnung eines Mannes und eines Weibes entſpringen, eine ſehr ſeltene Erſcheinung ſey.

3.

Der Zuſtand der ſogenannten Wilden

οἱ ῥα θεοισι πεποιθοτες αθανατοισιν
ουτε φυτευουσιν χερσιν φυτον, ουτ' αρωωσιν,

Die ohne zu ackern, zu pflanzen, zu ſäen,
Mit Müßiggang ſich auf Koſten der
Götter begehen,

Wie Homer von ſeinen Cyklopen ſagt: —

Und der Zuſtand der großen aſiatiſchen Deſpoten, (eines Caliphen im alten Bagdad, oder eines Sultan von Indien, zum Exempel) ſcheinen die beyden äußerſten Linien zu beſchreiben, innerhalb welchen das, worinn die Menſchen ihre Glückſeligkeit zu ſuchen pflegen, eingeſchloſſen iſt; — und beyde ſcheinen zu beweiſen: „daß ſich der Menſch mit ſehr wenigem befriedigen laſſe.“

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtſchadale, der Esquimau, der Caraibe, der Hottentott, — Leute, die zum

Theil

Theil unter ſehr verſchiedenen Himmelsſtrichen leben, — wie wenig haben ſie vonnöthen, um mit ihrem Zuſtande zufrieden zu ſeyn?

Die glaubwürdigſten Nachrichten ſtimmen alle darinn überein, daß dieſe in unſern Augen ſo armſelige Geſchöpfe „ſich für die Glückſeligſten unter den Sterblichen halten, und den bloßen Gedanken mit uns zu tauſchen verſchmähen.“

Der Lappe, unter ſeinem berußten kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgeſtreckt, bringt ſeine Muße mit Tabakrauchen zu, (ſagt der Präſident von Maupertuis) und ſieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerica, geſteht ein Mann, der ſie zu kennen Gelegenheit gehabt hat, und mehr Philoſoph iſt, als man es von einem Ordensmann erwarten oder fodern

dern dürfte, der Pater Charlevoix, zu: „daß ſie glücklich ſeyen.“ Er verſichert uns, daß, als einige von ihnen nach Pariß geſchickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüſte dieſer Hauptſtadt der modernen Welt, nicht den mindeſten Eindruck auf ſie gemacht habe; daß ſie mit dem lebhafteſten Verlangen wieder in ihre Heymath zurückgekehrt, und von allem was ſie in Pariß geſehen, nichts ungerne zurückgelaſſen, als die Garküchen, wo ſie immer vollauf zu eſſen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müſſen.

Er iſt ſo billig hinzuzuſetzen: daß es wohl Franzoſen gegeben habe, welche, nachdem ſie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es ſich ſo wohl bey ihnen gefallen laſſen, daß ſie ſich nicht entſchließen können, in die Colonie zurückzukehren, ob ſie gleich ſehr bequem darinn zu leben gehabt hätten; aber daß ſich jemals ein Wilder an die franzöſiſche Le-

bens-

bensart gewöhnt hätte, davon habe man kein Beyſpiel; u. ſ. f. — Kurz, die wilden Nordamericaner ſind in ihren eigenen Augen (und über dieſen Punct wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müſſen) die beneidenswürdigſten Leute unter der Sonne; — und ſind es ohne unſre Wiſſenſchaften, ohne unſre Künſte, ohne unſre Bequemlichkeiten und erkünſtelte Wollüſte; bloß durch Freyheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thieriſchen Bedürfniſſe. Laßt den Wilden in ſeinem Hamak liegen, und Tabak rauchen, gebt ihm, wenn ihn hungert, ſeine Portion Maniok, und ſeine Frau, wenn er genug gegeſſen hat, und ſchenkt ihm Brandtwein aus dem Schedel ſeines Feindes ein, wenn er ſich auf die angenehmſte Art einſchläfern will; das iſt alles was er zur Glückſeligkeit vonnö-

then hat; ſeine rohe Seele erhebt ſich zu keinem höhern Wunſche, und erwartet ſelbſt von jenem Leben keine höhern Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Caliphe, Sardanapal und Heliogabalus vor dieſem Wilden voraus? Worinn iſt die Glückſeligkeit, die ihn ſo lange befriediget als ſeine Nerven ihre Dienſte thun, von des Huronen ſeiner unterſchieden? Die Form macht in der That einigen Unterſchied, aber der Stoff iſt der nehmliche. Ein ewiger Cirkel ſinnlicher Ergötzungen, mit Unabhängigkeit und ſorgloſem Müßiggang vergeſellſchaftet, macht dieſen beneideten Zuſtand aus, welcher ſeinem Beſitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwiſchen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunſch zu thun, oder etwas anders zu bedauren, als daß Erſchöpfung und Unvermögen, allen Zaubereyen der Natur, und allen

Hülfs-

Hülfsmitteln der Kunſt zu Trutz, endlich die wollüſtige Scene ſchließen.

Ein berühmter engliſcher Dichter, der Zeitgenoſſe und Rival des großen Shakeſpeares, Ben Johnſon, ſchildert in ſeinem Alchymiſten, die innerliche Geſinnungen der meiſten Sterblichen, unter der Perſon des Sir Epikur Mammon, nach dem Leben ab. Dieſer Unſinnige hat ſich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf ſetzen laſſen, welche in Ben Johnſons Zeitalter manchen Kopf verrückte, und manchen Beutel ausleerte. Er hofft ſich in kurzem in vollem Beſitze des Steins der Weiſen zu ſehen. Das große Werk berührt beynahe den Augenblick ſeiner Zeitigung. In dreyen Stunden wird die Projection vor ſich gehen. Welche Ausſichten für den üppigen Sir Mammon! ſeine Einbildungskraft wird ſo ſehr dadurch erhöht, daß er von ſeinen ausſchweifenden Hoffnungen als

von Dingen, die er würklich ſchon im Beſitz habe, ſpricht. In dreyen Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, alles was er berührt in Gold verwandeln, ſondern auch dieſes wunderbolle Elixier in ſeiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug ſind, (wie er ſagt) „aus abgelebten Greiſen wieder Jünglinge zu „machen, wahre **Marſe**; fähig Liebesgötter „zu zeugen!“ — Und was für einen Gebrauch wird Sir **Epikur** von ſeinem unſchätzbaren Geheimniſſe machen? — „Ich gedenke (ſpricht er in der Ergießung ſeiner Freude) eine ſo große Menge von Weibern und Beyſchläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weiſen auch hatte wie ich; und vermittelſt meines Elixiers will ich mir einen Rücken machen, wie des Herkules ſeiner war, robuſt genug, um es mit Funfzigen in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten ſollen nicht geſtopft ſeyn; aufblaſen

will

will ich ſie laſſen; Pflaum iſt zu hart. Und dann meinen großen ovalen Saal, den will ich mit lauter Mahlereyen angefüllt haben, wie ſie Tiberius von der Elephantis entlehnte; ſie ſollen ganz ein ander Leben haben als dieſe matten Nachahmungen des ſchaalköpfigen Aretins! —*) Wolken von koſtbaren Gerüchen ſollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder ſo geräumig und tief ſeyn, daß wir darinn ſchwimmen können; und wenn wir wieder herausſteigen, wollen wir uns auf Schasmin und Roſen trocken wälzen. — Meine Spei-

*) Ich habe in dieſem Gemählde einen ſtarken Zug weggelaſſen, weil er für deutſche Leſer zu anſtößig wäre, wiewohl ihn die Engländer ſo gar auf der Schaubühne ertragen können. **Mammon** ſagt im Original:

— — — Then my Glaſſes
Cut in more ſubtil Angles, to diſperſe
And multiply the Figures, as I walk
Nacked between my *Succubæ* — —

ſen ſollen alle in indianiſchen Muſcheln, in Schüſſeln von Agath mit Golde gefaßt und mit Smaragden, Sapphieren, Hyacinthen und Rubinen beſetzt, aufgetragen werden; — Karpenzungen, Haſelmäuſe, und Camcels-füſſe, in Spiritus Solaris und aufgelößten Perlen geſotten,*) u. ſ. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug machen

laſſen,

*) Ben Johnſon bringt hier, ſeiner Gewohnheit nach, ſeine Gelehrſamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerey der alten Römer machte aus einem Raffinement von Sinnlichkeit und Muthwillen, eine Menge ſeltſamer Dinge zu Leckerbiſſen. Die Haſelmäuſe gehörten darunter, aus denen der berüchtigte Profeſſor der catianiſchen Philoſophie, Apicius, köſtliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen antike Lautitias auf ſeiner Tafel haben, Karpenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Faſanen, Salmen, Lampreten, Haſelhühner ſind gut genug für ſeinen Lakayen, ſagt er —

laſſen, der ſo dünn und leicht wie Spinnewe-
ben seyn ſoll —" Mit Einem Worte, die
ausſchweifendeſten Begierden, in welche ſich
Sir Epicur Mammon, in der Entzückung
über ſeinen eingebildeten Schatz, ergießt, er-
heben ſich nicht über den kleinen Dunſtkreis
eines epicuriſchen Schweins, wie Horaz
irgendwo, halb im Ernſte und halb im Scher-
ze, ſich zu nennen beliebt.

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Prote-
ſtation vonnöthen haben, daß ich ſehr weit
entfernt bin, eine ſo thieriſche Sinnesart gut
zu heißen. Aber, ich kann mich eben ſo
wenig verhindern, zu glauben, daß, wenn
Schaam oder Heucheley dem größeſten Theile
der Sterblichen erlaubte, aufrichtig zu ſeyn,
die Meiſten geſtehen müßten, daß ſie, — die
Haſelmäuſe und Schweinsʒitzen, und die in
Perlen gekochte Cameelfüſſe allenfalls ausge-
nommen, — die übrigen Ingredienzien in

 das,

das, was dieſer comiſche Heliogabalus für ſein höchſtes Gut erklärt, ſich ſehr wohl gefallen laſſen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Piſiſtratus an, das feinſte, witzigſte und politeſte Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander! Jener ein Weiſer, ein Geſetzgeber, deſſen Nahme uns noch itzt Ehrerbietung gebeut; dieſer einer von den seltnen Menſchen, bey deren Hervorbringung die Natur ſich ſelbſt zu erſchöpfen ſcheint; ein Mann, der (wenn jemals einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menſchlichen Geſchlechtes zu ſtehen.

Und wie dachte der eine und der andre über den großen Punct, wovon hier die Rede iſt? Ihre Praxis kann, denke ich, am beſten von ihrer Theorie reden.

Ich, (ſpricht Solon in dem kleinen Fragment eines Gedichtes, welches uns Plutarch

tarch aufbehalten hat) weyhe den Reſt mei-
nes Lebens der Venus, dem Bacchus und
den Muſen, den einzigen Quellen aller
Freuden der Sterblichen. — Ich denke das
heißt ſich ſehr offenherzig herausgelaſſen. Es
iſt, wenn man will, verfeinerte Sinnlichkeit,
mit den Freuden der Einbildungskraft und
des Herzens vergeſellſchaftet; aber es iſt doch
immer Sinnlichkeit. Und aus dieſem Tone
ſang der weiſe Solon, nicht etwan in der
Trunkenheit der erſten Jugend, ſondern, wie
der Silberlockichte Anakreon, in einem Al-
ter, welches den Freunden ſeines Ruhms
keinen andern Weg übrig läßt, als zu ſagen,
daß er, wie er ſo geſungen habe, zum zwey-
tenmahle kindiſch geweſen ſey.

Der große Alexander, der, in dem ei-
gentlichen Alter der Leidenſchaften, der be-
ſcheidenſte, der mäßigſte, der enthaltſamſte

unter allen Sterblichen war, blieb es nur ſo lange, als der Durſt nach Ruhme, oder richtiger zu reden, als der Enthuſiasmus für ſeinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie, alle ſeine übrigen Leidenſchaften überwältigte. Aber ſobald er einen großen Theil dieſes romantiſchen Entwurfs ausgeführt und unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten her, mit jedem neuen Schritt, auf ihn eindrangen, ſein Blut ſich genugſam abgekühlt hatte, um auf den Reſt deſſelben Verzicht zu thun, oder wenigſtens mit viel gemäßigterm Eifer daran zu arbeiten: So legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der Glückſeligkeit eben ſo denke, wie die gewöhnlichen Menſchen. Von dieſem Augenblick an, machten üppige Gaſtmähler, Bacchus-Feſte, perſiſche Weine, und perſiſche Schönen den Gegenſtand der Ergötzungen aus, womit er ſich ſelbſt für die Mühe belohnte, die er ſich

gab,

gab, um (wie er einſt im Scherz ſagte), die Athenienſer von ſich reden zu machen.

Pyrrhus, nach Alexandern der ruhmſüchtigſte unter allen Griechen, giebt in ſeinem berühmten Geſpräche mit dem weiſen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine ſehr naive Art zu erkennen, was in ſeinen Augen das ne plus ultra der Sterblichen war. Nachdem ihn ſeine durch Ambition begeiſterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung, endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hat, fragt ihn Cyneas: Und wenn wir nun mit allen dieſen Eroberungen fertig ſind, was fangen wir alsdann an? — Was wir anfangen? ſagt Pyrrhus; das verſteht ſich! dann bringen wir unſer übriges Leben in Ruh und Müßiggang, in Schmäuſen und Feſten und Luſtbarkeiten zu, und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. —

Wahrlich,

Wahrlich, ein ſehr ariſtippiſcher Plan von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken iſt, an welchem weder der weiſe Cyneas noch der weiſe Plutarch etwas anders auszuſetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weiſe genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich ſehr unbillig mißverſtehen, wenn man glaubte, ich wollte damit ſagen, daß Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, laſterhaften Wolluſt geweſen wären. Die großen Männer des Alterthums wußten ſo gut als die Großen und Weiſen unter den Neuern, Geſchäffte mit Ergötzungen, und das was ſie dem Staat, mit dem was ſie ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn glaubten, zu vereinigen. Indeſſen beweiſet ſich doch aus dieſen Inſtanzen, was ſie ſich für Vorſtellungen von der Glückſeligkeit

ſeligkeit in concreto machten, und das iſt was wir beweiſen wollten.

Doch wozu haben wir dieſe einzelne Beyſpiele nöthig? Die hohe Meynung, welche die Erdenbewohner von der Glückſeligkeit, die aus dem Genuße des ſinnlichen Vergnügens entſpringt, von jeher geheget haben, liegt am Tage. Wohl leben und Schmauſen iſt bey allen Völkern einerley; und womit enden ſich alle großen öffentlichen Handlungen, auch die wichtigſten und feyerlichſten, als mit einem Schmauſe? Welches iſt der gewöhnliche Weg, einander Ehre anzuthun, einem Gönner ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, oder ſich einem Großen angenehm zu machen? Ein Schmaus, ein Bacchanal, ein Feſt, wobey, nach Beſchaffenheit der Größe der Perſon, die damit beehrt wird, alle Götter der Freude aufgeboten werden. Bey öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohl-

ſtand

ſtand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weiſe die hohen Bevollmächtigten angelegners zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre ſeiner Nation und ſeines Principalen durch den prächtigſten Schmaus behaupten könne? Sogar, bey Geſchäfften, welche die Auſterität der Richter am Styx, und die Tugend eines Cato erfodern, nehmen Bankette und Ergötzungen wenigſtens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt iſt, wobey man nie nüchtern genug ſeyn kann. Und wir ſollten daran zweifeln, daß die Menſchen ihre höchſte Glückſeligkeit in eſſen, trinken, Müßiggang und ſinnlichen Wollüſten ſuchen?

Doch, wofern uns auch dieſes alles, und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Ueberfluſſe machen, und die Begierlichkeit, womit ſich die übrigen angelegen ſeyn laſſen, reich zu werden, noch einen

nen Zweifel übrig laſſen könnte, wie ſehr die Wünſche der Sterblichen an der Erde kleben; ſo müßten uns die Vorſtellungen davon überzeugen, welche man ſich von jeher, bey allen Völkern, denen das Chriſtenthum keine reineren Begriffe von der Beſtimmung des Menſchen beygebracht, über den Zuſtand der Seligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elyſium der Griechen, die Gimle und Vallhalla der alten Nordländer, und das Paradies der Muhammedaner ſehen einander ſo ähnlich, daß ſie Copeyen des nehmlichen Originals zu ſeyn ſcheinen. Ewige Muße, ewiger Genuß ſinnlicher Wollüſte, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreyen dieſes Ideal von Glückſeligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der große Hauffe ſo dachte, wenn wir ſehen, daß

die

die erhabenſten Philoſophen ihm hierinn mit ihrem Beyſpiel vorleuchteten.

Selbſt in ſeinem überhimmliſchen Lande läßt Plato die ſeligen Geiſter, von Nectar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der ſokratiſche Aeſchines, einer von den würdigſten Schülern des weiſen Atheniensers, ſchildert, aus dem Munde des Magiers Gobryas die beſſere Welt, zu welcher er dem ſterbenden Apiochus Luſt machen will, als einen Ort, „über welchen die frey„gebigen Horen*) einen Ueberfluß aller Ar„ten von Gewächſen und Früchten ausſchüt„ten; wo reine Waſſerquellen die blumichten „Wieſen erfriſchen, auf denen ewiger Früh„ling herrſcht. — Er ziert dieſen ſchönen Ort „mit Hallen für die Philoſophen, und mit „Schauplätzen für die Dichter; er läßt ſeine „Seligen an Tiſchen, welche ſich von ſelbſt

„decken;

*) Die Göttinnen der Jahrszeiten.

„decken, unter einer reizenden Muſik, ſich gůt⸗
„lich thun, und von ihren Banketten zu Concer⸗
„ten und Reyhentånzen aufſtehen; und er vollen⸗
„det das lachende Gemåhlde mit zween Zůgen,
„welche den allgemeinen Wunſch aller Sterb⸗
„lichen zu umſchreiben ſcheinen, und ſich in
„ſeiner Sprache, der wahren Sprache der Mu⸗
„ſen, in vier Worte einſchließen laſſen. —
„ΑΚΗΡΑΤΟΣ ΑΛΥΠΙΑ, und ʽΗΔΕΙΑ
„ΔΙΑΙΤΑ, gånzliche Befreyung von Schmerz
„und Traurigkeit, und ein Leben dem kein
„Vergnůgen fehlt.“ — In der That war die⸗
ſes der gewöhnliche Begriff, den ſich die Grie⸗
chen von dem Zuſtande der ſeligen Schatten
machten; und ich ſehe zwiſchen dieſem Ely⸗
ſium, und dem Lande der Seelen, wohin
die Nordamericaniſchen Wilden ihre Verſtor⸗
benen ſchicken, keinen andern Unterſchied, als
denjenigen, welcher aus den Nůancen ent⸗
ſteht, welche ſich natůrlicher Weiſe zwiſchen

den Vorſtellungsarten eines politen und eines rohen Volkes befinden.

Ich weiß ſehr wohl, daß ſich einige von den aufgeklärteſten Männern unter den Alten einen edlern Begriff von dem künftigen Leben gemacht, und die Glückſeligkeit deſſelben von einer Erhöhung unſrer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmitttelbaren Gemeinſchaft des höchſten Weſens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel iſt dieſes die eigentliche Vorſtellung geweſen, welche ſich die Anhänger des Zoroaſter, und bey den Griechen Pythagoras und Plato von dem Zuſtande der Weiſen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daß eine ſehr kleine Anzahl erhabener Geiſter, welche in mehr als einer Betrachtung eine Ausnahm von den übrigen Sterblichen ausmachen, ſich, wenigſtens in der Specu-

lation,

lation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuſchwingen getrachtet haben, welche gleichwohl ſo weit über die Fähigkeit gewöhnlicher Menſchen erhöht iſt, daß ſie genöthiget waren, ſie in ſinnliche Bilder einzukleiden, um ſich ſelbſt einigermaßen verſtändlich und ihre Leſer oder Hörer gelüſtig zu machen, dieſer unſichtbaren Glückſeligkeiten theilhaft zu werden.

4.

Hätte es, wie aus den angeführten Inſtanzen zu folgen ſcheint, ſeine Richtigkeit damit, daß die Menſchen von jeher ihre höchſte Glückſeligkeit in Freyheit von Schmerzen, Sorgen und Geſchäfften, und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens geſetzt haben, und könnte alſo dieſe Uebereinſtimmung aller Völker für die Stimme der Natur ſelbſt gehalten, und dar-

aus ganz zuverſichtlich geſchloſſen werden, „daß die Glückſeligkeit, welche ſie den Sterblichen hienieden zu ihrem zeitlichen Antheil beſtimmt habe, eine Sache ſey die ihnen ganz nahe, und ſo völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläuftigen Anſtalten bedürfe, um ſich ihrer zu bemächtigen;“ —

Nehmen wir hiezu noch die Betrachtung, daß nach dem unläugbaren Zeugniſſe der allgemeinen Geſchichte, der größeſte Theil der Uebel, welche die Menſchheit gedrückt haben, und noch immer drücken, durch die Mittel ſelbſt veranlaßt worden, womit man dieſen Uebeln abzuhelfen vermeynt oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewiſſem Sinne dem menſchlichen Geſchlechte die äußerſte Verfeinerung der Sinnlichkeit des Geſchmacks, und gewiſſer ſpeculativer Kenntniſſe geweſen, und müſſen wir dem Herrn

Rouſ=

Rouſſeau zugeſtehen, was ſich ohne Unverſchämtheit nicht wohl läugnen läßt, — „daß beydes, Wiſſenſchaften und Künſte, ſo bald ſie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwicklung einſchränkt, — ΜΕΧΡΙ ΤΟΥ ΩΦΕΛΙΜΟΥ — ſo weit ein würklicher Nutzen für die menſchliche Geſellſchaft daher zu erwarten iſt*) — ausgeſchweift ha-

*) Um einer unbilligen Mißdeutung, wozu gewiſſe gelehrte Beurtheiler ſehr geneigt ſcheinen, vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich **das nützliche**, auf welches Sokrates die Wiſſenſchaften und Künſte einſchränkt (wiewohl er eigentlich an dem Orte der **ſokratiſchen Denkwürdigkeiten**, auf welchen hier gezielt wird, nur davon ſpricht, in wie weit ſich ein καλος και αγαθος auf jede Kunſt oder Wiſſenſchaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnteren und ſo weitſchüchtigen Sinne nehme, daß ſelbſt ſolchen gelehrten Beſchäfftigungen, welche nur einen ſehr entfernten und unendlich kleinen Ein-

den, der allgemeinen Wohlfarth mehr nach≈theilig als förderlich geweſen;“

So gewinnt es das Anſehen, als ob die Natur ſelbſt die Entwicklung unſrer Perfectibilität nur bis auf einen gewiſſen Punct geſtatten wolle, und den ſtolzen Verſuch ſich höher zu ſchwingen, mit nichts geringerm als dem Verluſt unſrer Glückſeligkeit beſtrafe.

Wollten wir dem Herrn Rouſſeau glauben, ſo müßte dieſer Punct nicht ſehr weit von demjenigen Stande geſetzt werden, den er uns als unſern primitiven Stand anpreißt. Da wir, ſpricht er, unglücklich genug geweſen ſind, uns von dieſem zu entfernen, ſo wäre wenigſtens zu wün≈

fluß in die Vervollkommung des allgemeinen menſchlichen Syſtems haben, — von des gelehrten **Olaus Rudbecks** Atlantica, bis zu **Altmanns** gründlichem Beweiſe, daß die lingua opica eine Sprache ſey, wovon weder er ſelbſt noch irgend ein andrer Menſch das mindeſte verſtehe, — eine Art von Verdienſt übrig bleibt.

wünſchen, daß wir wenigſtens in jenen erſten Rudimenten des geſelligen Standes, worinn man die americaniſchen Wilden gefunden hat, ſtehen geblieben wären. Dieſer Stand ſcheint ihm das richtige Mittel zwiſchen dem primitiven und zwiſchen der ausgelaſſenen Activität unſrer Eigenliebe zu halten *), und iſt, ſeiner Meynung nach, dem Menſchen der zuträglichſte, den wenigſten Revolutionen unterworfen, kurz, der dauerhafteſte und glücklichſte, aus dem, wie er ſagt, der Menſch nicht anders herausgetrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der um unſers allgemeinen Beſtens willen ſich niemals hätte ereignen ſollen.

*) Ce periode du developpement des facultés humaines, tenant un juſte milieu entre l'indolence de l'état primitif & la petulante activité de notre amour propre, dut etre l'epoque la plus heureuſe & la plus durable. *Diſcours ſur l'inegalité* p. 70.

Wir werden uns in der Folge ein beſonderes Geſchäffte daraus machen, die menſchliche Natur in den Caraiben, und ihren Brüdern in Braſilien, Californien, Canada u. ſ. w. zu ſtudieren, und vielleicht werden wir ſie in dieſen ihren verwilderten Kindern ſich ſelbſt viel ähnlicher ſehen, als es bey dem erſten Anblick ſcheint. Aber ſo beneidenswürdig werden wir ihren Zuſtand ſchwerlich finden, als es dem Herrn R. gefallen hat, ſich ihn einzubilden. Die ſchrecklichen Gemählde, welche uns ſelbſt der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt und ſo weit es die Grundſätze ſeines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit wiederfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenſchaften, und den wüthenden Exceſſen, wozu ſie ſich dahinreiſſen laſſen, macht, ſind nicht ſehr geſchickt, uns den Zufall (wenn es einer war) verwünſchen zu machen, der uns von einem Zuſtand

entfernt

entfernt hat, worinn unmenſchliche Gewohnheiten und barbariſche Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menſchlichen Natur auf die ſeltſamſte Weiſe contraſtieren, und für die Dauer der gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit ſo wenig geſorgt iſt, daß das Vergehen eines einzigen alle Augenblicke den Untergang ſeiner ganzen Nation nach ſich ziehen kann.

5.

Man hat Urſache ſich zu verwundern, wie Herr R. dieſen Mittelſtand zwiſchen thieriſcher Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückſeligkeit der Menſchen gebunden zu haben ſcheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins, als bey einem andern Volke zu finden vermeynt hat, welches nur darum ſo wenig bekannt iſt, weil es, ohne ſo zu ſcheinen, vielleicht das glück-

lichſte unter allen iſt; — einem Volke, deſſen Sitten und Lebensart uns ein ſo reizendes Gemählde von Unſchuld, Ordnung, Freyheit, Ruhe, und unerkünſtelten Tugenden darſtellen, daß wir verſucht würden, die Beſchreibung deſſelben für einen ſchönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverläßigkeit auf einem minder feſten Grunde als dem Zeugniß des oben bereits angeführten Herrn Franz Moore beruhete, eines Augenzeugen, deſſen geſunder Verſtand und aufrichtiger Charakter keinem Zweifel in die Glaubwürdigkeit ſeiner Nachrichten Raum läßt. *)

Dieſes

*) S. The Wonders of Nature and Art Vol. III. Part. 3. chap. 3. pag. 360 ſeqq. und die allgem. Hiſt. der Reiſen Th. 3. S. 178. u. f. Das Buch des Herrn Moore ſelbſt, wovon die letztere den Auszug liefert, iſt mir nie zu Geſichte gekommen.

Dieſes ſeinem Urſprung nach ohne Zweifel arabiſche oder mauriſche Volk hat alle guten Eigenſchaften, die man uns von den Beduinen anrühmt, ohne einige Miſchung von ihren Untugenden. Die Pholeys (ſo nennt ſie Herr Moore) leben Hordenweiſe, in einer Art von Städten, welche jedoch dieſen Nahmen, in Vergleichung mit den unſrigen, nur ſehr uneigentlich führen, da ſie bloß aus einer Anzahl bequemer Hütten beſtehen, welche mit gemeinſamen Umzäunungen, mehr zum Schutz gegen wilde Thiere, als gegen wilde Menſchen, umgeben ſind. Wir würden verſucht, zu ſagen, das natürliche Gefühl, welches ſich bey keinem andern Volke unverfälſchter erhalten zu haben ſcheint, habe ſie gelehrt, was für einen lächerlichen Contraſt Wohnungen, welche für die Ewigkeit gebaut ſcheinen, mit dem vorübergleitenden Traum des menſchlichen Lebens machen, wenn nicht ein mehr unmittel-

barer

barer Grund warum ſie keine feſtern Wohnungen bauen, in ihrer hirtenmäßigen Lebensart, und in der Freyheit läge, worinn ſie ſich erhalten wollen, den Ort zu verändern, ſo bald ſie Urſache dazu haben. Denn ungeachtet ſie auf beyden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negernlandes zerſtreut leben, ſo ſind ſie doch (ſagt Moore) von den Königen deſſelben unabhängig, und brechen auf, ſo bald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigene Vorſteher, welche ihr Amt mit großer Mäßigung verwalten, und wenig Mühe haben, ein Volk, das, ohne eigentliche Geſetze, bloß durch die Güte ſeiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten; ein Volk, das von einer ſo ſanften und friedſamen Gemüthsart iſt, und ein ſo habitüelles Gefühl von Recht und Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen der etwas böſes thut, allen zum Abſcheu iſt, und niemand ſich findet,

der

der ſich ſeiner gegen die Vorſteher annehmen oder ſich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen.“

Da die eigentlichen Eingebohrnen des Landes (denn dieſe Pholeys ſind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, ſo ſind ihre Könige willig genug ihnen ſo viel Land einzuräumen, als ſie anzubauen Luſt haben. Die Pholeys ſind die beſten Viehhirten, und zugleich die emſigſten Pflanzer in ganz Nigritien, und da ſie bey ſo vieler Arbeitſamkeit ſehr mäßig leben, ſo ziehen ſie vielmehr Korn und Baumwolle als ſie ſelbſt verbrauchen.

Sie leben alſo in einem Ueberfluß des Nothwendigen, und ſie machen eben den menſchenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinſchaftlicher Zug der patriarchaliſchen und homeriſchen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter ſich ſelbſt, ſondern erſtrecken

dieſe

dieſe Gutthätigkeit, ſo weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer, und andre Völker unter denen ſie leben. Sie ſind gaſtfrey und leutſelig gegen jedermann; man braucht nur ein Menſch zu ſeyn, und ihrer Hülfe vonnöthen zu haben, um ſie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die Negern es für einen Segen halten, eine Pflanzſtatt von Pholeys in ihrer Nachbarſchaft zu haben?

Bey aller dieſer ausgebreiteten Menſchlichkeit haben ſie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nation nicht vorzüglich zu lieben. Was Einem Pholey begegnet, intereſſiert alle, und ſobald einer von ihnen das Unglück hat, in Sclaverey zu gerathen, ſo vereinigen ſich alle übrigen ihn loszukaufen.

Sie werden ſelten zornig, fährt Moore fort, und nie hab' ich einen Pholey einem andern

dern Scheltworte ſagen gehört. Und gleichwohl rührt dieſe Sanftmuth von keinem Mangel an Herzhaftigkeit her. Denn ſie ſind ſo tapfer als irgend ein Volk in Africa, und wiſſen ſich ihrer eigenen Waffen mit großer Fertigkeit zu bedienen.

Die Pholeys ſind ein wohlgebildetes Volk, und verdienen ſchön genennt zu werden, in ſo ferne ſich die Schönheit mit einer ſchwarzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber ſind angenehm, zärtlich und lebhaft, (ſagt der P. Labat, deſſen von dem Herrn La Růe gezogene Nachrichten von ihnen in vielen Stücken mit Moore's ſeinen ziemlich zuſammen ſtimmen) ſie lieben das Vergnügen, die Muſik und den Tanz, und ſie wiſſen ihre natürliche Reizungen durch einen Putz zu erhöhen, der, ſeiner wiewohl mangelhaften Beſchreibung nach, einen Beweis giebt, daß die Grazien ihren geheimen Einfluß an der Gambra — eben

ſo

ſo gut als ehmals am Eurotas, und noch itzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio, und an den lieblichen Ufern des Hebrus verſpüren laſſen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieſes Volkes, beſonders bey den Weibern; eine unter den Africanern nicht ſehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers eben ſo viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzoſen. Ihre Pflanzſtätte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäßiges Anſehen, ihre Hütten ſtehen in gehöriger Entfernung von einander, und werden ſehr ſauber gehalten. Sie ſind ringsum mit Baumwollen-Pflanzungen, und dieſe mit einer Verpfählung umgeben; außerhalb derſelben iſt auf der einen Seite ein groſſer Platz für ihr Vieh abgeſondert, und auf der andern ein gleich großer Bezirk, den ſie mit indianiſchem Korn anbauen; und das Ganze iſt mit einer undurchdringlichen Hecke

gegen

gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man ſieht, daß hier die Kunſt wenig zu thun hat; aber wer ſieht nicht auch, daß ſie zum Wohlſtande dieſer Glücklichen nichts hinzuthun könnte?

6.

O! Meine Freunde, (läßt Diderot ſeinen enthuſiaſtiſchen Philoſophen Dorval ausrufen) wenn wir jemals nach Lampeduſe gehen, um dort, ferne von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans, ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen, — — —

„Das hat die Natur ſchon lange gethan, lieber Dorval! warum nach Lampeduſe? — An die Gambra, zu dieſem liebenswürdigen Volke wollen wir ziehen, dem einzigen in der Welt, bey welchem gute Menſchen außer Gefahr ſind, unglücklich zu werden: dem einzigen in der Welt, welches ſeines Daſeyns froh

wird; welches durch eine zum Inſtinct gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt; welches niemanden beleidiget, und allen, die es erreichen kann, Gutes thut!“

„Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menſchen, die dieſem Nahmen Ehre machen! Bey dir bringt die Güte der Sitten ganz allein zuwege, was Geſetze und Strafen, was Erziehung, Philoſophie und Religion bey dem policierteſten Volke des Erdbodens bis auf dieſen Tag nicht zu bewürken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verſtand, und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel, die unverfälſchten Eindrücke der Natur aufzufaſſen! Du verfolgeſt, du verdammeſt niemand; keine blinde und grauſame Partheylichkeit verſchließt dein Herz der rührenden Stimme der Menſchlichkeit! Kein nonſenſicaliſcher Schwätzer, kein Sophiſt, der den Unrath ſeines Gehirns in ſubtile Gewebe ſpinnt, um die

ſorg=

ſorglosflatternde Einfalt darinn zu verſtricken, kein heuchleriſcher Marabou, kein feiler Cadi, kein raubgieriger Baſſa, haben ſich wider deine Wohlfarth zuſammen verſchworen! — Glückliches, dreymal glückliches Völkchen! wer ſollte nicht in Verſuchung gerathen dich zu beneiden? — —“

Ein mittelmäßig erfahrner Leſer begreift von ſich ſelbſt, daß dieſe enthuſiaſtiſche Tirade noch lange fortdauren könnte, wenn es ſo ſehr unſer Ernſt wäre als wir die Miene davon hatten. Was für eine feine Satyre ließe ſich bey dieſer Gelegenheit „über alle dieſe Natio„nen machen, welche von der Weisheit ihrer „Verfaſſungen, von der Vortrefflichkeit ihrer „Policey, von ihrem großen Fortgang in den „Künſten und in den Wiſſenſchaften ſo aufge„blaſen ſind!“ —

Was für eine demüthigende Vergleichung ließe ſich zwiſchen uns Europäern, und dieſen

ſen ehrlichen ſchwarzbraunen Pholeyern anſtellen, „welche allen unſern bewundernswürdi„gen Vorzügen zu Trutz, das ſind, was wir „gerne ſeyn möchten, und es eben deswegen „ſind, weil ſie keine ſo mühſame Anſtalten „machen, keine ſo verwickelte, aus ſo unzäh„lichen Triebrädern ſo gekünſtelt und ſo zer„brechlich zuſammengeſetzte Maſchinen ſpielen „laſſen, um zu werden, was man ſo leicht „ſeyn kann, wenn man die Natur zur Führe„rinn nimmt.“ —

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu ſchimmernden Gedanken, und feinen Sprüchen! Aber, wie geſagt, wir haben keine Luſt, uns auf Gemeinplätzen herumzutummeln; und ſo ſchöne Sachen ſich auch immer über dieſen Gegenſtand ſagen ließen, ſo möchte doch wohl ſchwerlich Eine darunter ſeyn, die nicht in den unzählichen Utopien und Severambenländern, womit wir ſeit mehr

als

als zweyhundert Jahren ſo reichlich beſchenkt worden ſind, ſchon mehr als einmal geſagt, und vielleicht ſchon ſo abgenutzt worden, daß ſie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich iſt.

Eine Miſchung von Wahrheit iſt freylich immer in dergleichen Declamationen; aber was nützen ſchielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerinn nehmen! — Nichts iſt bälder geſagt. — Aber wie dann, wenn ein Volk ſich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in Einer immer fortlaufenden Linie von der Natur entfernt hat?

Das Beſte iſt, daß dieſes Volk, ſo gut als ein Comet der ſich einmal von ſeiner Sonne verlaufen hat, (wofern ihm nicht unterwegs ein außerordentliches Unglück zuſtößt) unfehlbar einmal wieder zu ihr zurücke kommen wird.

Aber, wird es nicht wenigſtens eben ſo viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — und dieſe Wiederkehr zu befördern, ſie zu beſchleunigen, und neue Ausſchweifungen zu verhindern; dazu werden wohl ganz andre moraliſche Kräfte als froſtige oder warme Declamationen erfodert werden.

7.

Uebrigens können wir nicht unbemerkt laſſen, daß ungeachtet Herr Franz Moore, unſers Wiſſens, ein ſehr ehrlicher Mann, ein Mann von ſehr geſunder Vernunft, und (was hier allerdings in Betrachtung kommt) weder Philoſoph noch Dichter, und alſo von allen dieſen Seiten ein ſehr glaubwürdiger Mann iſt; dennoch ſeine Nachrichten von den Pholeys noch lange nicht ſo vollſtändig und befriedigend ſind, als ſie ſeyn ſollten, um ein richtiges Urtheil von dieſem Völkchen feſtſetzen zu können. Eine ungeſchmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt ſeine Erzählung beym

erſten Leſen; aber beym zweyten hat man ſo viele Fragen zu thun, und bekömmt ſo wenig Antworten auf dieſe Fragen, daß man am Ende nicht halb ſo zufrieden mit ihm bleibt, als man es anfangs war.

Dies iſt der Fall der allermeiſten von dieſen großen Wandersmännern. Man ſieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu ſehr an, daß ſie an nichts weniger gedacht haben, als daß ſie zu einem andern Gebrauch, als zur Zeitkürzung ihrer Leſer, oder höchſtens zu handelſchaftlichen Ausſichten, würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es ſehr gut wäre, wenn man mit ſeinen eigenen Augen ſehen könnte. Das Wunderbare gewinnt ſelten bey einer genau prüfenden Beobachtung.

Und geſetzt auch, wir würden ſie in allen Stücken ſo finden, wie ſie uns Moore ſchildert, ſo würde es doch dabey bleiben, daß

dieſes Völkchen vor den meiſten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als ſeiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gaſtfreyheit und Leutſeligkeit gegen Fremde und Nothleidende iſt auf dem ganzen Erdboden ein Zug, welcher diejenige Claſſe von Menſchen bezeichnet, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlſtande leben.

Eben dieſes gilt überhaupt von der Unſchuld der Sitten, welche man uns an den Pholeys anpreißt. Dieſe iſt allenthalben, wo Unterdrückung und Elend die Menſchheit nicht zu einem Zuſtande, gegen den der Viehiſche beneidenswürdig iſt, herabgewürdiget hat, — verhältnißweiſe auf dem Lande viel größer als in den Städten.

Moore giebt zu verſtehen, daß es auch unter ſeinen Pholeys Leute giebt, welche zuweilen

weilen Böſes thun. Freylich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Geſellſchaft nicht ſo viel böſe Leute geben kann als in einer großen; und weil eine Menge Laſter, welche in der letztern, unter gewiſſen Umſtänden, nicht gänzlich ausgerottet werden können, oder wohl gar geduldet werden müſſen, in jener nicht einmal moraliſchmöglich ſind.

Im übrigen iſt es ſehr glücklich für die guten Pholeys, daß ſie ringsum von ſchwachen, trägen, und wenig unternehmenden Völkern umgeben ſind, welche überdies mehr dabey zu gewinnen haben, wenn ſie ihnen eine Art von Freyheit laſſen, als wenn ſie verſuchen wollten, ſie zu Sclaven zu machen. Sollte das letztere einmal irgend einem Könige im Negernlande einfallen, ſo würde ein ſo kleines Volck unfehlbar entweder auf einmal unterdrückt, oder durch ſeinen Widerſtand ſelbſt nach und nach aufgerieben werden. Ihre

Sicherheit iſt alſo bloß zufällig, und was iſt Glückſeligkeit ohne Sicherheit? — In dieſem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, ſind ſie nicht mehr!

8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach, ſolche Pholeys waren; da ſie in unzählbare kleine Horden abgeſondert von Jagd, Viehzucht, und einer Art von Feldbau lebten, der, nach Beſchaffenheit des Landes, engere oder weitere Grenzen hatte.

Die Erfahrung hat bewieſen, daß ſich das menſchliche Geſchlechte nicht lange in einem ſolchen Zuſtande befinden kann. Tauſend unvermeidliche Zufälle machen dieſe kleinen Geſellſchaften nach und nach in Große zuſammenfließen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menſchen und der Dinge die ihn

umgeben,

umgeben, gewurzelt ſind, als daß man zweifeln dürfte, wofern durch eine abermalige Cataſtrophe alle Erdenbewohner bis auf eine einzige Familie zuſammenſchmelzen würden, daß die Nachkommen dieſer Stifter einer neuen Welt, mit der Zeit, nicht eben dieſe Zufälle erfahren, und daß dieſe Zufälle nicht eben ſolche Veränderungen veranlaſſen ſollten, als diejenige die mit den Abkömmlingen Sems, Chams, und Japhets vorgegangen ſind.

Ein kleines Volk von ſo einfältiger Lebensart, und von ſo unſchuldigen Sitten als die Pholeys ſind, oder die Negern des Prieſters Abulfaouaris, vor ſeiner Ankunft bey ihnen, waren, iſt unſtreitig glücklich, und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermiſſet, an der ungeheuren Summe der Uebel, die es nicht leidet, die es nicht einmal kennt, und alſo auch nicht

nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher als irgend eine große Nation, in dem Stande worinn ſich die Sachen dermalen noch befinden, es ſeyn kann. — „Das ganze menſchliche Geſchlecht würde alſo glücklicher ſeyn als es itzt iſt, wenn es in lauter ſolche kleine Völkerſchaften abgeſondert wäre?“ — Ja, aber dieſe allgemeine Glückſeligkeit würde ein Augenblick ſeyn.

Immer mag ſie alſo einer poetiſchen Phantaſie Stoff zu reizenden Gemählden von einfältigſchöner Natur und arkadiſchen Sitten darbieten; der Punct kann ſie nicht ſeyn, bey welchem wir, nach den Abſichten der Natur, ſtehen bleiben ſollen. Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückſeligkeit iſt uns zugedacht. Noch ſind zwar die Erdebewohner von dieſem letzten Punct ihrer Beſtimmung hienieden nur allzuweit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlaufen

haben, haben uns denſelben näher gebracht; alle Triebräder der moraliſchen Welt arbeiten dieſem groſsen Zweck entgegen; und ſo bewundernswürdig hat der Urheber der Natur ſie zuſammengeſtimmt, daſs ihre anſcheinenden Abweichungen und Unordnungen ſelbſt im Ganzen zu Beförderungsmitteln deſſelben werden müſſen.

Aeuſserſte Verfeinerung der ſchönen Künſte, des Geſchmacks und der Lebensart ſind zugleich eine Folge und eine Urſache der äuſserſten Ueppigkeit und Ausgelaſſenheit der Sitten. Dieſe minieren einen Staat ſo lange bis er endlich zuſammenſtürzt. Aber wenn ſich ein ſolches Phänomen in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunct ereignet, wo zugleich die Philoſophie und der ganze Inbegriff der nützlichen Wiſſenſchaften und Künſte mit nicht wenigerm Eifer angebaut worden iſt: ſo wird der eingeſunkene Staat in kurzem

zem, neubelebt und in einer ungleich beſſe-
ren Geſtalt und Verfaſſung ſich aus ſeinen
Ruinen wieder emporheben, und, durch ſeine
Erfahrung weiſe, die ſchwere Kunſt geltend
machen, die Privatglückſeligkeit mit der
öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Ein
Phänomen, von welchem, aller Wahrſchein-
lichkeit nach, manche die dieſes leſen, noch
Augenzeugen werden dürften!

9.

Der Stand der Wilden iſt die wahre Ju-
gend der Welt, ſagt Rouſſeau, und alle
weitern Progreſſen ſind zwar, dem Anſchein
nach, eben ſo viele Schritte zur Vollkom-
menheit des einzelnen Menſchen, in der
That aber zur Abnahme, Verunſtaltung
und Ausmergelung der Gattung geweſen!

Gerade das Wiederſpiel, Herr Rouſſeau!
Die Vereinigung der Menſchen in große Ge-
ſellſchaf-

ſellſchaften iſt in vielen Stücken dem einzel-
nen Menſchen nachtheilig, und befördert hin-
gegen die Vollkommenheit der Gattung.

Der polizierte Menſch iſt nicht ſo ſtark, nicht ſo geſund, nicht ſo behende, nicht ſo herzhaft, nicht ſo frey, nicht ſo zufrieden mit ſeinem Zuſtande als der Wilde. — Dies iſt von dem gröſseſten Theile der Einzelnen Perſonen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rouſſeau ſelbſt hat es ſo gut bewieſen, als man es nur verlangen kann.

Aber der polizierte Menſch weiß ſich aller ſeiner Kräfte unendlichmal beſſer zu bedienen, iſt unendlichmal geſchickter ſeinen Wohlſtand dauerhaft zu machen, weiß ſich unendlichmal mehr Vergnügungen zu verſchaffen, eröffnet ſich tauſend neue Quellen von Glückſeligkeit, die dem Wilden ganz unbekannt ſind, iſt unendlichmal mehr Herr über

die

die Natur, u. ſ. w. — Alles dies iſt von den meiſten Einzelnen mehr oder weniger falſch, und von der ganzen Gattung wahr.

Herr R. hat alſo eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabey zu verwundern iſt, ſo iſt es, wie er ſie hinſchreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig ſie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden, oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem primitiven Stande noch nahe iſt, ein Palladio, ein Raphael, ein Erasmus, ein Galilei, ein Corneille, ein Metaſtaſio, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton gebildet werden. — Und wer kann ſo unwiſſend, oder ſo unbillig ſeyn, die großen Vortheile zu mißkennen, welche ſich, nur allein von zehn ſolchen Männern, unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten; und

mit

mit der Zeit über die ganze Gattung ausbreiten werden.

Bedürfniſſe und Talente vermehren und verfeinern ſich in großen, oder wenigſtens emporſtrebenden Geſellſchaften,*) durch eine wechſelsweiſe Wirkung in einander, ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde ſich in Achtung zu ſetzen und Einfluß zu habem, — um der Vortheile zu genießen, die damit verbunden ſind — (denn welcher unter uns bekümmert ſich um die Achtung der Japaner?) nöthigt hundert tauſende zu einer Anſtrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und ſo wird durch den feinſten Mechanismus der Natur das Principium der Trägheit ſelbſt, deſſen Gewicht den Wilden zu den Thieren

*) Die alten griechiſchen Republiken waren von der letztern Claſſe.

Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Geſellſchaft zu einer Quelle von Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Geſellſchaften in große, ohne Geſelligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Colliſionen der mannichfaltigen Intereſſen aller dieſer größern und kleinern Syſteme von Menſchen, würden die edelſten Fähigkeiten unſerer Natur ewig im Embryon eingewickelt ſchlummern.

Ohne ſie würde die Vernunft des Menſchen niemals zur Reife gelangen, ſein Geſchmack immer roh, ſeine Empfindung immer animaliſch bleiben. Mit ſtupiden Augen würde er den geſtirnten Himmel anſchauen, ohne ſich träumen zu laſſen, daß er fähig ſey, die innern Bewegungen dieſes unermeßlichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals ein Mittel geworden ſeyn, ſeinen geiſtigſten Gedanken einen Leib zu geben, und

die leiſeſten Regungen ſeines Herzens andern verſtändlich zu machen. Tauſend bewunderns- würdige Künſte würden, in ſeinem Gehirne begraben, von ſeinem plumpen Witz nicht entdeckt worden, und ſeiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Muſen wür- den ſeinen Geiſt nicht verſchönert, die Gra- zien ſeine Freuden nicht veredelt, die Wiſ- ſenſchaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, ſich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie iſt es möglich ſie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zu- fälligen Uebel, welche mit dem geſellſchaftlichen Stande verbunden ſind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Urſachen die bewährteſten Mittel gegen dieſe liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, ſo wie jene ſteigen, dieſe abnehmen, und je- der Schritt, den wir zur Vervollkommung der

Gattung thun, eine Quelle von phyſiſchen oder ſittlichen Uebeln ſtopft, welche der allgemeinen Glückſeligkeit hinderlich waren.

10.

Es iſt wahr, alles was, von dem Hermes der Aegypter an, durch die weiſeſten und würkſamſten Geiſter, durch die Heroen, durch die Geſetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moraliſchen Welt, zum allgemeinen Beſten der Gattung noch gewürkt worden iſt, beſteht nur in Bruchſtücken, in Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet daliegen. Aber es iſt eben ſo wahr, daß dieſe Materialien nur auf die Vereinigung günſtiger Zufälle mit der zuſammengeſtimmten Activität großer Seelen warten, um zu dem Einzigen Werke, was

würdig

würdig iſt, jede fühlende und denkende Seele zu begeiſtern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Philoſophie, und ihr, liebenswürdige Künſte der Muſen! — Ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menſchen gezähmt, in Städte vereiniget, Geſetzen unterwürfig gemacht und mit der edeln Liebe eines gemeinſchaftlichen Vaterlandes beſeelt! — Eurer freundſchaftlich vereinigten Würkſamkeit iſt es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen, und aus allen Völkern des Erdbodens, — dieſes Sonnenſtaubs in dem grenzloſen All der Schöpfung — Eine brüderliche Nation von Menſchen zu machen, welche durch keine Nahmen, keine Wortſtreite, keine Hirngeſpenſte, kein kindiſches

Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügigen Abſichten und verächtliche Privatleidenſchaften, wider einander empört, ſondern von dem ſeligen Gefühl der Menſchlichkeit durchwärmt, und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu verſorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunſt, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft, ſeit ſo vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in Ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. **Eurer** freundſchaftlich vereinigten **Würkſamkeit** iſt es aufbehalten, dieſes glorreiche Werk zu Stande zu bringen, ſage ich. Denn, getheilt, oder durch unſelige Vorurtheile entzweyt, und unter euch ſelbſt uneins, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Beſtimmung erreichen. Getheilt werdet

ihr,

ihr, wider eure Abſicht, Böſes ſtiften; vereinigt werdet ihr alle Menſchen glück-lich machen!

Schwärme ich? — Es ſollte mir leid ſeyn, wenn nur Einer von denen, welche vor-züglich dazu berufen ſind, auf ein ſo edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der Einzige allgemeine Endzweck der Natur, der ſich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Abſicht in ihren Werken iſt, eine Schimäre ſey.

Iſt es eine Schimäre? — Nun ſo wiſ-ſen wir, was wir von dieſer ſublunariſchen Welt zu denken haben.

So macht alles zuſammengenommen eine ſo ſchaale, ſo bürleske, ſo nonſenſicaliſche Tragi-Comiſche-Paſtoral-Farce aus, daß

man

man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getroſt aufbieten kann, eine ſchaalere zu erfinden! So ſind alle Narren weiſe Leute, und die Sokraten und Ariſtoteles, die Epaminondas und Timoleone, von jeher die einzigen Narren in der Welt geweſen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

E N D E.

Verzeichniß

der beträchtlichſten Druckfehler im I. Th.

Seite 37	Zeile 2	leſet:	Nüſtern.
41	— 7	—	auf ſtatt auch.
81	— 10	—	Maſúlhim.
93	— 2	—	Zellen ſtatt Teller.
121	— 7	—	Hermes.
194	— 13	—	nehm' ſtatt nehm.
195	— 13	—	reſpectiert ſt. reflectirt.
198	— 8	—	Demokritus.
199	— 1	—	Parmenides
213	— 11	—	phyſicaliſchen.
224	lin. ultima		Sachen ſtatt Sache.
225	Z. 3	—	würden ſtatt würde.
235	— 6	—	nichts ſtatt nicht.
239	— 11	—	ihr ſtatt ihre.
252	— 9	—	der edelmüthigſte.

62-18
Nov 6
H. Jantz

3770
40646